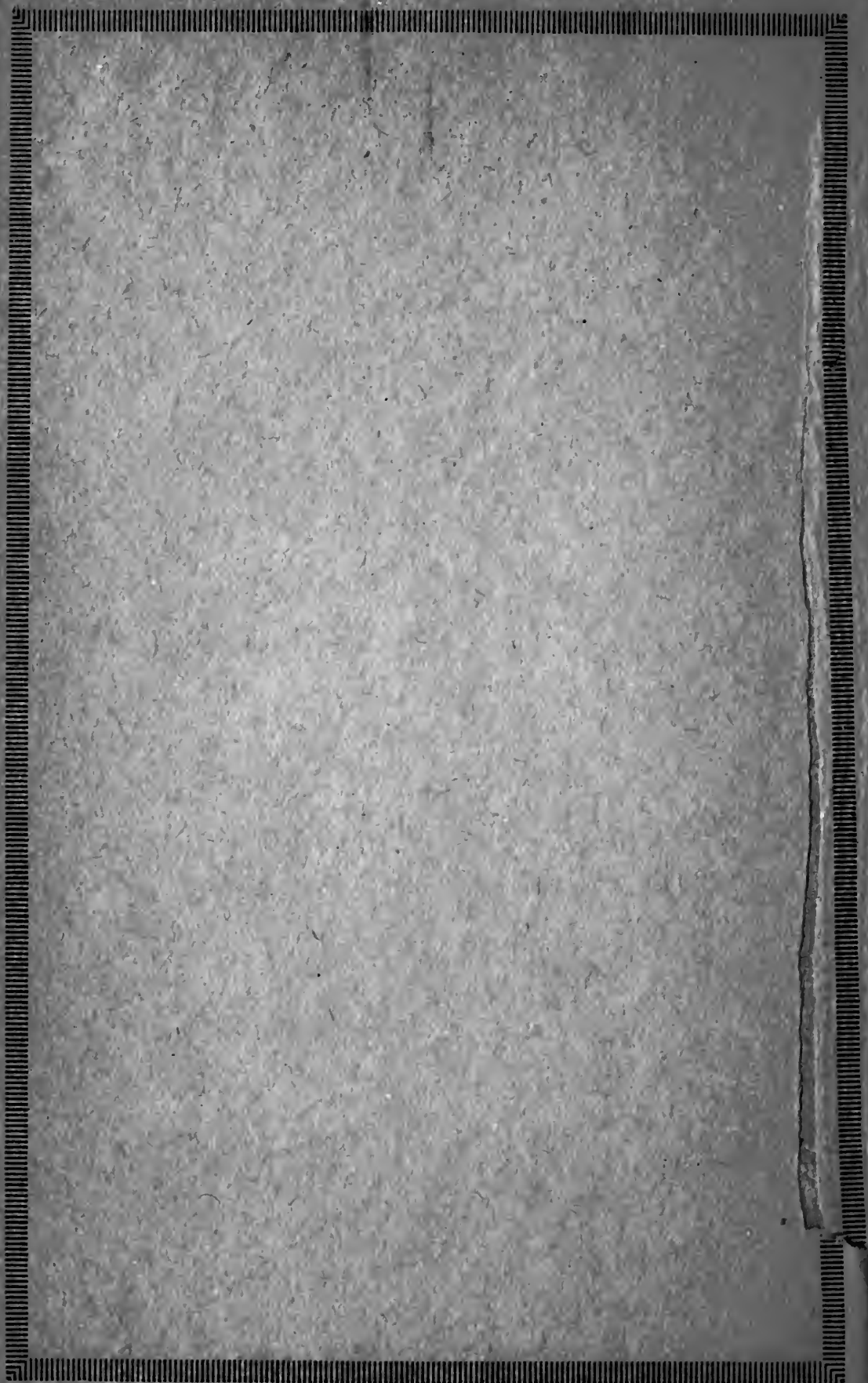


B67-7398

55

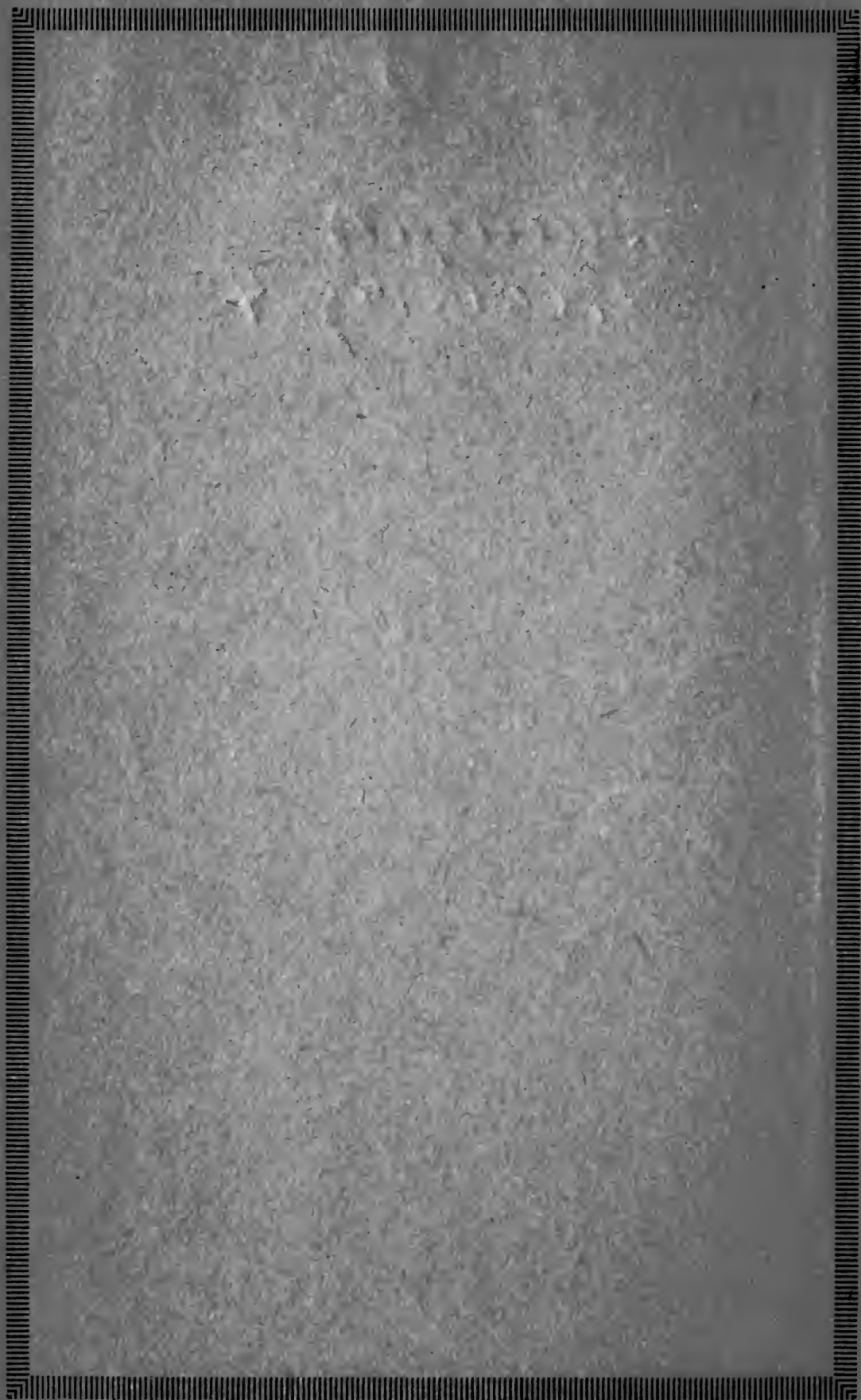






Briefe an eine Freundin

Leipzig
Kleinweg 4



Briefe von Wilhelm
von Humboldt an
eine Freundin



Deutsche Bibliothek in Berlin

Für die Deutsche Bibliothek ausgewählt und
herausgegeben von Alexander von Gleichen-
Rufwurm

Wilhelm von Humboldt und Charlotte Diede

Ein kleiner Kupferstich aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts zeigt die Hauptallee des Bades Pyrmont, unter deren uralten Linden die jungen Empfindsamen auf und ab wandelten. Von den vornehmen und eleganten Studenten der Universität Göttingen trieb es so manchen, einige Tage Erholung in dem hübschen Badeort zu suchen, wo sich während der Sommermonate ein ziemlich internationales Leben entwickelte. So kam auch Wilhelm von Humboldt, der in Göttingen Philosophie und Geschichte studierte, am 18. Juli 1788 auf drei Tage nach Pyrmont, um sich nach dem einförmigen Leben der kleinen Universitätsstadt „ein wenig an Welt- und Menschenkenntnis“ zu bereichern. Er stieg in einem Hause ab, in dem zufällig der alte Pfarrer Hildebrand aus Lüdenhausen mit seiner Tochter Charlotte Aufenthalt zum Kurgebrauch genommen hatte. Man lernte sich dem Zug der Zeit entsprechend schnell und unbefangen kennen. Der idealgesinnte Jüngling und das schwärmerisch angelegte Mädchen fanden sich in anregendem Gespräch über Gedanken und Personen, über die Welt und die Poesie, auf den weißen Bänken sitzend im Schatten der mächtigen Linden. Nach drei glücklichen Tagen schrieb Humboldt der raschgewonnenen Freundin ins Stammbuch: „Gefühl fürs Wahre, Gute und Schöne adelt die Seele und beseligt das Herz; aber was ist es, selbst dieses Gefühl, ohne eine mitempfindende Seele, mit der man es teilen kann! Noch nie wurde ich von der Wahrheit dieses Gedankens so lebhaft und so innig durchdrungen, als in dem jetzigen Augenblick, da ich mich auf ungewisse Hoffnung des Wiedersehens von Ihnen trennen muß.“ Humboldt reiste ab und hörte von der Pfarrerstochter Hildebrand nichts mehr, bis sie im Jahre 1814 als eine arme, vom Leben zerschellte Frau Hilfe bei ihm suchte und fand.

Als Humboldt sie kennen lernte, war Charlotte mit einem Doktor Diede aus Kassel verlobt. Er soll ein schöner und eleganter Mann gewesen sein, dem reiche Mittel gestatteten, ein frohes, unbekümmertes Leben zu führen. Vielleicht geblendet durch seine

äußeren Vorzüge und geschmeichelt, daß ein vielgerühmter Kavallerist sich in ihre Schönheit verliebte, vielleicht genährt von dem romantisch-phantastischen Wunsch, aus der Dorfeinsamkeit herauszukommen und in der Hauptstadt Kassel eine Rolle zu spielen, nahm Charlotte auf Rat einer Freundin die Werbung des Mannes an, ohne ihn zu lieben und ohne den Widerspruch des Vaters zu achten, der sogar drohte, sich von ihr loszusagen. In den Gesprächen mit Wilhelm von Humboldt wurde sie sich erst des seelischen Unglücks voll bewußt, auf das sie ihr Leben aufzubauen gedachte, und die ganze Empfindsamkeit des ausklingenden Jahrhunderts kam über sie. Jene geistige Freundschaft, von der Humboldt im Stammbuchblättchen gesprochen, wurde nun ihr Traum und ihre Sehnsucht in allen Wirrnissen, die das Schicksal ihr reichlich brachte und die sich lesen wie Kapitel eines spannenden Romans.

Nach Charlottens Heirat mit Doktor Diede zog das junge Paar in die Hauptstadt Kassel, die damals den Ruf hatte, überlustig und gar nicht streng in sittlicher Beziehung zu sein. Die schöne Frau wurde sehr bewundert und von der Herrenwelt umschwärmt. Sie verliebte sich in einen Offizier, der sich vieler Erfolge bei Frauen rühmen konnte, und erweckte durch ihre deutlich zur Schau getragene Gleichgültigkeit gegen Diede dessen Eifersucht. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen, Charlotte verlangte die Scheidung, ihr Mann gewährte sie nicht. Da floh die romantisch angelegte Frau in das Haus ihres Geliebten, provozierte den Skandal und zwang dadurch den Gatten zur Scheidung, bei der sie alle Schuld auf sich nahm. Schwere Enttäuschungen bereitete ihr der unkluge Schritt, Familie und Freunde sagten sich von ihr los, einige Jahre lebte sie an Seite des Offiziers, ohne eine Heirat zu erreichen, er hielt sie lange durch Versprechungen hin, bis sie die Nachricht seiner Verheiratung mit einer anderen erfuhr. Während der französischen Okkupation verlor sie den größten Teil ihres Vermögens, so daß sie gezwungen war, sich nach Erwerb umzusehen.

In König Jeromes lustiger Hauptstadt gelang es ihr, als Putzmacherin genügendes Auskommen zu finden. Die reichen geschmackvoll gewundenen Ballgarnituren aus künstlichen Blumen, die von

Paris aus in Mode gebracht waren und mit leichter Grazie das antikisierende Gewand schmückten, wurden kleine Kunstwerke in Charlottens geschickten Händen. Manche Dame, die sich bei der einsam gewordenen Frau zarte Gewinde für lustige Abende bestellte, interessierte sich für das Schicksal der einst Gefeierten, und leises Grauen lief fröstelnd über die nackten Schultern, dachte ein lebensfrohes junges Geschöpf an die Wandelbarkeit des Lebens, die in jenen seltsamen Zeiten besonders augenfällig ins Schicksal trat. Es dauerte nicht lange, bis König Jeromes glänzender Karneval armseligen Festen Platz machte. Niemand bestellte mehr bei Charlotte Diede teuren Puz, so daß diese sich genötigt sah, in einen billigeren kleinen Ort zu ziehen. Verschiedene resultatlose Liebesgeschichten hatten außer den Nahrungsforgen dazu beigetragen, ihre Nerven gründlich zu zerrütten.

Mehr als einmal mag sie in zitternden Händen das Stammbuchblättchen gehalten haben, dessen Zeilen die sentimentale Erinnerung, den Freundschaftstraum ihres Lebens bargen! Fast ein Menschenalter war verflossen, seit sie Humboldt gesehen. Ihm hatte sich das Leben nach der angenehmsten Seite gezeigt, die Ehren des Staatsmanns, die Berühmtheit des Gelehrten war ihm zuteil geworden. Charlotte mußte zweifeln, ob er sich ihrer überhaupt noch erinnerte, ob ihm die Pyrmontener Tage, die ihr selbst so unvergeßlich waren, nicht aus dem Gedächtnis entweichen mußten, im Drang der Geschäfte, in der beständigen Bewegung einer großen, für ihn stets wechselnden Welt. Humboldt lebte damals in Wien als „Königlich Preußischer Staatsminister auf dem Kongreß“, wie Charlotte Diede auf der Adresse ihres Briefes bemerkte, dem sie das Stammbuchblättchen als Legitimation beilegte. Sie wandte sich in ihrer Not an Humboldt mit folgendem Brief:

An den Freiherrn von Humboldt,

K. P. Staats-Minister, auf dem Kongreß in Wien.

„Nicht an Ew. Excellenz, nicht an den Königlich Preußischen Minister, — an den unvergessenen, unvergeßlichen Jugendfreund

schreibe ich, dessen Bild ich eine lange Reihe von Jahren verehrend im Gemüt bewahrt, und gern und viel dabei verweilt habe, der nie wieder von dem jungen Mädchen hörte, das ihm einst begegnete, mit dem er drei fröhliche Jugendtage verlebte in jenen schönen Gefühlen, die uns noch spät in Erinnerung beseligen und erheben. Der Name, auf den die Welt jetzt mit großen Erwartungen blickt, der Platz, auf den Sie früh durch Geist und Namen gestellt waren, machte es mir nicht sehr schwer, von Ihnen zu hören und Sie mit meinen Gedanken zu begleiten. Ich erfreute mich an allem Großen und Schönen, was ich las oder hörte, nahm meinen Anteil von dem Wahren und Guten, suchte den Sinn wie früher zu verstehen, dem Geist zu folgen, auch wenn ich ihn nicht gleich faßte. Das alles läßt sich nur durch Worte andeuten, aber nicht sagen. Nur einmal Sie wiederzusehen, wäre es auch nur in der Ferne, war und blieb ein vergeblicher Wunsch. Durch Freunde, welche kürzlich einige Zeit in Berlin lebten, erfuhr ich ausführlicher, was ich schon wußte, daß Ew. Exzellenz mit einer höchst geistreichen und eben so edeln Dame sehr glücklich vermählt und Vater sehr liebenswürdiger Kinder sind, welche reiche Hoffnungen geben.“

„Ich lege hier ein Blättchen ein, das Ihnen drei in Pyrmont verlebte Jugendtage zurückerufen wird. Ich habe das liebe Blättchen unter den kleinen Heiligtümern der Jugend sorgfältig vor allen andern bewahrt, als das einzige Pfand und Siegel der reinsten und zugleich der einzigen wahren Lebensfreude, die mir das Schicksal zugewogen. Dies Blättchen ¹⁾ (das ich mir zurück erbitten darf) wird Ew. Exzellenz eine Bekanntschaft zurückerufen, welche die großen Bilder und Erscheinungen des Lebens längst verwischt und ausgelöscht haben werden. Im weiblichen Gemüte bleiben solche Eindrücke tiefer und sind unwandelbar, umsomehr, wenn es (welche Bedenklichkeit sollte ich finden, Ihnen nach 26 Jahren diesen Beweis von Verehrung zu geben?) wie bei mir, die ersten ungelannten, unerkannten Regungen erster, erwachender Liebe waren, so geistiger Art, wie sie wohl bei der edleren Jugend immer sind. Für die weibliche Jugend und die Entwicklung des Charakters aber ist es gewiß

¹⁾ Faksimile.

von der höchsten Wichtigkeit, für welchen Gegenstand die ersten Gefühle erwachen. Auch knüpften sich, was selten ist, durchaus keine trüben oder schmerzlichen Gefühle daran, sondern sie wurden von großem Einfluß auf die Ausbildung meines Charakters und Gemüths."

„Die Gefühle wandelte die Zeit. Das tief ins Gemüt gesenkte, teure Bild erbleichte nie mehr. An dies geliebte Bild, das höher und immer höher erschien, lehnte sich fort und fort mein Ideal von Männerwert und Hoheit. Hier ruhte ich aus, wenn ich unter dem schweren Leben am Erliegen war, hier ermutigte ich mich, wenn aller Mut sank, hier richtete ich mich auf im Glauben, wenn der Glaube an Menschen schwankte. Glauben Sie mir, ewig geliebter Freund! (Sie verzeihen dem Herzen diese Benennung) ich bin gereift unter großem, mannigfaltigem Schmerz, nicht entadelt, noch je durch unwürdige Empfindungen entweiht. Ew. Exzellenz sind, das erkenne ich im eignen Busen, noch derselbe, der Sie waren, wie wir uns einst begegneten. Die Höhe des Lebens, der Glanz der äußeren Stellung mögen für viele Klippen sein — hohe Naturen erlangen Reife und Vollendung, gleichviel, ob im Sonnenstrahl des Glücks oder im Schatten schwerer Verhängnisse. Der Gehalt in unserer Brust, wie die Form unsers Geistes, beides ist gewiß ohne Wandel, beides ewig."

„Wie es mir erging? was ich erlebte? das werden Sie jetzt fragen. Es ist eine lange Reihe von Jahren, von der die Rede sein muß, dennoch läßt sich viel auf ein Blatt bringen, aber das gibt kein Bild, wird Ihnen nicht genug sein. So will ich suchen, Ihnen im äußeren Leben das innere in seiner Tiefe und ernstern Entwicklung zu zeigen. Ob und wie ich mich bemühen werde um Kürze, wird es doch einige Blätter füllen, die Auswahl und Zusammenstellung kann nur schmerzlich sein, wenn man sich in Gegenden umsieht, die gleichsam mit unsern Tränen benetzt sind. Wenn ich daher mich nicht so kurz fassen kann, wie es Respekt für die Person und die Zeit des mit den wichtigsten Angelegenheiten beschäftigten Ministers gebietet, so vertrete mich bei diesem der Jugendfreund. Legen Ew. Exzellenz die Blätter zurück für eine Stunde, die den Erinnerungen gehört."

„Die Zeit, bis wo wir uns kennen lernten, gehörte der ersten Jugend, und diese war harmlos im stillen, friedlichen Schatten eines gebildeten, sorgenlosen Familienlebens auf dem Lande hingeflossen. An teuern Eltern hatte ich nur Rechtschaffenheit und Güte und Beispiele vieler Tugenden gesehen. Ein mehr als ausreichendes Vermögen erlaubte ihnen in jener einfachen Zeit viele Unnehmlichkeiten des Lebens, besonders auch des häuslichen Lebens; demgemäß war auch die Erziehung ihrer Kinder; sie war vor allem, wofür ich sehr dankbar bin, in sittlicher Hinsicht sehr sorgfältig. Mein Vater, in ziemlich freier, unabhängiger Lage, indem meine Mutter dem Hause mit seltener Einsicht und Würde vorstand, ließ sich in seinen Neigungen gehen, die ihn vor allem in die Vorzeit und die Studien der Vorzeit zogen. Er lebte nur im Klassischen, war nur umgeben mit klassischen Werken. Die neue Lektüre zog ihn nicht an, ja ließ ihn unbefriedigt. Damit in Übereinstimmung war auch sein Umgang. Aus den nicht immer gelehrten, aber immer ernstern Unterhaltungen, die ich still anhörte, nahm ich vielleicht früh, und früher als andre, den Grund meiner intellektuellen Bildung und genoß auch früher, als es gewöhnlich ist, das Glück, bedeutenden Personen näherzustehen, mit großer Güte behandelt und ihres Anteils gewürdigt zu werden. Auf diese Art wurde ich, meinen natürlichen Anlagen gemäß, früh zum Nachdenken geführt und mehr durch Zuhören als durch Unterricht, mehr durch Nachdenken als durch Kenntnisse und Talente auf den Weg der Bildung geleitet. Die ernste Richtung, die so, schon als Kind möchte ich sagen, meine Seele nahm, schützte vor vielen jugendlichen Torheiten und Frivolitäten, nährte aber zugleich mehr, als es wenigstens zum Glück des Lebens gut ist, den Hang zum Idealen. Dabei bildete sich mehr und mehr, denn es war schon sehr früh, ja schon in der Kindheit entstanden, ein hohes, beseligendes Bild von Freundschaft in mir aus, das mir das größte, einzige Erdenglück erschien. Die erste Erzählung, die mir durch öfteres Lesen genau bekannt wurde und mich begeisterte, war die allerdings wunderschöne Gesinnung und Handlungsart Jonathans gegen den zurückstehenden David. Alle Beispiele aus alter und neuer Zeit sammelte ich —

Richardsons Clarisse gab den vollen Ausschlag. Jeder Aufopferung fähig, glaubte ich, nur für dies Glück geboren zu sein, und verlangte nichts Höheres. In Pyrmont war nun diese Überzeugung bis zur Begeisterung gesteigert und wurde bald die tiefe und unendliche Quelle vielfacher leidenvoller Verhängnisse und schmerzlicher Verwickelungen. Verzeihen Sie diese Einleitung, die ich nötig glaube, um das Folgende richtig zu beurteilen.“

„Nun gehe ich über zu der Schmerz- und ereignissschweren Vergangenheit und von da zu der drückenden und zerdrückenden Gegenwart, die mir eigentlich zu diesem Schritt den Mut gegeben hat. Es wird schon leichter werden, da während des Schreibens bis hierher nach und nach das seelenvolle Vertrauen zurückgekehrt ist, womit wir uns einst in den Pyrmonter Alleen besprachen und verstanden.“

Das Vertrauen Charlottens wurde nicht getäuscht. Auf Humboldts Rat siedelte sie nach Göttingen über und konnte sich dank Humboldts Freigebigkeit während einiger Jahre geistig und körperlich erholen. Es ist seltsam, daß die durch Leiden früh gealterte Frau auch hier die Gabe hatte, junge Männer in ihren Kreis zu ziehen, geistig anzuregen und in einer Art von ganz einfachem Salonleben für die Geselligkeit zu bilden. Wenn wir hören, daß ihr junge Engländer aus den vornehmsten Familien, Hannoveraner und Preußen treue Dankbarkeit bis zu ihrem Tode bewahrten, begreifen wir, daß diese unglückliche Frau großen „Charme“ besitzen mußte, und verstehen auch die rührende Sorgfalt, mit der ein Humboldt die alternde in seinen Briefen umgab. Im Jahre 1817 zog sie dauernd nach Kassel zurück, beschäftigte sich wieder mit der Anfertigung künstlicher Blumen, verkehrte in einigen befreundeten Familien und spann sich in jene vertrauende sentimentale Freundschaft mit Humboldt ein, die das Glück ihres Lebens ausmachen sollte. Beide sahen sich nur noch zweimal flüchtig, einmal begegneten sie sich in Frankfurt a. M. und einmal (im Jahre 1828) besuchte Humboldt die Freundin in ihrer Kasseler Gartenwohnung, als er, in diplomatischer Mission nach Paris und London geschickt, Kassel berührte. Der Briefwechsel endet mit Humboldts Tod im Frühjahr 1835.

Einen großen Teil der Originalbriefe hat Charlotte Diede verbrannt und nur in Abschrift zurückbehalten, auch in den anderen ist manches von ihrer Hand geändert und ausgelassen, was sich auf periodische Fragen und Außerlichkeiten des Lebens bezieht. Den Wert der Briefe im philosophischen Sinn hat sie dadurch nicht verändert, denn er besteht in dem reichen Schatz an Lebenserfahrung, den der Freund Schillers und Goethes, der weitgereiste Diplomat und große Gelehrte in einem selten schönen, harmonischen Leben sammeln konnte.

Im Jahre 1847 (bald nach Charlottens Tod, gest. 1846) erschien durch Barnhagens literarische Beihilfe die erste Ausgabe der Briefe, denen im Laufe der Zeit viele Aphorismensammlungen und Auszüge entnommen wurden. Eine vollständige, philologisch möglichst korrekte Ausgabe hat A. Leizmann in 2 Bänden im Jahre 1910 bei der Insel herausgegeben. Der vorliegende Band versucht die inhaltlich interessantesten, gedankenreichsten Briefe zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen und soll als Beispiel jener selten gewordenen Art Briefe zu schreiben uns zeigen, wie man einst, sich und seine Gefühle analysierend, unendlichen Reichtum durch intensives geistiges Leben gewinnen konnte.

Alexander von Gleichen-Rußwurm

Erster Brief

Wien, den 3. November 1814.

Ich habe heute früh Ihren Brief vom 18. Oktober erhalten, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich Ihr Andenken gerührt und gefreut hat. Ich hatte in unserm Zusammentreffen in Pyrmont immer eine wunderbare Fügung des Schicksals erkannt, denn Sie irren sehr, wenn Sie glauben, daß Sie in einer flüchtigen Jugenderscheinung an mir vorübergegangen sind. Ich dachte sehr oft an Sie, erkundigte mich auch, aber immer fruchtlos nach Ihnen, glaubte Sie verheiratet, dachte Sie mir mit Kindern und in einem Kreise, wo Sie mich längst vergessen hätten, und bewahrte nur in mir, was mir jene Jugendtage gelassen hatten. Jetzt erfuhr ich, daß Ihr Leben viel weniger einfach gewesen ist, als ich es mir dachte. Hätten Sie mir damals geschrieben, wie Sie am meisten litten, vielleicht hätten Ihnen meine Worte wohlthun können. Glauben Sie mir, liebe Charlotte — Sie werden mir diese vertrauliche Benennung nicht übel deuten, da ja nur Sie und ich unsre Briefe lesen —, der Mensch traut nie dem Menschen genug. So erfahre ich erst jetzt, erst durch Sie, daß ich damals einen tiefern Eindruck auf Sie machte, als ich mir je eingebildet hätte. Die Zeilen, die man nach so langer Zeit von sich selbst wieder sieht, sprechen einen wie aus einer andern Welt an. Ich habe das Glück, denn es ist wirklich nur ein Glück, daß ich mich keiner Empfindung schämen darf, die ich in jener Jugend hegte, und glauben Sie es mir, ich bin noch jetzt gleich einfach wie damals. Jedes Wort Ihres Briefes hat mich auf das tiefste ergriffen, ich versetze mich ganz in Ihre Lage, und ich danke Ihnen recht aus innigem Herzen, daß Sie den Glauben an mich nicht verloren und daß Sie mich wert hielten, sich mir, wie Sie es tun, zu erschließen. Schreiben Sie mir denn, wenn Sie es der Mühe wert halten es ferner zu tun, ohne Umschweife und mit dem Vertrauen, auf das ich vielleicht ein Recht erlangt hätte, wenn ich Sie wieder gesehen hätte. Sehr unrecht haben Sie, wenn Sie sagen, daß gewisse Eindrücke im weiblichen Gemüt tiefer und länger haften. Ich könnte Ihnen das Gegentheil aus Ihrem eignen Briefe beweisen.

Gestehen Sie immer, es soll kein Vorwurf sein — 26 Jahre liegen hinter unserer kurzen Bekanntschaft, und wir sehen uns beide vermutlich nie wieder — daß ich ziemlich aus Ihrem Gedächtnis verschwunden bin, wie ich Sie verließ. Sie haben sich wenigstens nicht an mein Versprechen erinnert, Sie wieder zu besuchen, das nicht gehalten zu haben mich oft sehr ernstlich geschmerzt hat. Ich könnte die Bank in der Allee noch bezeichnen, wo ich es machte; ich war im Begriff, zu Ihnen zu kommen, aber eine jugendliche Pedanterie, in der ich es unmöglich hielt, eine Woche später nach Göttingen zurückzukehren, hielt mich davon ab. Es ist mir ein sicherer Beweis, daß wir einander im Leben nicht nahe kommen sollten, und das einzige, was mir innig leid tut, ist, daß ich nicht bestimmt war, irgend dauernde Freude in Ihr Leben zu bringen. Trübe oder schmerzliche Empfindungen konnten sich (davon sein Sie sicher überzeugt) an den Umgang mit mir nicht knüpfen. Es trifft mich kein Vorwurf dergleichen. Ihr Schicksal hat mich so ergriffen, wie Sie es nach diesem Geständnis sich denken können. Ich habe es auch auf mannigfaltige Weise heut überlegt. Ich bitte Sie aber, überlassen Sie sich für den Augenblick mir, folgen Sie blindlings meinem Rat, und glauben Sie dem, der mehr Welterfahrung hat als Sie und ebenso wie Sie weiß, was ein Gemüt in Ihrer Lage bedarf. Setzen Sie aber dabei alle kleinlichen Rücksichten beiseite, seien Sie wirklich vertrauend, seien Sie gut gegen mich, und erzeigen Sie mir den größten Gefallen, den Sie mir erzeigen können. Was Sie in Ihrer jetzigen Lage brauchen, Ihre Gesundheit und Ihr Herz, ist Ruhe. Die ängstliche Sorge, die große Anstrengung für Ihre Erhaltung, untergräbt beides. Sie waren, ich erinnere mich dessen, noch sehr gut, gesund und stark, Sie waren es, so scheint es, später wieder geworden. Bleiben Sie ein Jahr nur ruhig und pflegen Ihre Gesundheit, so wird sie wiederkehren, trotz der Stürme, die Sie bestanden haben. Dies ist zugleich der beste Rat für Ihre übrigen Pläne. Glauben Sie mir, wer in dem Augenblick suchen muß, wo er braucht, findet schwer. Wenn man hingegen nur eine Zeitlang sorglos leben kann, finden sich die Laaen von selbst.

Welcher Ihrer Pläne ausführbar sein kann, muß die Zeit erst lehren, ebenfalls, was ich befördern kann. . . .

Ich halte es für Pflicht, Ihnen darüber ganz offen zu reden. O! Sie hätten sehr unrecht, es mir übel zu deuten. Die Briefe des Herzogs sind sehr gut und machen ihm Ehre, aber er kann, wie Sie aus den Briefen Ihrer Freundinnen sehen, vorerst nicht helfen.

Diese Dinge müssen Sie also wenigstens der Zeit und dem Schicksal überlassen. Erlauben Sie mir das Verdienst, Ihnen diese Zeit zu verschaffen, gönnen Sie mir die Beruhigung zu wissen, daß Ihnen jetzt ein Jahr ungetrübt von kleinen äußeren Sorgen verstrichen ist. Ja, liebe Charlotte, ich bitte Sie inständig darum; verschmähen Sie mein Anerbieten nicht. Es wäre innerlich die falscheste Delikatesse von der Welt, und Sie können sicher sein, daß niemand je als ich und Sie darum wissen wird. Ich bin nicht reich, aber ich weiß sehr gut, was ich tue, und ich sehe aus Ihrem ganzen Brief und allen seinen Beilagen, daß Sie, was meinen Gefallen an Ihrem Leben und meine wahre Achtung für Sie vermehrt, sich an eine große Einfachheit von Bedürfnissen gewöhnt haben. Ich lege Ihnen hier eine Anweisung bei. Ich begreife, daß dies nur für Monate sein kann. Aber folgen Sie mir, schreiben Sie mir recht vertraulich, recht ordentlich, was Sie, eine Badekur eingerechnet, brauchen. Glauben Sie mir, daß ich nie mehr tue, als ich kann, geben Sie es mir zurück, wenn Ihre Lage und Ihr Schicksal sich ändert, aber begreifen Sie nur recht meinen Plan, der ganz einfach der ist, daß Sie ein Jahr vor sich haben, für das Sie nicht zu sorgen brauchen, und in dem Sie mit Freiheit und ohne Angstlichkeit künftige Pläne bilden können. Ich fühle recht gut dasjenige, dem ich mich nach der Schilderung, die Sie mir von sich selbst machen, aussetze. Sie können alles ausschlagen, Sie können Anmaßung in mir finden, mir Vorwürfe machen. Ich muß aber doch auf meinem Vorschlag beharren, er ist der einzige Ihrer Lage angemessene. Glauben Sie ja nicht, liebe Charlotte, daß ich irgend etwas Ungeziemendes darin finde, selbst mit seiner Arbeit Verdienst zu suchen. Sie sollen ja auch nachher ganz frei sein. Nur bis Ihre Gesundheit wieder hergestellt ist, folgen Sie. Jetzt ist jede Arbeit Ihnen verderblich. Wenden Sie sich aber an andere, so glauben Sie mir, niemand antwortet Ihnen so an-

spruchslos, so uneigennützig; andere glauben Ihnen einen Gefallen zu tun; mir erzeigen Sie einen. — Jetzt breche ich davon ab und rede Ihnen von mir, weil Sie es wollen. Ich bin, wie man Ihnen gesagt hat, verheiratet, ich heiratete drei Jahre, nachdem ich Sie sah, und habe jetzt fünf Kinder; drei habe ich verloren. Ich heiratete bloß und nur aus innerer Neigung, und es ist vielleicht nie ein Mann in seiner Verbindung so glücklich gewesen. Nur seit den letzten zwei Jahren habe ich das Unglück, daß meine Frau kränkt, und mich meine Geschäfte oft von ihr fern gehalten haben, wie es noch jetzt der Fall ist. Da Sie, wie Sie mir sagen, manchmal von mir hörten, so werden Sie wissen, daß ich einige Jahre hindurch Gesandter in Rom war. Ich nahm die Stelle nur des Landes wegen an und hätte es, ohne die unglücklichen Ereignisse, nie verlassen. In diesen aber wurde es gewissermaßen zur Pflicht zu dienen, und so bin ich nach und nach in verwickelte Verhältnisse gestoßen worden. Sie sind aber meiner Neigung wenig angemessen, und mir würde ein stilleres und einfacheres Leben mehr zusagen. Den Krieg hindurch war ich im Hauptquartier, dann in England, von da ging ich nach der Schweiz, meine Frau zu besuchen, die dorthin gereist war. Jetzt bin ich hier auf dem Kongreß, und sie ist auf ihren Gütern, von denen sie nach Berlin gehen wird. Nach dem Kongreß besuche ich sie dort und gehe als Gesandter nach Paris, wohin sie mir später folgen wird. Mein ältester Sohn ist schon Offizier, ging mit 16 Jahren ins Feld, wurde verwundet, ist aber glücklich geheilt und nun wohlbehalten zurückgekommen. Außer ihm habe ich drei Mädchen und einen kleinen Jungen. Die beiden jüngsten der Mädchen sind eigentlich in Italien groß geworden und konnten keine Silbe deutsch, wie sie, die älteste im zehnten Jahre, nach Wien kamen. Ich wünschte, Sie sähen sie. Es sind zwei unendlich liebe Geschöpfe. Der Kleine ist erst fünf Jahre. Zwei Söhne hatte ich das Unglück in Rom zu verlieren, eine Tochter, mit der meine Frau, als sie eine Reise nach Paris machte, niederkam, ohne daß ich sie sah. So wissen Sie meine äußeren Schicksale. Von den inneren läßt sich nur reden, nicht schreiben.

Nun nehmen Sie noch einmal meinen herzlichen Dank. Ich

weiß nicht, ob ich Sie je wiedersehen werde, und ich darf es kaum hoffen. Ich kann mir auch jetzt kein deutliches Bild von Ihnen machen. Allein, wenn daher auch das, was ich von Ihnen in der Seele trage, eine Erscheinung der Vergangenheit ist, sogar eine, an die meine Einbildungskraft vieles, über die augenblickliche Dauer unsers Zusammenseins hinaus, legte, so glauben Sie gewiß, daß es nie eine flüchtige war und nie eine solche sein wird. Ganz der Ihrige.

Die Originalbriefe und das Erinnerungsblatt schicke ich zurück.

Zweiter Brief

Wien, den 18. Dezember 1814.

Ihr Brief, liebe Charlotte, hat mir große Freude gemacht, und ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Sie legen zu viel Wert auf das, was so natürlich war und nicht anders sein konnte. Ihr Andenken hat sich nie bei mir verloren, noch verlieren können, allein es fiel mir nicht ein zu glauben, daß ich je wieder von Ihnen hören würde, noch weniger, daß Sie meiner auch nur irgend gedächten. Auf einmal rufen Sie mir mit Güte und mit dem ungezwungenen Geständnis, daß Sie, ohne die Umstände, die uns trennten, vielleicht mehr empfunden hätten, die Bilder der Vergangenheit und Jugend zurück. In der Rührung und in der Freude, die das in mir weckte, habe ich Ihnen geantwortet und werde ich Ihnen immer antworten. Erheben Sie mich also nicht deshalb, aber bleiben Sie mir gut, erhalten Sie mir Ihr Vertrauen; schreiben Sie mir so herzlich, so vertrauend, als jetzt, lassen Sie sich ganz mit mir gehen, wie ich mit Ihnen, und glauben Sie nicht, daß mir Ihre Briefe je zu häufig kommen, je zu weitläufig sein könnten. Es gibt nichts Beglückenderes für einen Mann, als die unbedingte Ergebenheit eines weiblichen Gemüts. Ich bin weit entfernt, den mindesten Anspruch an Sie zu machen. Ich kann kein Recht dazu besitzen. Sie können nur ein schwankendes Bild von mir in der Seele tragen. Ich muß jetzt, von Geschäften, Sorgen, Zerstreuungen zerrissen, Verzicht

darauf tun, Ihnen irgend etwas sein zu können. Aber Sie können mir, wenn Sie fortfahren mir zu schreiben, wie Sie tun, mir von Ihrem äußern und innern Leben zu erzählen, mit mir ohne Rückhalt so vertraulich umzugehen, wie es Ihren ersten Empfindungen für mich entsprochen hätte, eine Freude geben, die ich mit inniger und wahrer Dankbarkeit empfangen werde. Schreiben Sie mir also ja von Zeit zu Zeit. Sie schreiben natürlich und ausgezeichnet gut außerdem, und lassen Sie mich die Kinderei gestehen, schon Ihre Hand macht mir Freude, sie ist hübsch an sich, und ich erinnere mich ihrer von ehemals. Reden Sie mir aber vor allem von sich selbst. Ihr letzter Brief enthält kaum ein Wort über Ihre Gesundheit. Lassen Sie mich wissen, ob Ihre Kräfte, Ihr gesundes Aussehen, Ihre Heiterkeit zunehmen. Dann muß ich Sie um eines bitten: Warten Sie nie eine Antwort ab, mir zu schreiben; seien Sie großmütig, rechnen Sie nicht um Briefe mit mir. Ich habe sehr wenig Zeit. Ich kann nur selten, nur abgerissen schreiben, geben Sie mir, und fordern Sie nicht von mir. Sie finden vielleicht in dieser Bitte mehr Freimütigkeit, als ich haben sollte. Aber ich leugne es nicht, daß ich eigennützig mit Ihnen bin, und Sie haben eine zu gute Meinung von mir, die ich gern zur Wahrheit herunterstimme.

Sie fragen mich, liebe Charlotte, ob Sie vorerst in Göttingen oder Braunschweig leben sollen, und wollen nichts ohne meinen Willen tun. Damit berühren Sie eine sonderbare Seite in mir. Ich habe es sehr gern, wenn man meiner Bestimmung folgt. Ich will also, daß Sie nach Göttingen gehen sollen, und nicht bloß aus Gefälligkeit für Sie, weil Sie es vorziehen, sondern weil es mir lieber ist. Sie werden dies sehr sonderbar finden und nicht erraten, was mich bestimmen mag. Auch kann ich es Ihnen kaum recht erklären; allein es ist doch nun so, wäre es auch nur, weil ich Sie von Göttingen aus sah, wie ich in Braunschweig war, Sie nicht kannte und in Göttingen sehr oft an Sie dachte. Überhaupt liebe ich Göttingen, weil ich da in einer Zeit einsam lebte, in der die Einsamkeit bildend ist. Grüßen Sie in meiner Seele den Wall, und schreiben Sie mir, wenn Sie da sind, auch von den Menschen dort.

Nun leben Sie wohl, teure Frau, und werden mir nicht wieder

fremd. Es ist ein wunderbares Verhältniß unter uns. Zwei Menschen, die sich vor langen Jahren drei Tage sahen und schwerlich wiedersehen werden! Aber es gibt in dieser Art der reinen und tiefen Freuden so wenige, daß ich mich schämen würde, geizig mit dem Geständnis zu sein, daß Ihr Bild von damals her, mit allen Gefühlen meiner Jugend, jener Zeit und selbst eines schöneren und einfacheren Zustandes Deutschlands und der Welt, als der jetzige ist, innig in mir zusammenhängt. Ich habe überdies eine große Liebe für die Vergangenheit. Nur was sie gewährt, ist ewig und unveränderlich, wie der Tod, und zugleich, wie das Leben, warm und beglückend. Mit diesen unwandelbaren Gesinnungen
Ihr
H.

Dritter Brief

Burgörner, den 3. Mai 1822.

Ich habe Ihre beiden lieben Briefe, vom 24. und 26. April empfangen und sage Ihnen, liebste Charlotte, auf der Stelle meinen herzlichsten Dank. Sie haben mich recht sehr dadurch erfreut und ganz meinen Erwartungen entsprochen. Nie könnte ich irre an Ihnen werden oder den Glauben an die Ausdauer und die Treue Ihrer Gesinnungen und Empfindungen verlieren. Das sagte ich Ihnen schon neulich, und es ist nur natürlich. Wenn uns jemand eine so lange Reihe von Jahren, ohne irgend ein Zeichen des Andenkens empfangen zu haben, die tiefen Empfindungen eines edeln und zarten Gemüts bewahrte, so wäre es wahrer und hoher Undank, daran ferner zu zweifeln. Es ist gewiß seltenes Glück für einen Mann, daß ihm ein weibliches Gemüt die ersten Empfindungen der jugendlichen Brust heilig und vertrauensvoll bewahrt, und ich bin mir bewußt, daß ich dies Glück, so wie es ist, würdige und schätze. Aber ich sage ohne Stolz, der mir wahrlich nicht eigen ist, allein auch ohne eine kindische Bescheidenheit, es kann auch Ihnen durch mich vieles kommen, was Ihr Leben bereichert, erheitert und verschönert. Wenn das Schicksal so etwas

für zwei Menschen aufbewahrt hat, muß man es nicht hinwelken lassen, sondern erhalten und in Vereinigung bringen mit allen äußeren und inneren Verhältnissen, da auf diese Harmonie allein alle Zartheit der Gefühle und alle Ruhe der Seele gegründet sein kann. Weil nun kein persönlicher Umgang unter uns stattfinden kann, so wollen wir einen brieflichen beginnen und feststellen. Ich schreibe zwar nicht gern und klage mich zum voraus an, Sie werden sehr oft Nachsicht, Geduld und Großmut zu üben haben, aber ich lese sehr gern Briefe, besonders die Ihrigen, nicht nur, weil ich gern lese, was Sie schreiben, sondern noch mehr, weil mich Ihr äußeres und noch mehr Ihr inneres Leben in der innersten Teilnahme interessiert. Sollte ich also einmal seltener schreiben, so lassen Sie sich das nicht hindern. Schreiben Sie mir immer den 15., so habe ich immer einen Tag, auf den ich mich freue. Wenn Sie mir in der Zwischenzeit schreiben, so ist das eine liebe Zugabe, die ich stets mit Dank empfangen werde.

Ihr Gartenleben und schon die Wahl desselben hat etwas, das mir ungemein gefällt. Es spricht Ihre Neigungen charakteristisch aus und vereint Einsamkeit und Annehmlichkeit. Die erste paßt zu Ihrem Charakter, Ihren Empfindungen und Ihrer Lage; die letzte erheitert und verschönert Ihr Leben. Es ist mir daher am liebsten, Sie so zu denken, zu denken, daß Sie nur selten in die Stadt kommen. Besuche, das fühle ich, können Sie nicht vermeiden, und es ist auch gut, in einigen Verbindungen zu bleiben, besonders da Sie mir sagen, daß diese Verbindungen meist bewährte alte Freunde sind.

Daß Sie am liebsten in *** leben, wo Ihre Jugend, wenn auch nicht immer schmerzlose, doch auch frohe und heitre Erinnerungen zurückließ, begreife ich ganz. Auch ist die Gegend schön, und eine größere Stadt bietet, wie Sie sehr richtig bemerken, vor allen anderen, Freiheit zu leben, wie es die Neigungen fordern, und daneben, ohne großen Aufwand, manche Genüsse, welche in kleinen Städten versagt sind. Ich billige also ganz Ihren Entschluß, dort ferner zu wohnen. Sorgen Sie aber vor allem in Ihrer ländlichen Wohnung für Ihre Gesundheit: Zu wenig sagen Sie mir darüber,

und doch sind Ihre Ruhe, Ihre Gesundheit, Ihr Glück das, worauf es mir ankommt. In selbstfüchtigen Wünschen und Absichten habe ich mich Ihnen nicht wieder genähert, wenn ich auch einen Wunsch hege, den ich Ihnen nächstens aussprechen werde.

Ich schließe jetzt, ich bin seit 14 Tagen gar nicht wohl, leide zwar nur an einem katarrhalischen Fieber, da ich aber in Jahren nicht krank war, ist es mir lästig. Mit den herzlichsten, unwandelbarsten Gesinnungen der Ihrige. H.

Vierter Brief

Burgörner, Ende Mai 1822.

Ich sage Ihnen heute zuerst, liebe Charlotte, daß ich wieder vollkommen wohl bin, damit Sie sich nicht beunruhigen.

Es geht sehr eigen mit unserm Briefwechsel. Er fing so an, daß Sie selten Briefe von mir zu bekommen glaubten, und jetzt muß ich mich über Ihr Stillschweigen beklagen. Sie hatten mir in Ihrem letzten Briefe versprochen, mir unmittelbar nach dem 15. jedes Monats zu schreiben, das müssen Sie aber nicht getan haben, da sonst Ihr Brief längst in meinen Händen sein mußte, und ich habe weder am vorigen Posttage noch heute das Geringste bekommen. Es beunruhigt mich, da Sie krank sein können, ich suche alles auf, was Sie verhindert haben könnte. Wie dem sei, so drängt es mich, Ihnen zu sagen, daß ich sehr nach einem Briefe verlange und die, welche ich habe, oft wieder durchgelesen habe, und immer in dankbarer Erinnerung an Ihre mir so wunderbar erhaltenen Gesinnungen. Man könnte das wohl Eitelkeit nennen, könnte es wohl nur dem Gefühl, sich geschmeichelt und gehuldigt zu sehen, zuschreiben, wenn man sich durch die Bewahrung dieser Empfindungen beglückt fühlt. Allein es wäre das doch ein zu harter Ausspruch und gegen mich wirklich ein ungerechter, da Eitelkeit mir nie eigen war. Schwerlich hat jemand je sich selbst so unparteiisch beurteilt und so wenig schonend behandelt, schwerlich je einer so kalt und richtig erkannt, was an den Lobsprüchen anderer abzuschneiden und an

dem, worüber sie schweigen, zu tabeln war. Und einem gewissen Mißtrauen in meine Kräfte und die mir hier und da beigelegten Vorzüge verdanke ich sogar die vorzüglichsten der Erfolge, die ich in Privat- und öffentlichen Verhältnissen gehabt habe. Allein ich gestehe gern, daß ich immer einen vorzüglichen Wert darauf gelegt habe, die innere Stimmung zu besitzen und zu bewahren, die auf ein weibliches Gemüt Eindruck zu machen fähig ist. Ich würde nicht so töricht sein mir einzubilden, daß sie mir noch jetzt eigen sein könnte. Wenn man nun aber auf eine so wahre, natürliche, so eingreifende Weise, als sich in Ihren Briefen ausspricht, überzeugt wird, daß man jenen Ausdruck tief und dauernd erregt hat, so liegt darin ein doppeltes, die Empfindungen süß erhebendes Gefühl, das des Selbstbewußtseins, und das des edeln tiefen Gemüts, welches diese Empfindungen zart zu sondern und fest aufzubewahren verstand. Darum freut mich die Erneuerung unsers Briefwechsels unendlich, und ich schmeichle mir, daß sie auch Ihnen wohlthätig sein wird; mir könnte sie nie anders sein. Ihr Bild ist mir ein ganzes Leben hindurch geblieben, in allen, auch den wechselvollsten Verhältnissen, stand es mir freundlich und licht, wie ich Ihnen neu-lich schrieb, vor. Ich glaubte nie wieder etwas von Ihnen zu erfahren. Die Zeit, wie Sie sich mir wieder naheten, trat grade in die beengteste meines Lebens. Diese ist vorüber, und so mahnte es mich schon lange, Ihnen zu schreiben. Da wir uns nach so langer Zeit nur durch einzelne Briefe nahe gewesen sind, so kann es nicht fehlen, daß wir in manchen Ideen abweichend denken müssen, über die wir uns bei ruhigem und stillem Ideen-Umtausch leicht verständigen werden.

Sie erinnern mich daran, liebe Charlotte, welchen Schatz ein weibliches Herz bewahrt, und fordern mich auf, Vertrauen zu Ihnen zu haben. Glauben Sie gewiß, daß ich ein unbegrenztes Vertrauen in Sie, in Ihre Wahrheit, Ihre Treue und die Zartheit Ihrer Empfindungen setze, wie würde ich Ihnen sonst selbst so offen und wahr schreiben. Vertrauen Sie aber auch mir fest. Seien Sie sicher, daß das, was Sie mir vertrauensvoll sagen, bei mir wie im Grabe ruht und verschlossen ist. Glauben Sie auch fest, daß ich es herzlich

gut mit Ihnen meine, immer meinte und immer meinen werde; vertrauen Sie mir auch dann, wenn Sie mich nicht gleich verstehen. Überlassen Sie mir die Sorgfalt für die Erhaltung unsers gegenseitigen Verhältnisses, für die Entfernung jedes störenden Einflusses. Ich will niemandem, aber am wenigsten Ihnen, auch nur eine meiner Meinungen aufdrängen. Ich habe die unzerstörbare Überzeugung, daß Sie nie, weder mich noch irgend eine Idee von mir, zu verkennen imstande sind, ja, ich weiß, und Sie haben es mir recht schmeichelnd wiederholt, daß Sie immer gern und mit Freuden sich von mir, wie Sie gütig sich ausdrücken, „berichtigen“ lassen.

Es ist mir lieb, daß Sie niemandem sagen, daß Sie Briefe von mir empfangen. Es geht niemanden was an, daß wir einander schreiben; was heilig in sich ist, muß man nicht gemein machen.

Leben Sie herzlich wohl, und rechnen Sie fest auf die Unwandelbarkeit meiner Gesinnungen. Ihr H.

Fünfter Brief

Burgörner, 1822.

Ich will Ihnen, beste Charlotte, heute einen Wunsch, eine Bitte aussprechen, durch deren Erfüllung Sie mir große Freude machen werden, die ich gewiß recht dankbar empfangen. Ihre Lebensgeschichte, besonders auch die Entwicklung und seltene Ausbildung Ihres innern Lebens, möchte ich gern im Zusammenhange übersehen und genau kennen. Dieser Wunsch ist schon durch Ihre früheren Briefe in mir erregt und entstanden und durch die jetzigen vermehrt. Schwer kann es Ihnen nicht werden, Sie haben sich eine große Fertigkeit im Schreiben erworben. Sie schreiben leicht, gewandt, geläufig, natürlich und ausgezeichnet gut. Die Sprache steht Ihnen ganz ungewöhnlich zu Gebote. Ich sage Ihnen da keine Schmeichelei, es ist die Wahrheit, die ich mit Überzeugung ausspreche und die sich in jedem Ihrer Briefe darlegt.

Wollen Sie in meine Wünsche eingehen, so tun Sie es auf fol-

gende Weise: Fangen Sie mit Ihrem Geburtstag und Jahr an, in chronologischer Folge und in der größten Ausführlichkeit. Schreiben Sie aus dem Gedächtnis, auf was Sie sich besinnen, nicht aus der Phantasie. Gehen Sie zurück in Ihre Kindheit und Jugend, zurück auf Ihre Eltern und Großeltern, auf Ihre Vorfahren, wenn Sie davon Nachricht haben. Lieb wäre es mir, wenn Sie in dritter Person redeten. Geben Sie den Orten und Menschen, wenn Sie dahin kommen, auch mir, andere Namen, nur den Namen Charlotte behalten Sie. Ich habe das mit Goethe gemein, daß ich eine besondere Vorliebe für Ihren Namen habe. Aber reden Sie über sich vor allem wie über eine Dritte, loben und tadeln Sie sich, wo Sie ein anderer loben und tadeln würde.

Was ich besorge, ist, daß Sie von schmerzlichen Erinnerungen ergriffen werden, da ich ja schon weiß, daß Sie viel gelitten haben. Allein vorerst sind Sie davon noch fern. Kindheit und Jugend sind meist heiter und froh und waren es gewiß auch bei Ihnen, und die Schilderung beider werde ich von Ihnen mit Freude empfangen. Sie schreiben nur für mich, und kein anderes Auge als das meinige ruht auf dem, was Sie für mich schreiben. Ich sehe Ihrem Entschluß und Ihrer Antwort mit Verlangen entgegen. Leben Sie herzlich wohl! Ihr

H.

Sechster Brief

Burgörner, 1822.

Meine beiden Briefe werden Sie, liebe Charlotte, empfangen haben, ob sie gleich noch unbeantwortet sind. Beide hatten die Absicht, Sie über Ihre Bedenklichkeiten zu beruhigen. Ich hoffe, das ist mir gelungen, und ich wiederhole Ihnen heute zuerst, was Ihnen mein letzter Brief sagte, daß alles, was Sie aus Ihrem Leben und Ihrer Vergangenheit mitteilen, ganz durch Ihre Empfindungen bestimmt werden muß. Es soll ein Zurückgehen in die Vergangenheit sein, mit dem, der den innigsten Teil an Ihnen nimmt, aber kein Aufreißen schmerzlich vernarbter Wunden, das mußte ich Ihnen zuerst sagen.

Recht herzlich danke ich Ihnen für die mir als Probe übersandten wenigen Bogen. Die Erzählung beginnt so ganz zu meiner Zufriedenheit, nur wünschte ich doch hier und da noch mehr Ausführlichkeit. Lassen Sie sich ja keine Furcht angehen, daß Sie zu weitläufig werden könnten, und denken Sie nicht, wie langsam Sie verweilen. Wir leben beide noch sehr lange, wenn gleich Sie länger. Gerade die Schilderungen Ihres väterlichen Hauses, bestes Kind! haben ein großes Interesse für mich, und Sie haben wieder völlig wahr gemacht, was ich Ihnen immer sagte, daß Sie sehr gut schreiben, sehr wahr, hübsch und natürlich erzählen. Fahren Sie nur eben so fort, und wenn es Ihnen manchmal beschwerlich wird oder Ihnen Zeit raubt, so denken Sie, daß Sie mir Freude damit machen. Es verlängert und erweitert gewissermaßen das Leben, wenn man so individuelle Schilderungen einer Zeit vor sich hat, die man an ganz andern Orten und in ganz andern Verhältnissen erlebte, und es gibt doch in der Welt nichts Interessanteres für den Menschen, als wieder der Mensch. Man kann eigentlich nie genug sehen und nie genug hören. Es entstehen selbst durch jedes neue Gesicht, möchte ich sagen, neue Ideen. Erhält man nun aber gar bestimmte, ins Detail gehende Schilderungen, so sind es nun Figuren, die sich vor der Seele bewegen, und mit denen man ebenso lebt, wie in der Wirklichkeit. Dieser Hang, sich eigentlich an Menschengestalten zu ergößen, in ihnen, wie unter Anwesenden zu leben, verträgt sich doch sehr gut mit dem entschiedensten Hange zur Einsamkeit. Sobald man mit Menschen umgehen muß, oder noch mehr, sobald man recht gern mit ihnen umgeht, befindet man sich selbst zu sehr in Tätigkeit, soll sich auch wohl selbst geltend machen und wird von bloß reiner Beschauung abgezogen. Lebt man aber mit dem Hange zur Einsamkeit unter Menschen, was man von Zeit zu Zeit nicht vermeiden kann, so gehen sie mehr wie Figuren der Beschauung vor einem vorüber, man richtet seine Aufmerksamkeit ganz auf sie und nicht auf sich selbst. Wie man auf sie wirkt, wie man ihnen gefällt, bleibt einem sehr gleichgültig, wenn man sie nur in ihrer eigentlichen Natur sieht. Kehrt man dann in die wirkliche Einsamkeit zurück, so hat man viele Bilder um sich, und wenn man zu

innerer Geistesbeschäftigung geneigt ist und aufgelegt, so entstehen aus den wirklichen Menschen idealische in der Phantasie, denen die wirklichen nur in den äußern Umrissen zugrunde liegen. Alle moralischen Fragen, alle tieferen Betrachtungen über Leben und Zweck des Lebens, über Glück und Vollkommenheit, über Dasein und Zukunft gewinnen ein reicheres Interesse, erlauben mannigfaltigere Anwendungen, wenn man sie gleichsam an so vielen Menschengestalten einzeln prüfen kann. Denn in jedem, auch selbst unbedeutenden Menschen liegt im Grund ein tieferer und edlerer, wenn der wirklich erscheinende nicht viel taugt, oder noch edlerer, wenn er in sich gut ist, verborgen. Man darf sich nur gewöhnen, die Menschen so zu studieren, und man kommt unvermerkt aus einem anscheinend alltäglichen Leben in eine ungleich höhere und tiefere Ansicht der Menschheit überhaupt. Es ist ja eigentlich das, worin das Gepräge jedes größeren Dichters liegt, diese Ansicht überall, und da er nur frei schaffen kann, ganz rein zu geben, oder vielmehr sie mitten aus aneinander gereiheten, oft zufällig scheinenden Begebenheiten hervortreten zu lassen. Die Geschichte hat etwas Ähnliches. Das menschliche Wesen tritt auch schon reiner und größer in ihr hervor, als in den tausendfältigen kleinen Umgebungen der Gegenwart. Einen interessanten Charakter mehr im Bilde zu besitzen, ist ein eigentlicher Lebensgewinn, und mit dem einzelnen verbinden sich nun bisweilen die von Ständen, Zeiten, Gegenden. So habe ich immer eine entschiedene Neigung zu den Landpredigern gehabt und eine Art romantische für ihre Töchter. Das war schon in mir, ehe ich Sie gesehen hatte, und nachher hat es eben durch Sie unendlich in mir zugenommen, obgleich Sie die einzige geblieben sind, die diesen Eindruck auf mich gemacht hat. Einen großen Theil alles Guten im deutschen Charakter habe ich aus den Landprediger-Töchtern abgeleitet: die tiefe, nicht tändelnde Empfindung; die Einfachheit bei hoher Bildung; die Entfernung alles vornehmen unangenehmen Tons, bei allen Eigenschaften, die man in vornehmen Zirkeln gern hat. Ich habe davon oft gesprochen und dann bei mir lachen müssen, daß ich das alles im Grunde von Ihnen herleitete, da ich nie eine andere Prediger-Tochter auch nur irgend

näher gekannt hatte. Aber ich hatte, wie ich Ihnen sage, ein Vorgefühl davon, denn schon zu Ihnen hat mich diese Neigung, wie wir uns sahen, schnell hingezogen. Nur waren Sie mir, ein halbgesehenes Bild, entschwunden und gehörten also ganz der Phantasie an. Daher hat nun auch alles, was Sie mir von Ihrer Kindheit, Ihrer Jugend, Ihrem elterlichen Hause sagen, ein besonderes Interesse für mich. Ich prüfe dann, ob ich richtig oder falsch ahndete, und befinde mich in der Welt, in die mich meine jugendliche Phantasie versetzt hatte. Es ist mir jetzt doppelt leid, daß ich Ihren Vater und Sie nicht in demselben Herbst, wo ich Sie zuerst sah, besuchte. Ich war in Düsseldorf bei Jacobi und wollte von dort zu Ihnen, aber Jacobi hielt mich länger auf, und nun eilte ich nach Göttingen zurück. Man hat in der Jugend oft eine einfältige Pflichtmäßigkeit. Um ein paar Kollegienstunden nicht zu versäumen, versäumte ich etwas, was sich nie nachholen läßt, mir ein lebendiges Bild von Ihnen in jener Zeit, Ihrem Elternhause, Ihrem ganzen Leben zu verschaffen.

Ich sagte im Anfange, daß Sie nicht ausführlich genug gewesen wären, darüber werden Sie lachen, da Sie schon alles menschenmögliche Maß überschritten zu haben glauben. Aber es ist doch so. Ich meine nämlich, daß Ihre Schilderungen noch umständlicher sein, noch mehr Züge dessen, wie es um Sie her war, enthalten sollten. Die Frage, die ich hersehen will, müssen Sie mir noch in einem Ihrer nächsten Briefe auf einem besondern Blatte pünktlich und genau beantworten: Wie Ihre Mutter aussah? Das läßt sich doch beschreiben. Sie haben es aber gar nicht getan. Von allen Personen, die oft und viel in Ihrer Erzählung vorkommen, müssen Sie das immer tun. Was Sie sich also von den Gesichtszügen und dem Körperbau Ihrer Mutter erinnern, schreiben Sie ja ganz genau. Dann haben sie mir zwar das Innere Ihres elterlichen Hauses beschrieben, aber nicht bestimmt genug. Ob die Lage des Hauses, des Orts, die Umgebungen gegen Gärten, gegen Nachbarhäuser, ob die Gegend anmutig war, ob Sie aus den Fenstern ins Grüne, ob weit ins Ferne sahen, von dem allen steht kein Wort in Ihrer Erzählung, und das sind ja ganz wesentliche Umstände,

das holen Sie ja nach, und machen Sie die Schilderung so, daß ich mir ein bestimmtes Bild davon entwerfen kann. Diesen Wunsch müssen Sie mir befriedigen, sonst schwankt alles in der Phantasie, und selbst die Gedanken und Empfindungen verlieren dadurch in ihrem Gehalte.

Sie werden mich recht lästig mit meinen Bitten finden, aber Sie haben sich einmal darauf eingelassen, sie zu erfüllen.

Ich bin allein hier und nicht auf lange Zeit. Richten Sie aber doch Ihren nächsten Brief hierher; vermutlich findet er mich noch hier, und ist das nicht, so geht er von hier von selbst nach Berlin, wohin ich zurückkehre. Sie erinnern sich wohl — Burgörner bei Hettstädt. Leben Sie herzlich wohl, liebste Charlotte, mit immer unveränderlichen Gesinnungen. Ihr
H.

Siebenter Brief

Legel, den 10. Juli 1822.

Ich glaube Ihnen schon gesagt zu haben, daß ich Sie bitte, Ihre Briefe, wenn die meinigen diese Überschrift tragen, immer nach Berlin zu adressieren, sie kommen mir sicherer zu. — Hier brachte ich meine Kindheit und einen großen Teil meiner Jugend zu. Ich liebe Legel sehr. Die Gegend ist wenigstens die hübscheste um Berlin; auf der einen Seite ein großer Wald, auf der andern von Hügeln, die schön bepflanzt sind, eine Aussicht auf einen ausgedehnten, von mehreren Inseln durchschnittenen See. Um das Haus und fast überall sind hohe Bäume, die ich in meiner Kindheit erst in mäßiger Stärke sah, und die nun mit mir emporgewachsen sind. Ich baue jetzt ein neues Haus hier, das schon halb fertig ist, und bringe auch hierher die Gemälde und Marmorsachen, die wir haben, so wird es ein anmutiger Wohnplatz, von dem ich selten in die Stadt kommen werde.

Hier bekam ich auch Ihre beiden lieben Briefe, den vom 25. v. M. und den vom 3. d. M., für die ich Ihnen herzlich danke. Ich beantwortete den ersten, in dem Sie mich so sehr bitten, Ihnen augen-

blidlich zu schreiben, nicht gleich, weil ich mußte, daß einer von mir in der Zeit in Ihren Händen sein mußte.

Daß ich Ihren Hang zur Einsamkeit tadeln oder einschränken möchte, dürfen Sie nie fürchten. Ihr alter väterlicher Freund E. ist aber doch wohl hier viel gütig-sorglicher gewesen und hat an Ihr Glück gedacht und geglaubt, Sie hätten mehr Vergnügen in einer geselligeren Art zu leben. Ich meine nun das gar nicht, allein, wenn ich es auch meinte, so würde ich doch mehr zur Einsamkeit raten. Es ist nun einmal (das lobe ich aber nicht) meine Art so, bei mir (das möchte hingehen), aber auch bei andern, viel weniger auf ihr Glück, ihren Genuß, als auf das, was sie in sich sind, auf den vorzüglicheren Grad und die eigentümliche Art ihrer Gemütsstimmung zu sehen. Diese nun aber ist schon schöner, wenn man die Einsamkeit liebt, und wird schöner, wenn man dieser Liebe nachhängt, sie würde es aber allmählich auch, wenn man von Natur die Einsamkeit nicht liebte und sich nur Gewalt antäte, in ihr zu beharren. Das ist so in vielem meine Theorie.

Daß Sie mir gelegentlich erzählen, daß an Ihrem Haus und Garten ein Bach mit einem Steg ist, hat mir Vergnügen gemacht. Solche kleine Züge bezeichnen die ganze Lage und versehen einen in die Gegenwart. Denken Sie nun auch hübsch an mich, teure Charlotte, hinter Ihrem Bach.

Der Aufsatz, den Sie mir vorerst als Beantwortung meiner Frage senden, der ursprünglich nicht für mich bestimmt war, in dem aber eine Stelle über mich vorkommt, für die ich Ihnen sehr dankbar bin, hat mich sehr interessiert. Ich liebe die Ansichten, die jemand, der bei vielen andern genauen Übereinstimmungen doch sehr verschieden sein muß, über Gegenstände wie über Schriften hat, mit denen man durch das Leben gegangen ist. Es muß in solchen Beurteilungen vieles einseitig, selbst unrichtig sein, aber es ist die wahre, die natürliche und die eigene Ansicht, diese zieht immer mehr an, weil man von ihr aus wieder Blide in das Individuum tut, sie ist auch in hohem Grade belehrend, weil man sie sich gar nicht so von selbst vorstellen kann und den Wert, den Eindruck, die Wirksamkeit der Dinge meist nur nach allgemeinen Maßstäben mißt und nur

gewohnt ist, sich alles im Zusammenhange mit Denkart, Charakter, Erziehung und äußeren Umständen zu denken. Man wird die individuelle Ansicht immer ehren, auch wenn man nicht darin übereinstimmen könnte. Das, was Sie über mich sagen, ist sehr liebevoll und gütig, aber ich kann auch gewiß hinzusetzen, daß das gewiß wahr ist, daß ich unfähig wäre, je einen Menschen, der mir irgend nahe stand, zu vergessen oder aufzugeben, ich verfolge vielmehr jede Spur, die aus der Vergangenheit übrig ist. Jede solche Verbindung, ja jedes solches bloßes Begegnen, hängt ja mit so vielen in einem zusammen, und das Leben ist schon ein solches Stück- und Flickwerk, daß man nicht genug trachten kann, die zusammenhängenden Teile fester aneinander zu knüpfen. Freilich kommt es auch darauf an, daß die, an die man sich auf solche Weise erinnert, noch etwas behalten haben, was dem Bilde entspricht, das in der Seele lebt. Aber selbst, wenn das nicht ist, wie ich auch deren Beispiele in meinem Leben habe, so ergöze ich mich doch, wenn mir solche Personen wieder vorkommen, sie und ihr Treiben zu betrachten, ohne ihnen weiter ein fortdauerndes Interesse zu beweisen. Bei Ihnen ist das nun aber sehr anders; Sie haben so lange Jahre mein Andenken treu bewahrt, ohne irgendein Zeichen des Andenkens von mir zu empfangen; Sie leben gern und viel in Gedanken mit mir; Sie machen keine Ansprüche noch Forderungen an mich, als die ich gern und mit Freuden erfülle.

Sie bitten mich abermals, meine Briefe bewahren zu dürfen. Liebe Charlotte, ich bin ein großer Feind von alten Briefen, und wenn auch gar nichts darinnen steht, was irgend jemandem im mindesten nachtheilig sein könnte, habe ich das Aufheben nicht gern. Ein Brief ist ein Gespräch unter Abwesenden und Entfernten. Es ist seine Bestimmung, daß er nicht bleiben, sondern vergehen soll, wie die Stimme verhallt. Bleiben soll der Eindruck, den er in der Seele hervorbringt, und den dann der zweite und die folgenden verstärken oder verändern u. s. f.

Aber Sie legen einen so hohen Wert darauf, Sie bitten mich so inständig und so dringend darum, daß ich es Ihnen gewiß nicht

abschlagen will. Behalten Sie also immerhin die Blätter. Es ist ja dazu sehr lieb und gut von Ihnen, daß Sie sagen, Sie holen sich immer daraus, was Sie bedürfen. Ich schreibe nie eine Zeile, die ich nicht mit Fug und Recht verteidigen könnte, so ist es mir auch nicht gegeben, über das Schicksal meiner Briefe unruhig zu sein. Auch war es das nicht, was mich bewog, Sie um Verbrennung der meinigen zu bitten, sondern, wie ich oben sagte, weil ich das Aufheben der Briefe überhaupt nicht liebe. Selbst das Lesen alter Briefe will mir nicht recht einkommen. Ich dachte, man beschäftigte sich lieber mit dem Gegenstande in Gedanken, an dem das Herz hängt, da der Brief doch sein Leben verloren hat, wenn er nicht eben von geliebter Hand kommt. Bei Ihnen ist das anders. So behalten Sie immerhin die Briefe. Es macht mir Freude, Ihnen einen Wunsch zu gewähren, da Sie so selten einen Wunsch aussprechen. Nun leben Sie herzlich wohl, liebste Charlotte, und bleiben Sie um mich mit Ihren Gedanken, die meinigen teilen oft Ihre Einsamkeit. Ihr

H.

Sie wundern sich, daß eine Liebe zu Beschäftigung mit Empfindungen, eine Milde und Zartheit in denselben, ein Eingehen in fremde Gemütsstimmungen, mir unter vielen und abziehenden Geschäften geblieben ist. Das kommt doch nur daher, daß jenes eigentlich die natürliche Beschaffenheit meines Gemüts ist, und daß es mir immer eigen gewesen ist, gegen das innere und eigentliche Sein, die Geschäfte nur wie eine Art Nebensache zu behandeln, immer ihrer mächtig zu bleiben, statt mich von ihnen beherrschen zu lassen. Man macht sie darum und auf diese Weise nur desto besser. Und das, was den Menschen als Mensch berührt, die Gefühle, die ihn erfüllen, die sich in ihm drängen und stoßen, haben immer einen hauptsächlichlichen Reiz für mich gehabt. Ich habe zuerst damit angefangen, mich selbst zu kennen und mich selbst zu beherrschen, und kein Mensch kann sich klarer durchschauern, keiner sich mehr in seiner Gewalt haben, als ich. Ich habe dabei immer nach zwei Dingen gestrebt: mich empfänglich zu halten für jede Freude des Lebens und dennoch durchaus in allem, was ich mir nicht selbst

geben kann, unabhängig zu bleiben, niemandes zu bedürfen, auch nicht der Begünstigungen des Schicksals, sondern auf mir allein zu stehen und mein Glück in mir und durch mich zu bauen. Beides habe ich in hohem Grade erreicht. Über keine Freude und keinen Genuß des Lebens bin ich hinweg, wie es die Leute nennen. Die einfachste Sache, wenn sie nur etwas Anmutiges oder Höheres an sich trägt, oder wenn sie mir durch irgend etwas Besonders zugesagt, gewährt mir reine Freude. Daher niemand so dankbar ist als ich, weil wirklich auch wenig Menschen so viel Grund zur Dankbarkeit haben. Theils begegnet ihnen vielleicht weniger Erfreuliches, theils aber finden sie auch in dem, was ihnen begegnet, das Erfreuliche nicht so heraus und genießen es nicht, wie sie könnten. Aber kein Mensch ist auch so wenig bedürftig, als ich, und beruht darauf ein großer Teil meines Glücks, denn jedes Bedürfnis ist, wie es befriedigt wird, nur eigentlich Stillung eines Schmerzes, und alles, was darauf verwendet wird, geht dem reiner, ruhigen, stillen Genuß ab. . . .

Die Fähigkeit, sich einem fremden Willen, bloß weil es ein solcher Wille ist, auch geradezu gegen die Neigung zu unterwerfen, als Muß sich zu unterwerfen, diese Fähigkeit bedarf jeder, auch der Mann, und ich würde mich sehr tadeln, wenn ich nicht wüßte, daß ich sie hätte. Sie macht überdies das Gemüt milder, weicher und, so sonderbar es scheint, zugleich stärker, selbständiger und der Freiheit würdiger. . . .

Ohne Kampf und Entbehrung ist kein Menschenleben, auch das glücklichste nicht, denn gerade das wahre Glück bauet sich jeder nur dadurch, daß er sich durch seine Gefühle unabhängig vom Schicksale macht.

Achter Brief

Burgörner, im Juli 1822.

Ich habe zwei recht liebe Briefe von Ihnen bald nach einander empfangen, liebe Charlotte, die mir herzliche, wahre Freude ge-

macht haben und wofür ich Ihnen ebenso herzlich danke. Die Güte und Liebe, die Sie mir so treu, wahr und natürlich bezeigen, tut meinem Herzen unendlich wohl, und wenn ich auch fühle, daß, wenn Sie von mir reden, das nur nach der Art ist, wie Sie mich ansehen, nicht gerade wie ich wirklich bin, so freut es mich, selbst da ich viel abbrechen muß, da ja dies liebevolle Zusehen eine Folge und ein Beweis Ihrer Empfindung ist. Die Erinnerungen an Pyrmont haben mich sehr gefreut; auch mir steht noch vieles, sehr vieles in der Erinnerung von jener Zeit her. Mancher Gespräche unter uns erinnere ich mich auch noch. Es war in jener Zeit und selbst in der Gegend eine Scheide im Urtheil über viele Dinge, auch über Dichtungen und Charakterformen, die in jeder Zeit sehr in Verbindung miteinander stehen. Die einen lebten mehr in Klopstock, den Stolbergen und den Dichtern und Theaterstücken, die ruhiger und weniger exzentrisch hinliefen; die anderen mehr in Goethe, Schiller, von dem man damals eigentlich nur die ersten Stücke hatte (die Räuber, Fiesko), und allem Regellosen, Exzentrischen. Ich stand noch sehr unentschieden. Sie schienen mir mehr auf die erste Weise gebildet. Ich erinnerte mich, daß Sie die Schillerschen Stücke nicht liebten. Alles das ist mir sehr im Gedächtnis geblieben und ist mir heute noch, selbst außer der Persönlichkeit, merkwürdig, weil sich seit jener Zeit, auch in den innern Ansichten, viel mehr verändert hat, als die doch nicht so unendlich lange Reihe der Jahre voraussetzen ließe. Darum ist es mir auch sehr angenehm, wenn Sie, liebe Charlotte, gerade in Ihrer Jugend recht lange verweilen, in der Fortsetzung Ihrer Lebenserzählung. Ich werde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie sich dieser Arbeit recht sorgfältig unterziehen. Auch wünschte ich genauer zu erfahren, durch welche Bücher sie schon früh eine so ungewöhnlich ernste Bildung und Stimmung bekommen haben, und wie und wodurch diese in späteren Jahren sich so sehr befestigt hat. Ich wiederhole auch hier, Sie können in dem allen nicht weitläufig genug sein. Über das: jemand nach seinem Charakter behandeln, kann ich nicht ganz Ihrer Meinung sein. Ich tue es immer, einesteils, weil es leicht zum Zwecke führt, dann, weil ich nicht berufen bin, auf den Charakter der Menschen gegen

ihren Willen einzuwirken, endlich, weil die Menschen dabei glücklich und heiter bleiben und man gern Glück und Heiterkeit um sich verbreitet. Allein, was mich selbst betrifft, so wünsche ich immer und tue alles dazu, daß mich die Menschen nicht nach meinem Charakter nehmen mögen. Denn was heißt das anders, als den Charakter, wie er nun einmal ist, für abgeschlossen und unveränderlich annehmen und ihn in allem, was er in sich enthält, bestärken? Nun aber ist keines Menschen Charakter fehlerfrei, es heißt also auch den Menschen in seinen Fehlern bestärken. Ich weiß wohl, daß es mich manchmal tief schmerzt, wenn ich gegen meinen Charakter behandelt werde, allein ein solcher innerer Schmerz ist allemal heilsam, und das wahre Glück beruht gar nicht auf Schmerzlosigkeit. In dem Grade nun, daß die Menschen meines vertrauten Umgangs mir zu erkennen geben, daß sie auch gern mit Kraft und Selbstverleugnung an sich arbeiten, daß sie heilsame Schmerzen nicht scheuen, behandle ich auch sie weniger mit Rücksicht auf ihren Charakter, und so könnte ich wohl bisweilen gegen die, welche mir innerlich am nächsten stehen, grade am wenigsten schonend erscheinen. — Es tut mir sehr leid, aus einzelnen Äußerungen zu erkennen, daß Sie leidend waren, vielleicht noch sind. Schonen Sie sich, liebe, gute Charlotte, schonen Sie sich auch für mich, denken Sie, daß es mich unendlich bekümmert, Sie leidend zu wissen. Ihre Ruhe, Ihre Heiterkeit, vor allem Ihre Gesundheit ist es, worauf es mir ankam. Frauen sind darin glücklicher und unglücklicher als die Männer, daß ihre meisten Arbeiten von der Art sind, daß sie während derselben meist an ganz etwas anderes denken können. Ich würde es ein Glück nennen. Denn man kann ein ganz inneres Leben fast den ganzen Tag fortführen, ohne in seinen Arbeiten oder in seinem Berufe dabei zu verlieren oder gestört zu werden. Es ist das auch wohl ein Hauptgrund, warum wenigstens viele Frauen die Männer in allem übertreffen, was zur tiefen und feinen Kenntniß seiner selbst und anderer führt. Allein, wenn jene inneren Gedanken nicht beglückend, oder wenn sie wenigstens das nicht rein und unvermischt sind, sondern niederschlagend und beunruhigend dabei, so ist allerdings die Gefahr größer, welche die

innere Ruhe bedrohet, da Männer in ihren Geschäften selbst, auch wider ihren Willen, Zerstreuung und Abziehung von einem das Innere einnehmenden Gedanken finden. Fürchten Sie nie, daß mir Ihre entschiedene Vorliebe für die einsame Stille, die Sie sich selbst geschaffen haben, mißfallen könne. Gerade das Gegenteil. Die Zeichnung Ihres kleinen Landhauses und Gartens, die Ihren letztem Brief beigelegt war, hat mir Vergnügen gemacht; es ist angenehm, sich mit jemand, den man liebt, alle Umgebungen denken zu können. Die Einseitigkeit, welche, wie Sie sagen, E. für Sie gefürchtet und darum die große Zurückgezogenheit, worin Sie leben, nicht ganz gebilligt habe, ist allerdings etwas, das nicht taugt. Einmal aber ist sie bei Ihnen nicht zu besorgen, andernteils auch kann man doch für sehr vieles verstummen, ohne zu verarmen im Innern, oder dem Wahren, Guten und Schönen abzusterben. . . .

Die Abgeschlossenheit spannt alle Vermögen eines weiblichen, in sich zarten und tiefen Gemüts höher, läutert die Seele und zieht sie ab von den kleinlichen, zerstreuenden Rücksichten, worein Frauen leichter verfallen als Männer. Auch gibt eine Frau, die die Einsamkeit liebt und in ihr lebt, gleich den Begriff, daß sie keine Freude sucht, als die sie aus der Tiefe ihres eigenen Innern schöpft, und das ist das Haupterfordernis, um einem selbst tiefer und besser fühlenden Mann zu gefallen und ein bleibendes, unwandelbares Interesse einzulösen. . . .

Die wenigsten Menschen verstehen, wie unendlich viel in der Einsamkeit liegt, und gerade für eine Frau liegt. Wenn sie verheiratet ist und Kinder hat, ist ihr Familienkreis ihre Einsamkeit, im entgegengesetzten Fall aber ist es eine absolute, in der man wirklich allein lebt und wenig Menschen sieht. . . .

Das Glück vergeht und läßt in der Seele kaum eine flache Spur zurück und ist oft gar kein Glück zu nennen, da man dauernd dadurch nicht gewinnt. Das Unglück vergeht auch (und das ist ein großer Trost), läßt aber tiefe Spuren zurück, und wenn man es

wohl zu benutzen weiß, heilsame, und ist oft ein sehr hohes Glück, da es läutert und stärkt. Dann ist es eine eigne Sache im Leben, daß, wenn man gar nicht an Glück oder Unglück denkt, sondern nur an strenge sich nicht schonende Pflichterfüllung, das Glück sich von selbst, auch bei entbehrender, mühevoller Lebensweise einstellt. Dies habe ich oft bei Frauen in sehr unglücklichen ehelichen Verhältnissen erlebt, die aber lieber untergingen, als ihre Stelle verlassen wollten. Leben Sie herzlich wohl. Ihr H.

Neunter Brief

Berlin, den 2. Dezember 1822.

Ich habe Ihren Brief, liebe Charlotte, empfangen und danke Ihnen von ganzem Herzen dafür. Es gehört immer zu meinen angenehmsten Empfindungen, etwas von Ihnen zu erhalten, und jemehr ich darin Ihre treue und liebevolle Anhänglichkeit erkenne, desto tiefer ist der Eindruck, den Ihre Zeilen auf mich machen. Die Erinnerung der Vergangenheit gesellt sich alsdann zu dem Genuß der Gegenwart, und ich rechne es immer zu den günstigsten Schicksalen meines Lebens, daß Sie mein Andenken haben bewahren wollen, und daß, wie mich Ihnen Beschäftigungen, Schicksale genähert haben, Sie fortdauernd Wert auf meine Teilnahme legen, in meine Ideen eingehen und es sich selbst für ein Glück, ja wohl gar mir es zum Verdienst anrechnen, daß mir Empfindungen blieben, die nur mit meinem eignen Leben aufhören können. Es könnte mich dieser Beifall eigentlich stolz machen, allein dazu habe ich keine Anlage. Ich kenne mehr, wie irgendeiner, meine Fehler und Schwächen und weiß, daß es kein Verdienst genannt werden kann, daß, wenn man einmal vom Schicksal gewürdigt worden ist, das natürlich Treffliche und Gediegene zu sehen, wenn es sich, auch durch eine Gabe des Glücks, einem wirklich erschlossen hat, man es nun auch im Tiefsten der Seele festhält und sich nicht wieder entreißen läßt. Für ein solches Glück halte ich es, daß ich Sie einmal sah und Sie mir blieben und fortführen, mir mit Treue anzu-

hängen, sich noch jetzt gern und willig mir unterordnen und mir erlauben, Ihnen so vertraulich zu schreiben. Ich habe die Stimmung von der Natur empfangen, die ich für eine ihrer wohlthätigsten Gaben halte, daß ich das Unglück nie fürchte, ja, wo es mich betraf, und das ist doch einigemal auf sehr harte Weise geschehen, es nur als einen ernstern, aber nicht übelwollenden Begleiter betrachte; dagegen das Glück unendlich schätze, erkenne und genieße. Ich meine aber so das recht reine Glück, das, von allem Verdienst entblößt, uns die Götter schicken, ohne daß der Mensch dazu das Mindeste tut. Ein solches Glück war es, daß Sie mir je begegneten, daß mir ein irdisches Bild vor Augen trat, das mir immer blieb und immer bleiben wird, mit dem nichts meinen Frieden stören kann und stören wird. Denn selbst, wenn es möglich wäre, daß Sie etwas anwandelte, das ich mißbilligen müßte, so bliebe jenes Bild ewig rein und unentweihet in mir. Es wäre dann etwas, das Ihnen so begegnete, wie es jedem Menschen wohl begegnen kann, es wäre aber nicht in die Züge verwebt, die den Umriß jenes Bildes ausmachten. Denn jeder Mensch trägt eigentlich, wie gut er sei, einen noch bessern Menschen in sich, der sein viel eigentlicheres Selbst ausmacht, dem er aber wohl einmal untreu wird, und an diesem innern und nicht so veränderlichen Sein, nicht an dem veränderlichen und alltäglichen muß man hängen, auf jenes dieses zurückführen und manches verzeihen, woran jenes tiefere Sein unschuldig ist. So hatte ich ja auch nie geahndet, welchen Schatz von Liebe und Treue Sie mir ein langes Leben bewahrten. Wie sollte es mich nicht beglücken! Diese Empfindungen, die Sie für mich hegen, die Gefühle, die aus jedem Ihrer Briefe sprechen, sind ja der Grund, auf dem alles, was wir miteinander wechseln, rein und schön hinfließt, von dem es die Farbe annimmt und in dessen Licht es erscheint. Darin liegt auch der große Reiz, den Ihre Lebensbeschreibung für mich hat. Je mehr ich die Umgebungen kennen lerne, in denen Sie, meine gute Charlotte, aufwuchsen, je mehr ich Sie mir darin denke, desto mannigfaltiger bewegt schweben mir die Züge vor, an die meine Einbildungskraft immer gern und lieblich geheftet ist. Solchen Genuß der Phantasie rechne ich zu den höchsten, die

den Menschen gegeben sind, und in vieler Rücksicht ziehe ich ihn der Wirklichkeit vor. In diese kann immer leicht etwas störend eintreten, aber jene nähert sich den Ideen, und das Größte und Schönste, das Menschen zu erkennen imstande sind, bleiben doch die reinen, nur mit dem innern Blick erkennbaren Ideen. In ihnen zu leben ist eigentlich der wahre Genuß, das Glück, was man ohne Beimischung irgendeiner Trübheit in sich aufnimmt. Nur haben wenig Menschen eigentlich Sinn dafür. Denn es gehört dazu eine Neigung der Beschauung, die in Menschen unmöglich ist, bei denen Sinnlichkeit und innere moralische Empfindung im Verlangen zur Wirklichkeit und zum Genuß übergehen. Ich bin von diesem Verlangen mein ganzes Leben hindurch sehr frei gewesen und habe daher mehr durch den Anblick am Innern und Außern genossen und in beiden Rücksichten mehr die Wahrheit der Dinge erkannt, ohne mich Täuschungen hinzugeben. . . .

Sie haben mich, liebe Charlotte, schon vor längerer Zeit gebeten, Ihnen Nachricht von den Meinigen zu geben; Sie haben den Wunsch leise erneuert und sprechen ihn jetzt wieder auf eine so zart empfundene Art aus, daß ich mir fast einen Vorwurf darüber mache. Sie sagen: die nahen Angehörigen geliebter Männer seien für Frauen unendlich teure geheiligte Gegenstände; die Kinder, Teile seines Wesens, die Lebensgefährtin, als die Mutter dieser, würden in dem Grade, wie sie den Geliebten beglücken, von der innigsten Zärtlichkeit umfaßt. Indem ich es zu würdigen weiß, aus wie edler Quelle dergleichen Äußerungen kommen, danke ich Ihnen recht herzlich dafür. Ich habe es nur von Brief zu Brief verschoben, weil ich gewöhnlich das letzte Wort eines Blattes und die letzte Viertelstunde der Zeit erreichte, ehe ich dazu kam. Ich fange bei meiner Frau an, da ich mich nicht erinnere, ob Sie wissen, wer sie eigentlich ist. Wenn ich Ihnen also etwas sage, was Ihnen bekannt ist, so seien Sie mir darum nicht böse. Sie war ein Fräulein von Dacheröden, in ihrer Jugend sehr schön; und, obgleich sie acht Kinder gehabt hat, noch viel mehr erhalten, als es Frauen, die nicht in dem Falle sind, gelungen ist. Sie ist seit einiger Zeit kränklich, aber auf keine Weise,

die Besorgnis erregte, oder ihre natürliche Heiterkeit störte. Burgdrner gehört ihr und ist eins ihrer Güter, dahingegen Tegel und die schlesischen mir gehören. Unsere Ehe wurde bloß durch gegenseitige Neigung, ohne alles Zutun von Eltern und Verwandten, geschlossen; sie hat in den 31 Jahren, die sie nun währt, nie einen nur weniger zufriedenen Moment gehabt, unser Glück ist gegenseitig heute, wie im Anfange, und hat nur die Farbe der verlaufenden Zeit nach und nach angenommen. Da wir beide von Natur heiter sind, so ist unser Verhältnis selbst jugendlicher geblieben, als es sonst der Fall sein würde. Meine Geschäfte haben uns manchmal lange voneinander getrennt, aber seitdem ich freie Muße genieße, sind wir fast ununterbrochen zusammen, und dies fortsetzen zu können, wird mich vorzüglich bewegen, wenn es nicht durchaus sein muß, nicht wieder in den Dienst zu treten. Gleich nach meiner Verheiratung lebte ich auch außer Dienstverhältnissen über 10 Jahre lang und reiste damals mit meiner Frau nach Frankreich und Spanien. Jetzt in der Stadt berühre ich fast die Straße mit keinem Fuß und fahre auch selten aus. Auf dem Lande gehen wir immer zusammen spazieren, oder sind beide zu Hause. Von unsern acht Kindern haben wir leider drei, eins in Paris, zwei in Rom, verloren, als ich dort Gesandter war. Jetzt haben wir noch drei Töchter und zwei Söhne. Die älteste Tochter wird sich schwerlich verheiraten, sie bleibt gern mit uns, und wir würden sie, da sie so lange mit uns gewesen ist, noch ungerner missen. Meine beiden andern Töchter sind verheiratet; die zweite heiratete, ehe sie noch 15 Jahr alt war, und ihr Mann in den Krieg ging. Sie hat den Oberst-Leutnant von Hedemann zum Manne und lebt überaus glücklich. Die jüngste ist an den Geheimrat von Bülow verheiratet, der Legationssekretär bei mir in London war und jetzt hier bei dem auswärtigen Departement steht. Sie hat eine Tochter, die bald ein Jahr alt sein wird, und lebt gleichfalls sehr heiter und in ihrer Häuslichkeit zufrieden. Mein jüngster Sohn ist noch zu Hause und wird bei mir erzogen. Mein ältester ist Kavallerieoffizier in Breslau und hat eine schöne und lebenswürdige Frau. Sie hat leider noch keine Kinder. So wissen Sie wenigstens im ganzen so viel, daß Sie sich meine Fa-

milie und mein Leben in derselben vorstellen können. Außer meiner Familie sehe ich wenig Leute. In Privathäuser gehe ich selten, nur zu einigen alten Bekannten.

Ich muß nun schließen, das Papier ist zu Ende. Leben Sie herzlich wohl, liebe Charlotte. Mit der unwandelbarsten und wärmsten Anhänglichkeit der Ihrige. H.

Zehnter Brief

Berlin, den 27. Dezember 1822.

Ich setze mich mit inniger Freude an den Tisch, Ihre beiden Briefe zu beantworten, die mir, wie alles, was mir von Ihnen kommt, sehr teuer gewesen sind. Es tut mir sehr leid, daß mein längeres Schweigen Sie einen Augenblick beunruhigt hat, ob ich gleich diesem Umstande einen Brief mehr von Ihnen verdanke. Sie müssen aber nie unruhig sein, wenn ich einmal länger nicht schreibe, als Sie gerade gedacht haben, daß ich es tun würde. Ich bin so selten krank, daß dies gar nicht in Berechnung kommen kann, und eine Änderung in meinen Gesinnungen, wie leise sie auch sein möchte, ist in der That unmöglich. Es widerspricht meinem Charakter überhaupt und widerspricht noch viel mehr meinen einmal für Sie gefaßten Empfindungen und kann mit einem Wort nicht eintreten. Daß ich aber einmal weniger oft schreibe, hat ganz zufällige Ursachen, die ich aber auch nicht gut ändern kann. Ob ich gleich jetzt gar keine eigentlichen Geschäfte habe, so bin ich beschäftigter, als die meisten, die selbst viel mit solchen beladen sind, und ich lebe keineswegs so, wie manche andre, daß ich nur auf irgendeine Weise dem Vergnügen oder meinen Einfällen nachhänge. Meine Stunden vom Morgen bis zum Abend, und vor 1 Uhr gehe ich nie zu Bette, sind regelmäßig besetzt, mit meiner Familie bringe ich nur etwa zwei Stunden am Abend, außer dem Mittagessen, zu. In Gesellschaft gehe ich so gut als gar nicht, und in meiner Stube, in der ich also die meiste Zeit meines Lebens zubringe, bin ich mit Papieren und Büchern umringt. Ich führe, seit ich den Dienst verlassen habe, ein

eigentliches Gelehrtenleben, habe weitläufige, wissenschaftliche Untersuchungen unternommen, und so kommt es denn freilich, daß der Briefwechsel manchmal stockt, der mit Ihnen aber doch am wenigsten. Denn ich wundere mich selbst manchmal, wie ich Ihnen so oft und so lange Briefe schreibe, und dann finde ich es doch wieder so natürlich, weil ich mich so gern in meinen Gedanken vor Ihnen gehen lasse, und meine Briefe wieder Veranlassung der Ihrigen sind, die ich so innig gern lese, wie lang sie sein möchten. Denn zum Lesen habe ich immer Zeit, da dazu der Entschluß nicht wie zum Schreiben zu nehmen ist, sondern mit dem erscheinenden Briefe natürlich da ist, so schiebt sich alles andre so lange zur Seite. Auch das Denken gehört jeder Stunde an, nur zum Schreiben kommt man nicht immer, und ich könnte mir darin keinen Zwang antun. Ich klagte mich zum voraus bei Ihnen an, liebe Charlotte, daß ich eigentlich nicht ordentlich und regelmäßig im Schreiben bin, und Sie sehen jetzt, daß ich nicht unwahr redete.

Daß Sie erfreut und zufrieden sind mit den kurzen Nachrichten, die ich Ihnen über meine Familie gab, ist mir lieb, obwohl Sie hinzusetzen: „wenn ich sie auch ausführlicher gewünscht hätte, bin ich doch erfreut und etwas bekannt mit den Ihrigen und bescheide mich.“ — Das ist ganz in Ihrer Art, und wenn ich Sie darum lobe, so muß ich darüber schmälen, daß Sie besorgen, ob Sie sich nicht zu sehr haben gehen lassen in dem Ausdruck Ihrer Empfindungen. Sie haben in Ihrer Selbstbiographie nur für mich geschrieben. Sie haben mir die ersten Empfindungen Ihrer jugendlichen Brust aufrichtig, edel und offen gestanden, Sie haben mir diese Gefühle durch ein ganzes Leben gesondert, bewahrt und mein Andenken heilig erhalten, ohne irgend ein Zeichen des meinigen empfangen zu haben. Ihr ganzer Besitz waren ein paar Zeilen auf einem Zettel Papier. Das würde jeden Mann gerührt haben. Wer aber so etwas zu würdigen versteht, wie ich das von mir sagen darf, der wird es wie ein seltenes Glück dankbar empfangen und wie eine Zugabe des Himmels ansehen. Nicht der leiseste, nur scheinbar gerechte Vorwurf könnte Sie treffen, und die kälteste, ruhigste Beurteilung könnte hier nichts zu tadeln finden. Sie sehen, ich will mir nicht

7
wieder entreißen lassen, was Sie mir einst freiwillig gegeben haben. Ich will es behalten, und keine kleinlichen Skrupel von Ihrer Seite sollen mir meinen lieben Besitz rauben. Irre ich, so irrt wenigstens mein Herz nicht. Ich habe nicht die engherzigen Begriffe über solche Empfindungspflichten, die wohl sonst im Schwange sind. Wenn man in sich rein ist, kein Gefühl mit dem andern vermengt, keine Pflicht verletzt, so habe ich für mich (ich will nie für das Gewissen eines andern reden) kein Urgeß, mich jedem Gefühl, das wahr und unentstellt in mir aufsteigt, ohne alle Angstlichkeit hinzugeben. So ist es in mir. Sie sehen, was ich Ihnen oben sagte, ich will behalten, was ich habe.

Von meinem Familienleben hätte ich Ihnen, wenn Sie es nicht ausdrücklich gefordert hätten, und es mir nicht natürlich geschienen, doch auch das Innere und gerade dasjenige Verhältnis zu berühren, von dem in einem Familienkreise alle anderen Empfindungen ausgehen, immer geschwiegen.

Also noch einmal, ich will, liebe Charlotte, daß Sie nicht die einzige Zeile, nicht ein Wort zurückwünschen. Alles, was Sie mir geschrieben haben, woraus Ihre Gefühle so rein und wahr hervorstrahlen, beglückt mich in der Erinnerung. Ich wünsche vor allem, daß der Briefwechsel mit mir Ihnen reine, durch nichts getrübt Freude mache. Ich habe ja dabei keinen andern Zweck, als für mich Erinnerungen festzuhalten, die mir ewig teuer sein werden, und für Sie, Ihnen eben dadurch Freude zu geben.

Daß ich Ihnen jene Nachrichten so spät gab, darf Sie nicht wundern, ich gab sie nur, weil Sie es wollten. An sich ist es meine Art nicht, von dem, was ich für einen Menschen fühle, einem andern als ihm selbst zu sprechen, ja, es ist mir ganz entgegen. Ich weiß wohl, daß man es so gemeinhin für ein Zeichen und ein Bedürfnis der Freundschaft hält, sich gegenseitig Freude und Kummer und alles mitzuteilen, den andern, wie man es nennt, mit sich leben zu lassen. Ich könnte tiefen Kummer und große Freude im Herzen haben, und es würde mich nie drängen, es denen mitzuteilen, die ich am liebsten habe. Ich tue es auch wirklich nicht, wenn die Mitteilung nicht andere Veranlassung hat. Ich halte sehr wenig von

den Ereignissen des Lebens und für mich (Gott weiß, nicht für andere) wenig von Glück und Unglück, beide, auf mich gezogen, sind die letzten Rücksichten bei meinem Tun und Handlungen; ich weiß, gottlob! mit denen, die ich so gern habe, als Sie, immer noch etwas Besseres zu reden, als was eben um mich herum vorgeht. Ich mache es gerade so mit meiner Frau und Kindern. Sie wissen von sehr vielem, was mich beschäftigt, gar nicht, und meine Frau denkt so gleichgestimmt mit mir darüber, daß, wenn sie zufällig etwas erfährt, was sie nicht wußte, oder ich ihr selbst bei einer Veranlassung davon sagte, es ihr nicht einfällt, das sonderbar zu finden. Freundschaft und Liebe bedürfen des Vertrauens, des tiefsten und eigentlichsten, aber bei großartigen Seelen nie der Vertraulichkeiten.

Leben Sie herzlich wohl! Mit unveränderlichen Gesinnungen der Ihrige.

H.

Elfter Brief

Berlin, den 14. Februar 1823.

Sie verstummen ja ganz, liebe Charlotte. Es ist ungewöhnlich lange, daß ich keine Zeile von Ihnen erhielt. Schon seit acht Tagen wollte ich Sie bitten, das Stillschweigen zu brechen. Aber ich hoffte mit jedem Posttag einen Brief zu erhalten. Wenn Sie nur nicht krank sind! Allein, gerade dann dächte ich, hätten Sie geschrieben, mir wenigstens das zu sagen. Sie waren aber sehr angegriffen, hatten sich sehr angestrengt, dazu jezt die kalte Witterung, das alles könnte Ihnen doch wohl geschadet haben. Ich bitte Sie inständigst, schreiben Sie mir, wie es Ihnen geht. Ich würde in der That sehr unruhig sein, wenn ich auch jezt keinen Brief erhielte. Ich bin wohl, aber sehr beschäftigt. Mein Bruder war vier Wochen hier bei mir. Er ist nun nach Paris zurückgegangen; während seiner Anwesenheit hatte ich alles liegen lassen, und so ist schon das, was sich in meinen Geschäften angehäuft hat, so ansehnlich, daß ich ein paar Wochen daran aufzuräumen haben werde. Darum verzeihen Sie auch die Kürze meiner Zeilen. Da Sie gern lange Briefe

von mir haben, so wird Ihnen mein letzter gefallen haben, er füllte den ganzen Bogen, und mit einer kleinen Handschrift ist das sehr viel. Leben Sie wohl, und ich bitte, schreiben Sie mir gleich. Von Herzen und mit unveränderlichen Gesinnungen der Ihrige. H.

Zwölfter Brief

Berlin, den 14. März 1823.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihre Briefe mit deren Beilagen erhalten und sage Ihnen meinen herzlichsten Dank dafür. Man kann nicht ordentlicher sein, als Sie diese zweite Lieferung zu Ihrer Lebensbeschreibung eingerichtet haben. Sie nennen sie: Einleitungshefte. Die Folge wird das erst ganz deutlich machen, da alle Ihre Gedanken Klarheit haben. Alles liest sich leicht und mühe-los, wie ein Buch, und was bei Handschriften immer sehr angenehm ist, daß Sie das Ganze in Lieferungen teilen und in jede einen angemessenen Abschnitt zusammenfassen, ist äußerst zweckmäßig. Ich finde es daher auch besser, daß Sie künftig sich nicht gerade an die Zeitpunkte halten, die ich anfangs bestimmt hatte, sondern jeder Lieferung einen angemessenen, sich nach dem Inhalt richtenden Abschnitt geben, daß er weder allzukurz, noch allzulang wird, und absenden, wenn Sie solche Lieferung fertig haben, ohne sich an einen bestimmten Zeitabschnitt zu kehren. Ich weiß, auf der einen Seite, daß Sie Interesse genug an der Sache nehmen und, liebevoll gegen mich gesinnt, selbst gern meine Wünsche erfüllen und also die Muße, die Sie auf die Arbeit verwenden können, gewiß nicht ohne Not anderen Dingen schenken. Auf der anderen Seite aber möchte ich selbst nie, daß Sie den notwendigen Geschäften, die Ihnen obliegen, Zeit entzögen, die dann wieder zu große Anstrengungen forderten, um das Verschobene wieder einzubringen. Alles, wozu ich Sie veranlasse, soll nur zu Ihrem Vergnügen und Ihrer Genugtuung dienen, nicht aber Ihnen zur Last noch Unruhe werden. Was mich bei dieser Lieferung erschreckt, ist, daß Sie schon so weit vorgerückt sind. Sie sehen daraus, wie ich Ihnen immer

sagte, daß Ihre Furcht vergeblich sei, daß Sie bei einer so großen Ausführlichkeit nie zu einem Ende kommen würden. Indessen kann ich Ihnen durchaus über Mangel an Ausführlichkeit keinen Vorwurf machen. Ich glaube gern und sehe aus der Schrift selbst, daß Sie nichts weiter zu erzählen hatten, weil der Gegenstand Ihnen in Ihrem Gedächtnis nicht mehr darbot. Sie haben nichts übergangen, alle Personen, die Sie erwähnen, erscheinen in einer vollständigen Zeichnung mit sehr bestimmten Umrissen, man sieht zugleich ihre Umgebungen, und es geht dem Bilde kein Zug ab, dessen Vermissen eine Lücke verursachte. Zwei interessante Figuren sind Ihre beiden Großmütter, man ist sehr geneigt, sie in Ihnen wieder zu erkennen. Zwei vorzügliche Frauen waren es gewiß. Es ist in sich natürlich, daß die Schilderung des Lebens einer in den einfachsten Verhältnissen sich befindenden Familie nicht mehr und nichts Vielfacheres darzubieten imstande ist; auch ist es Ihnen wohl bis dahin nicht eingefallen, dies Leben in so weiter Vergangenheit zurückzuholen und zu beschreiben. Das alles, gute Charlotte, erkenne ich mit wahrer Dankbarkeit, erkenne, wie gern Sie mir Freude machen. Auch hat Ihre Erzählung, gerade in dieser Einfachheit eines solchen Lebens, für mich und meine individuelle Art zu empfinden einen großen Reiz, den ich auch wieder bei Lesung Ihrer Blätter empfunden habe. Ich muß diese Lieferung auch darin noch mehr loben als früher, weil die Erzählung darin ruhiger, ununterbrochener und in einem einzig nur das Geschilderte heraushebenden Tone fortgeht. So gern ich auch Betrachtungen lese, welche Sie früher dem Erzählten einzustreuen pflegten, so besteht der größte Reiz einer Erzählung doch gerade darin, daß man nur das Erzählte erblickt, und daß es als etwas ehemals Vorgegangenes und sich selbst vor dem Auge Bewegendes dasteht, nicht durch den unterbrochen wird, der es jetzt absichtlich darstellt. Im gegenwärtigen Falle sind nun zwar Sie, als darstellend und dargestellt, dieselbe Person, allein die Verschiedenheiten der Zeit bleiben auch so doch gleich beachtenswert, und Sie, jetzt und selbst erzählend, werden gegen sich, in jener Zeit dargestellt, auch wieder gewissermaßen eine Fremde. Sie müssen aber darum nicht glauben, daß

ich mich durchaus gegen die Einstreuung jeder Betrachtung erklärte, und Sie sich jede neue verbieten müßten. Dies ist gar nicht meine Absicht. Ich lobe mehr die Art, die ich hier beobachtet gefunden habe, als ich es tadeln würde, wenn Sie eine andere angewendet hätten. Denn auch diese könnte auf ihre Weise Reiz gehabt haben, und Sie würden es gewiß verstanden haben, ihn derselben zu geben. Allein in sich ist es richtig, daß die Erzählung reiner und anziehender in dem Grade ist, in welchem sich der Erzähler mehr zurück und in Schatten stellt, und dieser verliert dabei nicht, denn man sieht ihn und seine Individualität in der Art und Natur der Erzählung gleich klar und bestimmt und fühlt sich durch die verstecktere Art, mit der es geschieht, überrascht. Die Zeichnungen, die Sie beigelegt hatten, haben mich sehr gefreut. Sie versehen den, der sie sieht, auf den Schauplatz der Personen, von denen erzählt wird, und tragen daher zur Lebendigkeit der Schilderung und zur Bestimmtheit des Bildes bei. Die äußere Ansicht Ihres elterlichen Hauses hat aber auch etwas in sich Freundliches und Gefälliges. Bei Gelegenheit des Todes Ihrer Mutter erwähnen Sie, obgleich dunkel und so, daß man nicht deutlich und bestimmt sehen kann, wie es gewesen ist, etwas Geisterartiges. Dies bitte ich Sie nicht zu übergehen. Ist es, wie es fast scheint, Ihre Absicht, darauf bei einer anderen Gelegenheit in der Folge zurückzukommen, so mag es so bleiben, und so lese auch ich die genaue Darstellung dieses Ergebnisses lieber an dem Orte, den Sie für den paßlichsten halten. Wollen Sie aber nicht darauf zurückkommen, sondern es bei demjenigen bewenden lassen, was Sie darüber gesagt haben, so muß ich Sie bitten, dieser Sache eine besondere Zugabe zur zweiten Lieferung zu widmen, sie zuerst und zunächst auszuarbeiten und mir einzeln zuzusenden. Es hat gerade dies ein ganz besonderes Interesse für mich. — Das Mißgeschick mit Ihrer Wohnung hat mich sehr geschmerzt; Sie befanden sich dort einsam und wohl und hatten überdies sie sich nach Ihren Neigungen eingerichtet. Das verlassen zu müssen, ist wirklich höchst unangenehm, und ich nehme nicht nur den innigsten Anteil daran, sondern begreife auch Ihre Niedergeschlagenheit darüber vollkommen.

Daß Ihnen meine Theilnahme tröstlich, mein Andenken wohlthätig ist, und Sie gern dabei verweilen und ausruhen, wenn Ihnen, wie auch jetzt, weh ist, dafür, liebe Charlotte, kann ich Ihnen nur sehr dankbar sein. Es war mein Wunsch und meine Absicht, ich wollte nur glücklich, heilsam und wohlthätig auf Sie einwirken, und es freut mich unendlich, wenn ich erkenne, daß ich das erreiche. Gestatten Sie mir denn auch jetzt diesen Einfluß auf Ihr Gemüt, da Sie leiden und gebeugt sind. Richten Sie sich an mir auf. Ich möchte niemand lieber als Ihnen zur Stütze sein. Leben Sie für heute herzlich wohl, und erlauben Sie mir die Wiederholung meiner Bitte, sich zu beruhigen. Halten Sie den Glauben an die Treue meiner innigsten, liebevollsten Theilnahme fest, womit ich Ihnen stets angehöre.

Ihr H.

Dreizehnter Brief

Berlin, den 30. März 1823.

Ihr Brief vom 19. dieses, liebe Charlotte, hat mich bekümmert, da er in großer und sichtbarer Niedergeschlagenheit geschrieben war; es hat mich aber gefreut zu sehen, daß er gegen das Ende hin heiterer wird, weil das ein sicheres Zeichen ist, daß das ruhige Schreiben, das stille Gespräch mit dem, von dem Sie wissen, daß er immer gleichen Anteil an Ihnen nimmt, eben jene wohlthätige Wirkung auf Sie ausgeübt hat. Darum hoffe ich auch, werden Sie nicht bei dem Vorsatz des Verstummens bleiben, sondern fortfahren, wie bisher, zu schreiben. Jener Vorsatz, den ich überhaupt nur für augenblicklich halten will, kann Ihnen nur von einer düsteren Stimmung eingegeben sein. Es ist sehr liebevoll von Ihnen, daß Sie, wie Sie sagen, mein Leben nicht durch Ihre Niedergeschlagenheit stören wollen. Allein, weiß ich sie darum weniger, wenn ich sie in Ihrem Verstummen erkenne, und muß sie mich denn nicht gerade darum mehr beunruhigen, weil ich den Grad, die Farbe, die Art derselben weniger kenne? Sie können versichert sein, daß ich immer den herzlichsten und mitfühlendsten Anteil an Ihnen und allem, was

Ihnen begegnet, nehme, und daß ich auch auf dieselbe Weise den Unfall ansehe, daß Sie, gerade jetzt, und überhaupt, eine Ihnen zu bequemer und lieber Gewohnheit gewordene Wohnung aufgeben müssen. Allein ich möchte Ihnen doch, liebe Charlotte, bei einem solchen Falle mehr Stärke, mehr innere, äußeren Unfällen entgegenstrebende Heiterkeit wünschen, da Ihnen so vieles zum innern Genuß bleibt. Es soll dies gewiß auch nicht der fernste und leiseste Vorwurf sein, ich möchte lieber alles, als Ihnen im mindesten weh tun. Aber es ist einmal meine Art, denen, mit denen ich vertraulich umgehe, durchaus und ganz wahr zu reden, unverhohlen zu sagen, was mir nicht zu billigen scheint, und ihnen die Vorstellungen zu machen, durch die sie meiner Überzeugung nach in sich stärker, fester und dadurch selbständiger und minder abhängig von äußern Zufälligkeiten werden. Also seien Sie mir um dasjenige, was ich Ihnen hier sage und sagen werde, nicht böse. Sehen Sie es auch nicht als etwas an, das der leicht sagen kann, der selbst nur in glücklicher und genügender Lage vor ähnlichen Unfällen sicher ist. Es kommt nicht auf die äußere Ursache an, von welcher der Schmerz und die Widerwärtigkeit entsteht, und der Himmel hat Schmerz und Widerwärtigkeit so weise verteilt, daß der äußerlich noch so vorzüglich Begünstigte darum keinen Augenblick hindurch freier ist von Anlässen und Ursachen inneren Schmerzes. In einem schon ziemlich langen und gar nicht in einfachen Verhältnissen hingegangenen Leben sind mir mannigfaltige Dinge vorgekommen, die mich augenblicklich oder auf lange aus meinem ganzen gewohnten Lebenswege in einen andern, in vielen, gerade das Innerste berührenden Punkten verschiedenen gestoßen haben. Ich bin also den Empfindungen, die Sie jetzt haben, auf keine Weise fremd, und kann mir jeden Tag, da wir in der Hand des Schicksals sind, eine ähnliche bevorstehen. Ich erkenne auch darum die Art Ihrer Empfindungen nicht, weil ich, wie Sie allerdings recht haben zu sagen, nicht gerade mit der äußern Ursache sympathisieren kann. Das Wechseln einer Wohnung, das mir so oft von den angenehmsten zu den unlieblichsten begegnet ist, würde auf mich allerdings wenig Einfluß haben. Ich lebe zwar auch beständig in meiner Stube,

bin jetzt zum Beispiel, trotz des Sonnenscheins, seit Tagen mit keinem Fuße anders, als zu den durch Gewohnheit bestimmten Tageszeiten, in das Nebenzimmer zu meiner Familie gekommen. Ich habe keine Bedürfnisse derart, jede Stube ist mir gleich, ich brauche keine Bequemlichkeiten, den Rohrstuhl, auf dem ich sitze, und den Tisch, an dem ich schreibe, ausgenommen. Sie würden keinen Spiegel, kein Sofa, nichts von dem allen bei mir finden. Allein auf die Ursache der Trauer kommt gar nichts an, es gilt nur diese, und ich sage Ihnen das nur, um jedem, auch stummem Einwand zu begegnen, daß ich bei einem Unfall, wie er Sie jetzt betrifft, mich nicht in Ihre Lage versetzen könnte. Ich kann es gewiß, da jeden reizbaren und nicht empfindungslosen Menschen niederschlagende Empfindungen ähnlicher Art betreffen. Aber gerade darum, meine eignen Erfahrungen benutzend, muß ich Sie doch bitten, liebe Charlotte, sich durch dies Ereignis nicht auf solche Weise beugen zu lassen. Ich kann es nach Ihrer eignen Schilderung nicht sowohl für ein empfindliches Übel halten, daß Sie gerade diese Wohnung verlassen, sondern mehr, daß Sie nicht wieder eine ungenierte Gartenwohnung mit Stille und Einsamkeit und ohne Mitbewohner gefunden haben. Was Sie mir einmal von der Kälte und Feuchtigkeit der Wände, auch wo Sie schlafen, sagten, hat mich sehr geschreckt und kann Ihnen unmöglich zuträglich gewesen sein. Trotz allem, was sich da sagen läßt, bleibt der Verlust, bis Sie eine andere ländliche und stille Wohnung finden, sehr groß und läßt sich nicht wegräsonieren, auf keine Weise. Aber da, liebe Charlotte, bleibt, außer der Resignation, das zu tragen, was unabänderlich ist, doch auch der Genuß dessen, was Ihnen in Ihrem innern Leben unentreibbar bleibt, das Andenken an alles, was Ihnen teuer ist, der Umgang mit einigen Personen, denen Sie geneigt sind, das Bewußtsein eines immer reinen Gemüths ein bewegtes Leben hindurch, die Genugtuung an einem sich selbst geschaffenen Dasein, endlich, darf ich auch mit Freuden hinzusetzen, nach dem, was Sie mir so oft sagen, die Beschäftigung mit mir, die Sicherheit, wie innig ich alles Weh und alle Freude teile, die sich in Ihnen bewegen. Eine gewisse Stärke bedarf der Mensch in allen, auch den glück-

lichsten Verhältnissen des Lebens, vielleicht kommen sogar Unfälle, wie Sie jetzt einen erfahren, um dieselbe zu prüfen und zu üben, und wenn man nur den Vorsatz faßt, sie anzuwenden, so kehrt bald, auch selbst dadurch Heiterkeit in die Seele zurück, die sich allemal freuet, pflichtmäßige Stärke geübt zu haben. — —

Überhaupt, liebe Charlotte, und ich denke das oft, mag es wohl sein, daß ich anders bin, als Sie sich mich manchmal gedacht hatten. Das kann eigentlich nicht fehlen, wenn man sich fast nie gesehen und nie mit einander gelebt hat. Ich schrieb Ihnen, im Beginn unsers Briefwechsels, Sie müssen mich nehmen, wie ich bin, ich kann aus meinem Wesen, wie es ist, nicht herausgehen. Meine wahren und eigentlichen Gesinnungen überhaupt und gegen Sie, liebe Charlotte, bleiben immer dieselben und ändern sich nie. Ob Ihnen der Ausdruck immer gleich erfreulich und ansprechend ist, dafür kann ich nicht einstehen. Ich kann meiner Freiheit weder in der Häufigkeit noch in der Art, wie ich schreibe, etwas nehmen und muß Sie da, wo ich zufällig nicht mit Ihnen oder Ihren Bemerkungen übereinstimme, um Nachsicht bitten. Daß ich in Wahrheit Teil an Ihnen nehme, daß ich Ihnen auch gern schreibe, sehen Sie genug auch daraus, daß ich Ihnen vom Anfange an frei und offen, wie ich immer bin, sagte, daß ich ungern schreibe, daß Sie selten und kurze Briefe von mir bekommen würden, und daß ich doch häufig, und wie selbst dieser zeigt, sehr lange Briefe wirklich schreibe. Um zu Ihrer Lebens-Erzählung zurückzukehren, so kann ich Ihnen nur wiederholen, daß Sie mir durch die Fortsetzung wahre Freude machen werden, muß aber auch hinzusetzen, daß meine Bitte immer von der Voraussetzung ausgeht, nicht bloß, daß Sie es gern tun, das weiß ich gewiß, sondern auch, daß Sie Stimmung und Zeit in Anschlag bringen und sich nur dann damit beschäftigen, wenn beide es erlauben; ich weiß ja, wie gewissenhaft Sie Ihre Zeit anwenden und darüber denken, und Sie wissen, wie dies meine wahre Achtung für Sie erhöht. Was Sie mir von den Geistererscheinungen sagen, hat mich noch neugieriger darauf gemacht. Ich bin ganz der Meinung Ihres verewigten Vaters. Niemand kennt den geheimen Zusammenhang der Dinge, und ich werde

keinen Unglauben haben. Leben Sie nun herzlich wohl, liebste Charlotte! Suchen Sie sich zu erheitern, tun Sie es auch aus Liebe zu mir, und glauben Sie, daß niemand so gern und so oft an Sie denkt als ich.

Ihr H.

Vierzehnter Brief

Berlin, den 12. April 1823.

Ich danke Ihnen recht herzlich für Ihre wenigen Zeilen, welche Ihnen Ihre liebevollen Gesinnungen eingaben. Ihre Worte: „nehmen Sie dem gepreßten Herzen die Worte nicht genau, so wenig als den Kleinmut, der Folge schwerer Verhängnisse ist“ — diese Worte haben mich tief gerührt. Niemals werden Sie in meinen Gesinnungen den leisesten Wandel erkennen. — Ihrem nächsten Brief sehe ich nun mit großem Verlangen entgegen; aus einigen Äußerungen möchte ich schließen, daß ich Ihnen eine angenehmere Aussicht eröffnet habe. — — — — —

H.

Fünfzehnter Brief

Berlin, den 25. April 1823.

Ich wollte mich eben hinsetzen, liebe Charlotte, Ihren lieben Brief vom 9. dieses zu beantworten, als ich zu meiner großen Freude den vom 20. bekam. Ich glaubte schon, Sie wollten, ehe Sie mir schrieben, erst eine Antwort von mir abwarten. Ich freue mich sehr, Sie nicht in dem Hause zu wissen, vor dessen unlieblichen Bewohnern Sie mit Recht einen so großen Abscheu hatten. Sie haben bei Ihrem neuen Etablissement wenigstens an Ruhe und Einsamkeit gewonnen. Der Freund, der Ihnen erschien, um Ihnen den Rat zu geben, jener Wohnung zu entsagen, auch als Sie noch keine andere hatten, hat sich ein wahres Verdienst um das nächste Jahr Ihres Lebens erworben, und ein Jahr ist ein großer Abschnitt,

wenn man es in plagenden Umgebungen zubringen muß. Indessen hätte ich doch gewünscht, Sie hätten die neue Wohnung nur auf den Sommer genommen, im Winter war es weniger widrig, in der Stadt zuzubringen. Die Beschreibung, die Sie nicht bloß von den unteren, auch von den oberen Zimmern machen, ist von der Art, daß es doch schwer halten wird, daß Sie den Winter dort zubringen, ohne wenigstens sehr gründliche Verbesserungen, bei Ofen, Wänden, Fenstern und Türen anzubringen, was das Lokal nicht einmal immer recht erlaubt, und was überdies nicht ohne Kosten abgeht. Ich begreife indes vollkommen Ihren Widerwillen vor der Stadt. Wäre ich nicht meiner Kinder wegen hier, die einmal ihrer Verhältnisse wegen die Stadt, zumal im Winter, nicht verlassen können, so würde ich immerfort auf dem Lande bleiben. Selbst, wo die Gegend nicht reizend wäre, bleibt der Anblick des freien Himmels schon viel. Der Anblick des Himmels hat überhaupt und unter allen Umständen einen unendlichen Reiz für mich, bei sternenhellen, wie bei dunkeln Nächten, bei heiterm Blau, wie bei ziehenden Wolken, oder dem traurigen Grau, worin sich das Auge verliert, ohne etwas darin zu unterscheiden. Jeder dieser Zustände entspricht einer eignen Stimmung im Menschen, und wenn man das Glück hat, diese Stimmung nicht gerade von den Elementen empfangen zu müssen, nicht düster zu werden mit dem düstern Himmel, sondern in der, aus dem reinen Innern entsprungenen Stimmung durch den Anblick des Himmels nur in andre und andre Betrachtungen versenkt zu werden, so hat man wenigstens kein Mißfallen am farblosen Himmel; wenn man auch dem ruhig und mild strahlenden natürlich den Vorzug gibt. Mir ist überhaupt das Klagen über Wetter fremd, und ich kann es bei andern nicht sonderlich leiden. Ich sehe die Natur gern als eine Macht an, an der man die reinste Freude hat, wenn man ruhig mit allen ihren Entwickelungen fortlebt und die Summe aller als ein Ganzes betrachtet, indem es nicht gerade darauf ankommt, ob jedes einzelne erfreulich sei, wenn nur der Kreislauf vollendet wird. Das Leben mit der Natur auf dem Lande hat vorzüglich darin seinen Reiz für mich, daß man die Teile des Jahres vor seinen Augen abrollen sieht.

Mit dem Leben ist es nicht anders, und es scheint mir daher immer aufs mindeste eine müßige Frage, welches Alter, ob Jugend oder Reife, oder sonst einen Abschnitt man vorziehen möchte. Es ist immer nur eine Selbsttäuschung, wenn man sich einbildet, daß man wahrhaft wünschen könnte, in einem zu bleiben. Der Reiz der Jugend besteht gerade im heiteren und unbefangenen Hineinstreben in das Leben, und er wäre dahin, wenn es einem je deutlich würde, daß dies Streben nie um eine Stufe weiter führt, etwa wie das Treten der Leute, die in einem Rade eine Last in die Höhe heben. Mit dem Alter ist es nicht anders, es ist im Grunde, wo es schön und kräftig empfunden wird, nichts andres, als ein Hinausgehen aus dem Leben, ein Steigen des Gefühls, daß man die Dinge verlassen wird, ohne sie zu entbehren, indem man doch zugleich sie liebt und mit Heiterkeit auf sie hinblickt und mit Anteil in Gedanken bei ihnen verweilt. Selbst ohne auch religiöse Gedanken an den Anblick des Himmels zu knüpfen, hat es etwas unbeschreiblich Bewegendes, sich in der Unendlichkeit des Lustraumes zu verlieren, und benimmt so auf einmal alle kleinlichen Sorgen und Begehrungen des Lebens und der Wirklichkeit ihre sonst leicht einengende Wichtigkeit. So sehr auch der Mensch für den Menschen das Erste und Wichtigste ist, so gibt es gerade nichts gegenseitig mehr Beschränkendes, als die Menschen, wenn sie, enge zusammengedrängt, nur sich im Auge haben. Man muß erst oft wieder in der Natur ein höheres und über die Menschheit waltendes Wesen erkennen und fühlen, ehe man zu den beschränkten Menschen zurückkehrt. Nur dadurch auch gelangt man dahin, die Dinge der Wirklichkeit nicht so wichtig zu halten, nicht so viel auf Glück oder Unglück zu geben, Entbehrung und Schmerz minder zu achten und nur auf die innere Stimmung, die Verwandlungen des Geistes und Gemüths seine Aufmerksamkeit zu richten und das äußere Leben bis auf einen gewissen Grad in sich untergehen zu lassen. Der Gedanke des Todes hat dann nichts, was abschrecken oder ungewöhnlich bekümmern könnte, man beschäftigt sich vielmehr gern mit ihm und sieht das Ausscheiden aus dem Leben, was ihm auch immer folgen möge, als eine natürliche Entwicklungsstufe in der

Folge des Daseins an. Ich komme zum Teil mit deshalb auf diese Betrachtungen, weil ich eben die Zugabe zu Ihrem zweiten Heft gelesen habe, für die ich Ihnen herzlich danke und deren Inhalt damit enge zusammenhängt. Es ist schwer zu bestimmen, was man über die Tatsachen, denn als solche muß man Selbsterfahrnes ansehen, sagen soll.

Daß eine geliebte Person im Augenblick ihres Abscheidens, oder auch nachher, den Elementen und der Sinnenwelt die Kraft abgewinnt, zu erscheinen, läßt sich zwar auch nicht weiter begreiflich machen, allein die menschliche Seele empfindet doch selbst Dinge in sich, welche die Möglichkeit, wenn auch nur in einem Schleier, durchblicken lassen. Wer je Sehnsucht in sich getragen hat, begreift, daß sie eine Stärke gewinnen kann, die von selbst die gewöhnlichen Schranken der Natur durchbricht. Es mag aber auch bei dem, der etwas sehen will, eine Empfänglichkeit notwendig sein, die Geistergegenwart zu vernehmen, und wir mögen manchmal von Geistern umgeben sein, ohne es zu wissen oder zu ahnden. Warum man weniger Geister sieht, weniger von Erscheinungen hört, läßt sich eher erklären. Unter den Geschichten von ehemals waren wohl viele falsch, nicht gerade erfundene, aber ununtersucht gebliebene, oder nicht verstandene, natürliche Ereignisse. Man hatte mehr Glauben überhaupt und auch an diese Dinge, man war mehr zur Furcht vor dem Übernatürlichen geneigt; die Meinung von einem bösen Geist, der quäle und verführe, wurde sinnlicher und materieller genommen. Indes mag auch außerdem richtig sein, daß doch auch wahre Erzählungen, wirklich übernatürliche Wirkungen, wie die von Ihnen beobachtete, häufiger waren, und wenn das ist, ist die Erklärung freilich schwierig, zumal wo so eine Wirkung an mehreren sehr verschiedenartigen Menschen beobachtet wurde, wie es in Ihrem Hause der Fall war. Denn Erscheinungen und Gesichte einzelner würden sich eher erklären lassen. Ich sagte schon erst, daß eine gewisse Empfänglichkeit auch zur Wahrnehmung des Überfinnlichen gehöre. Diese mochten die Menschen in jener Zeit mehr haben, wo sie weniger weltlich zerstreut lebten, ihr Gemüt innerlicher gesammelt, frommer und ernster auf ein Wesenreich außerhalb der

irdischen Welt gerichtet war. Gerade bei einem Manne von so würdigem, tief religiös gestimmtem Charakter, wie Ihr Vater war, konnte das füglich der Fall sein. Wie es sei, so hat er die Sache trefflich aufgenommen, zugleich ohne Furcht und Unglauben. Die Erzählung hat mich ausnehmend interessirt, ich danke Ihnen herzlich dafür und sehe es als einen lieben Beweis Ihrer Bereitwilligkeit an, mir Freude zu machen, daß Sie so bald meinen Wunsch in dieser Sache erfüllt haben, und zu einer Zeit, wo Sie durch Ihr Umziehen auch sehr gestört waren. — Da das Wetter so rauh ist, bin ich noch mit meiner Familie in der Stadt und gehe auch vorerst nur auf mein nahe gelegenes kleines Landgut Tegel. Nachher vermutlich nach Dttmachau in Schlesien auf 6 bis 8 Wochen. . . Leben Sie herzlich wohl, und verwahren Sie sich ja in Ihrer Wohnung gegen die Einflüsse der äußern Luft, die noch gar nicht frühjahrmäßig ist. Ihr

H.

Sechzehnter Brief

Tegel, den 15. Mai 1823.

Ich schreibe Ihnen, liebe Charlotte, von meinem kleinen Land-
sitz aus, der Ihnen schon bekannt ist. Ich bin mit den Meinigen
seit einigen Tagen hier, das Wetter aber begünstigt uns sehr wenig.
Es ist ein ewiges Stürmen, Regnen, oder wenigstens ein mit Wol-
ken bedeckter Himmel. Den letztern liebe ich zwar wohl im Sommer.
Wenn die Wolken leicht sind und nur wie ein zarter Schleier das
helle Blau verhüllen, und es dabei windstill und warm ist, so hat
es etwas Behmütiges, was einer gleichgestimmten Seele sehr wohl
tut. Das Grün ist noch sehr zurück, die Eichen im Walde fangen
erst an, Laub anzusehen, und nur die frühesten Bäume, Kastanien,
Flieder und solche, prangen schon in vollem Laube. Dagegen sind
die Blüten der Obstbäume reich und schön. Ich denke mir täglich,
daß Sie das alles nun auch in Ihrem Garten genießen, und bin
nur bange, daß der Wind und das schlimme Wetter, da Ihre Woh-
nung, wie Sie schreiben, gar nicht dicht genug verwahrt ist, Ihnen

darin lästig sein werden. Die Anwesenheit meines Bruders in Berlin und eine Reihe anderer kleiner Umstände hatten gemacht, daß ich den ganzen Winter über in der Stadt geblieben war und gar keinen Aufenthalt hier gemacht hatte; so ist mir das Land wie neu, und ich genieße es doppelt. Es ist eigentlich wunderbar, daß grade die freie Natur und die Einsamkeit einen so großen Reiz für mich haben, da mein Leben nicht dazu beitragen konnte. Wenn man immer daran gewöhnt gewesen ist, oder wenn man es in sehr langer Zeit nicht genossen hat, in beiden Fällen kann man eine solche Neigung leicht erklären. Die Neuheit tritt im letzten Fall an die Stelle der Gewohnheit. Bei mir war keins von beiden der Fall. Ich bin weder ganz von Land und Einsamkeit, auch nur auf mehrere Jahre entfernt gewesen, noch habe ich beide so viel genossen, daß sie mir gleichsam zur andern Natur geworden wären. Als ich viele Jahre lang noch nicht in Geschäften war, reiste ich, oder war sonst unter Menschen, hatte nicht einmal ein Gut und wohnte aus eigner, freilich durch andere Dinge bestimmter Wahl in kleinen Städten. Die Geschäfte zogen mich in große und vielfache von aller ländlichen Einsamkeit entfernte Zirkel. Doch auch dann fand ich Mittel, mich zu isolieren, und war oft mitten in der Gesellschaft einsam. Man lernt das sehr gut, wenn man nur ein innerliches Interesse hat, das genug die ganze Seele einnimmt. Ich habe es aber immer als eine wahre Wohltat des Himmels angesehen, für die ich dem Geschick nicht genug danken kann, und empfinde es noch jeden Tag ebenso, daß es mich gerade in meinem Alter in die Lage versetzte, in der ich, wie es auch sonst immer sein möge, dieser Lieblingsneigung frei nachhängen kann. Die meisten legen es mir noch als eine Anspruchslosigkeit und Philosophie aus, daß ich nicht bloß im Augenblicke, wo es geschah, die Geschäftswirksamkeit mit Gleichmut aufgegeben habe, sondern auch seitdem ruhig, beschäftigt und glücklich lebe, ohne Plan wieder in dieselbe zu treten und mit sichtbarer Abwesenheit aller Zeichen, daß ich auch versteckt irgend eine Sehnsucht darnach habe. Ich mache mir nicht das mindeste Verdienst daraus, weil ich weiß, daß ich keins dabei habe. Was geschehen ist, entsprach meiner Neigung, die sich

auf Grundlagen meines innern Charakters stützt, so ist es kein Wunder, daß sie dauernd ist. Sie wird nie geschwächt werden. Es ist mir überhaupt immer eine widrige Idee gewesen, so bis zum Ende des Lebens an Verhältnissen teilzunehmen, die mit dem Moment des Todes alle gleichsam zu nichts werden, von denen man nichts jenseits mit hinüber nimmt. Und doch ist in Geschäften alles in dieser Art. Ganz anders ist es mit der Beschäftigung mit Ideen und Kenntnissen. Auch wenn die letzteren ganz ins einzelne eingehen, hängen sie doch zuletzt immer mit Ideen zusammen, die, wenn man sie recht verfolgt, ihren Mittelpunkt nicht mehr in dieser Welt haben.

Was man in dieser Art erwirbt und ausbildet, behält man wahrhaft und trägt es mit sich, solange noch überhaupt Dasein währt. Es hat mir immer unmöglich geschienen, daß, was einmal in mir denkt und empfindet, je aufhören könnte zu denken und zu empfinden. Wenn auch Zwischenräume mangelnden Bewußtseins eintreten, wenn die verschiedenen Zustände des Seins nicht verknüpft sein sollten durch zusammenhängende Erinnerung, so wirkt die einmal gefaßte Idee darum nicht minder auf das Wesen und den innern Gehalt der Seele. Ganz anders ist es, wenn man die, an äußeren Verhältnissen, wirklichen Geschäften teilnehmende Arbeit, nicht aus ganz freier Wahl, nicht aus unmittelbarer Liebe zu ihr, sondern aus andern Rücksichten und als einen Erwerb treibt. Auf diese Art würde ich sie ohne Mühe so lange fortsetzen können und fortgesetzt haben, als nur die Kräfte es zulassen. Darin sind Frauen besonders gut daran, daß die Arbeiten, die sie auf diese Weise machen, wenn auch nicht immer ganz, doch größtenteils mechanischer Art sind, den Kopf wenig, die Empfindung gar nicht in Anspruch nehmen und also den besseren, zarteren und höheren Teil des Menschen viel mehr sich selbst überlassen, als das bei Männern der Fall ist. Daher werden Männer so leicht einseitig, trocken, hölzern durch ihre Arbeit, Frauen nie, wenn sie auch durch Umstände und Widerwärtigkeiten bestimmt werden, einen Erwerb darin zu suchen, wenn in ihrem früheren Leben sie noch so fern von einer solchen Notwendigkeit waren. Was mir aber weniger angenehm ist in meiner

Lage, ist, daß ich nicht gut vermeiden kann, auch in demselben Jahre mehrmals den Aufenthalt zu wechseln. Ich gewöhne mich zwar leicht an einen neuen Ort, aber ich bleibe lieber in einem alten, und es hat vorzüglich einen großen Reiz für mich, so in demselben die Reihe der Jahreszeiten vorübergehen zu lassen. Die bloßen regelmäßigen Veränderungen der Zeit haben einen Reiz für mich, den ich mir oft selbst vergebens zu erklären versucht habe. Sie werden sagen, daß bei der völligen Freiheit, die ich genieße, ich leicht auch hier mein Leben nach meinen Wünschen einrichten könnte. Allein es gibt doch immer auch für den Freiesten Umstände, die ihn mit einer gewissen Nötigung bestimmen, und so geht es auch mir. Gleich in diesem Jahre werde ich nur bis zum 1. Juni hier bleiben und dann nach Schlesien gehen, wo meine Anwesenheit wohl zwei Monate dauern kann, dann kehre ich vermutlich hierher zurück. Es tut mir leid, daß ich in diesem Jahre gar nicht, oder nur kurz, nach Burgörner kommen werde, da Sie mich gerade vorzugsweise gern dort wissen mögen. Leben Sie nun herzlich wohl, und verzeihen Sie, wenn ich in diesen Zeilen viel von mir sprach. Ich rede zu Ihnen, wie zu mir selbst, und habe es auch gern, wenn Sie mir von sich erzählen. Mit der herzlichsten Anhänglichkeit der
Ihrige. H.

Siebzehnter Brief

Regel, den 26. Mai 1823.

Unsere Briefe haben sich gekreuzt, liebe Charlotte, ich hatte Ihnen geschrieben, ohne einen Brief von Ihnen abzuwarten, und Sie haben den Ihrigen früher als gewöhnlich abgehen lassen. Sie werden aus meinem letzten gesehen haben, daß ich meiner Abreise nahe bin, und ich werde daher nur wenige Worte heute sagen. Ich habe mit großem und herzlichem Bedauern aus Ihrem Brief gesehen, daß Sie leidend sind und über Übel klagen, die Sie mehr als sonst gewöhnlich belästigen. Viel ist wohl auf die Veränderung der Wohnung und die Unruhe und Sorge zu schieben, die Ihnen

das Auffuchen Ihrer neuen verursacht hat. Ich schmeichle mir daher mit der Hoffnung, daß es vorübergehen wird, wenn Sie sich mehr an die neuen Umgebungen gewöhnen und die vorrückende Jahreszeit Ihnen den Aufenthalt in dem neuen Garten angenehmer macht. Es hat mich in dieser Hinsicht sehr gefreut, in Ihrem Briefe zu finden, daß schon damals Sie sich mehr mit dem Garten, den Sie jetzt innehaben, ausgesöhnt hatten. Ich fürchte nur immer den Winter; bei einer schwächlichen Gesundheit, wie die Ihrige leider immer ist, bleibt doch eine in den Mauern dicke und gegen Bitterung gehörig verwahrende Wohnung die Hauptsache. Das scheint aber die Ihrige nach Ihrer Beschreibung gar nicht zu sein. Sprechen Sie darüber, ehe die Not des Winters herankommt, mit einem Sachverständigen, lassen Sie ihn darüber urtheilen, und folgen Sie einem solchen Rat. Es wäre allerdings schlimm, wenn Sie die Wohnung wieder verlassen müßten, aber doch besser, als die Gesundheit aufs Spiel zu setzen. Folgen Sie meinem Rat, liebe Charlotte, dem ich die Bitte hinzufüge: schonen Sie sich, gönnen Sie sich vorerst Ruhe nach so vielen Anstrengungen und Abmühen.

Die Stelle in Ihrem Briefe über das Pfingstfest hat mich sehr gefreut und spricht ganz Ihr tiefstes Gemüthsbedürfnis aus. Auch mir ist es eigentlich das liebste unter den großen Festen. Seine heilige Bedeutung, das Herabsteigen göttlicher Kraft auf menschliche Wesen, hat etwas zugleich Tröstendes und Erhebendes, und das doch nicht über der Fassungskraft unseres Geistes liegt, da man wohl zu begreifen vermag, wie sich geistig Göttliches und Menschliches mischt. Irdisch genommen aber ist es ein gar liebliches Fest, weil es den Winter recht eigentlich beschließt und man nun dem heitern Sommer entgegenfieht. — Was Sie über Schmerz sagen, begreife ich sehr wohl, nämlich, daß Sie nicht dahin gekommen wären, Glück und Unglück, und besonders den Schmerz, nicht besonders zu achten. Es hat mir schon öfter geschienen, als wäre Ihnen nicht gerade viel Stärke darin verliehen, und dies ist wohl das Zeichen einer schönen Weichheit einer weiblichen Seele, wo es unnütz und unrecht zugleich wäre, sich abhärten zu wollen. Ich will es daher

auch nicht unternehmen, Sie das zu lehren, sondern vielmehr von innigem Herzen wünschen, daß Schmerz und Unglück, sowie jeder Kummer von Ihnen fern bleiben mögen. Ich will gern und mit Freuden, wo ich kann, dazu beitragen. Aber bei einem Manne muß das anders sein. Wenn ein Mann dem Schmerze Herrschaft über sich einräumt, wenn er ihn ängstlich meidet, über den unvermeidlichen klagt, flößt er eher Nichtachtung als Mitleid ein. So vieles muß in einer Frau anders sein, als im Manne. Einer Frau geziemt es sehr wohl und scheint natürlich in ihr, sich an ein anderes Wesen anzuschließen. Der Mann muß gewiß auch das Vermögen dazu besitzen, aber wenn es ihm zum Bedürfnis würde, so wäre es sicher ein Mangel oder eine Schwäche zu nennen. Ein Mann muß immer streben, unabhängig in sich dazustehen. . . .

Ihre Frage, ob ich je wirklich Schmerz gefühlt hätte, war sehr natürlich. Sie können aber überzeugt sein, daß ich immer von dem zu reden vermeide, was ich nicht aus eigener, wohlgeprüfter Erfahrung kenne. . . .

Der Tag meiner Abreise ist zwar noch nicht bestimmt, doch ist er in jedem Falle so nahe, daß mich kein Brief von Ihnen mehr hier findet, darum ich Sie bitten muß, mir so zu schreiben, als ich Ihnen neulich sagte. Indem ich von Herzen wünsche, daß es bald besser und recht gut mit Ihrer Gesundheit gehen möge, wiederhole ich Ihnen die Versicherung meiner herzlichsten Teilnahme und Anhänglichkeit. Ihr

[Nachschrift.]

Glück und Unglück verliert von seinem Wert, wenn es den Kreis der inneren Empfindung verläßt. So wie die Wirklichkeit in der That immer armselig und beschränkt ist, so vermindert sich auch der Reiz jedes angenehmen Gefühls, wenn man es in Worte kleidet. Im Herzen, wo es entstanden ist, muß es bleiben und wachsen und, wenn es vergänglich ist, wieder vergehen und sterben. Mit dem Unglück ist es nicht anders. Der im eigenen Busen erhaltene

Schmerz enthält etwas Süßes, von dem man sich nicht gern mehr trennen mag, wenn ihn die eigene Brust bewahrt. . . .

Trost wüßte ich bei einem andern, als mir selbst, nie zu finden. Es würde mir ein zweites, noch unangenehmeres Gefühl, als das widrige Schicksal durch sich einflößt, geben, wenn ich nicht selbst Stärke genug besäße, mich selbst zu trösten. Dies mag indes bei Frauen billig anders sein. Wenn es bei einem Mann anders ist, ist es nicht lobenswürdig. Ein Mann muß sich selbst genug sein. . .

Mitleid ist gar eine widrige Empfindung und Teilnahme zwar eine sehr schöne, aber nur in einer gewissen Art. . . .

Es ist mir unendlich viel wert, zu wissen, daß Sie an allem, was mir begegnet, einen so innigen Anteil nehmen, allein diese Teilnahme wirklich zu erfahren, ihrer gewissermaßen zu bedürfen, könnte ich nicht zu den erwünschtesten Gefühlen rechnen. Ueberhaupt ist mir das Bedürfen ungemain, nämlich für mich, nur für mich und mein Gefühl zuwider. Von jeher habe ich gestrebt, nichts außer mir selbst zu bedürfen. Es ist vielleicht nicht möglich, je ganz dahin zu gelangen, aber, wenn man es erreichte, so wäre man erst dann, auf vollkommen reine und uneigennützig Weise, der höchsten Freundschaft und der höchsten Liebe fähig, sowohl sie zu gewähren, als zu genießen. Denn das Bedürfen ist immer etwas Körperlichem im Geistigen ähnlich, und was dem Bedürfnis angehört, geht dem wahren Vergnügen ab. Befriedigung des Bedürfnisses ist nur Abhilfe eines Übels, also immer etwas Negatives, das wahre Vergnügen aber, körperlich und geistig, muß etwas Positives sein. Wer also z. B. am wenigsten der Freundschaft bedürfte, der empfindet die, die ihm gewährt wird, am vollsten und süßesten, sie ist ihm ein reiner und ungetrübter Genuß, ein Zuwachs, den er zu seinem, schon in sich geschlossenen und beglückenden Sein erhält; er gewährt sie dann auch am beglückendsten für den andern, denn es ist in ihm keine Rücksicht auf sich, nur einzig auf den andern dabei. Je stärker und sicherer zwei Wesen, jedes in sich gewurzelt,

je einiger mit sich und ihrem Geschick sie sind, desto sicherer ist ihre Vereinigung, desto dauernder, desto genügender für jeden.

Fehlt es dem einen an dieser Sicherheit, so bleibt dem andern für beide hinreichend übrig. Nur was so die Alltagsbegriffe der Freundschaft und Liebe von gegenseitigem Stützen auf einander sagen, ist schwach und nur für sehr mittelmäßige Menschen und Empfindungen gemacht, denn leicht stürzen dabei beide, indem keinem die Schwachheit des andern Gewähr der Sicherheit leistet. Nur auf diese Weise müssen Sie mich verstehen, wenn ich von männlicher Selbständigkeit rede, die ich wirklich für die erste Bedingung männlichen Werts halte. Ein Mann, der sich durch Schwächen verführen, hinreißen läßt, kann gut, in andern Punkten, recht lebenswürdig sein, er ist aber kein Mann, sondern eine Art Mittel Ding zwischen beiden Geschlechtern. Er sollte daher eigentlich, obgleich dies manchmal sehr umgekehrt ist, nicht ausgezeichneten Beifall bei Frauen finden. Denn die schöne und reine Weiblichkeit sollte nur durch die schönste und reinste Männlichkeit angezogen werden.

Achtzehnter Brief

Ottmachau, den 12. Juli 1823.

— — — — Die Güter, welche ich in diesem Augenblicke bewohne, — von denen ich Ihnen schon einmal sprach — besitze ich erst seit 1820. Sie sind sehr reizend gelegen. Das alte Schloß liegt auf einem Hügel, von dem man einen Kreis der schlesischen, böhmischen und mährischen Gebirge übersieht, und zwischen diesen Hügeln, an deren Fuß die Neiße hinläuft, und dem Gebirge sind die anmutigsten Acker, Wiesen und Gebüsche, zu denen auch meine Besitzungen gehören. Ich bewohne zwar dies Schloß nicht, da es nicht ausgebaut ist und nur einige bewohnbare Zimmer für meine Kinder hat, aber ein recht bequemes und gutes Haus, ein wenig tiefer, dient mir zur Wohnung und hat auch größtenteils dieselbe Aussicht. . . .

Daß ich in einer sehr glücklichen Lage bin, ist sehr wahr, und Sie bemerken mit Recht, daß das mehr die Sache des Glücks als meiner Anstrengungen ist. Das ist vollkommen wahr und macht mir mein Glück, wenn ich so sagen soll, noch glücklicher. Eine Gabe, die mir nur durch das Glück zufällt, ist mir unendlich lieber, als etwas durch mein Verdienst Erstrebtet. Wer mit der ersten beschenkt wird, scheint für das Schicksal Wert und Wichtigkeit genug zu haben, um Gaben auf ihn zu häufen. Ich bin auch in vielen andern Dingen glücklich gewesen, die ein anderer nicht so, als diese Außerlichkeiten, beurteilen kann, ja, ich kann wohl sagen, daß sich bis jetzt mein Glück ziemlich in allem bewährt hat, was ich unternahm. Manches in öffentlichen und Privat-Angelegenheiten, was nicht gerade sehr weise angelegt war, hat nicht die üblen Folgen gehabt, die daraus hätten entstehen können, anderes, das gar nicht sonderliche Mühe kostete, wurde mit ausgezeichnetem Erfolge belohnt. So bin ich gewohnt, mich als einen Glücklichen anzusehen, und habe Mut, aber nur immer wie einer, den das Glück auch in jedem Augenblicke verlassen kann. Daher macht auch dies Glück mich doppelt vorsichtig. Träfen mich große Unglücksfälle, im Außerlichen, oder moralisch, oder in meiner Gesundheit, so würde ich dadurch natürlich leiden, wie ein anderer, aber sie würden mich sehr vorbereitet und gefaßt finden, ich würde doch mit Heiterkeit auf das lang Genossene zurückblicken, und meine innere Ruhe würde solche Zustände nicht zerstören oder nur bedeutend ergreifen. Eben jene Selbständigkeit, von der ich erst sprach, gibt Mittel, jedem Unglück so zu begegnen, daß für mich Glück und Unglück wenigstens ganz andere Bedeutung, als für andere Menschen haben. Und das ist mir immer eigen gewesen. Sie reden in Ihrem Brief, liebe Charlotte, den ich hier die Freude hatte vorzufinden und wofür ich Ihnen noch nicht dankte, von der Sehnsucht und fragen mich, ob ich sie wohl je gefühlt habe? Ich glaube allerdings. Indes ist es freilich wahr, und ich sage das nicht eben als ein Lob, da es vielleicht eher eine Selbstanklage ist, daß ich früh eine große Ruhe gewonnen habe, die nicht leicht durch etwas gestört wird. Ich lernte früh mir in meinen eignen Gedanken und meinen von keiner

fremden Einwirkung abhängigen Gefühlen genügen, und jetzt paßt diese Ruhe und Zurückgezogenheit in sich selbst zu meinen Jahren und ist mir dadurch doppelt natürlich. Indes bin ich sicher, daß diese Ruhe und Bedürfnislosigkeit nie der Wärme meiner Empfindungen geschadet hat. Wenige Menschen aber können fassen, wie man auf der einen Seite nicht mit Unruhe wünschen und nicht schmerzlich entbehren und auf der andern Seite doch voll Dank empfangen und genießen könne. Dennoch kommt es mir äußerst natürlich vor. Sie müssen nun aber darum nicht denken, daß ich Sehnsucht und selbst unruhiges Begehren in anderen table. Jeder hat und muß seine eigene Weise haben, und wenn ich auch in der meinigen bleibe und gewiß in keine andere hinüberzuziehen bin, so mißbillige ich die fremde nicht und bin Ihnen für jeden Ausdruck, jede erneute Versicherung Ihrer immer gleichen Gefühle für mich sehr dankbar, sie bleiben mir immer gleich wohlthätig. Ich hoffe, Sie haben an Ihrer Lebenserzählung wieder gearbeitet, und freue mich darauf. In zehn bis zwölf Tagen gehe ich von hier und hoffe, in Berlin Briefe von Ihnen vorzufinden. Mit herzlichster Anhänglichkeit der Ihrige.

H.

Neunzehnter Brief

Legel, den II. August 1823.

Ich bin vorgestern nach Berlin und gestern hierher zurückgekommen und habe mich ungemein gefreut, ein Paket und Briefe von Ihnen, liebe Charlotte, hier zu finden. Auch habe ich daraus zuerst ersehen, daß Sie wieder wohl sind und sich an Ihre neuen Umgebungen gewöhnen und sich wohler darin fühlen, indem Sie sich mit der Verschönerung Ihres Gartens beschäftigen. Nächstdem danke ich Ihnen recht herzlich für das neue Heft Ihrer Lebensbeschreibung, das Sie mir geschickt haben. Ich habe es, wie Sie selbst ermessen werden, in diesen ersten Tagen noch nicht lesen können, indes habe ich schon hier und da darin geblättert und bin mit dem, was ich angetroffen, ausnehmend zufrieden, ich bin also

im voraus überzeugt, daß ich es mit dem Ganzen sein werde. Die Abtheilung nach Jahren ist gerade das, was ich wollte, die Ausführlichkeit schreckt mich so wenig ab, daß ich sie gerade vorzüglich anziehend finde. Ich bitte also ja fortzufahren, und wenn Sie Muße und Stimmung haben, mit Fleiß und Mut das so schön Angefangene fortzusetzen, aber vor allem in der Ausführlichkeit ja nicht zu ermüden. Da sie nur aus der vollständigen Schilderung der ganzen Individualität entsteht und diese den vorzüglichsten Reiz und die größte Wichtigkeit bei solchen Schilderungen mit sich führt, so wäre es unrecht, sie scheuen zu wollen. Doch sollen Sie sich nicht über das Ihnen angenehme Maß anstrengen. Es soll keine ermüdende Arbeit, keine Aufopferung sein, sondern eine gemeinschaftliche Erinnerung an die Vergangenheit mit dem, der einen aufrichtigen, herzlichen und sich immer gleich bleibenden Anteil an Ihnen nimmt. Ich sehe erst jetzt den Plan, den Sie bei Ihrer Erzählung sich vorzeichnet haben. Sie wollen erst ihre Eltern und Ihre häuslichen Umgebungen schildern und dann auf sich zurückkommen, und da tun sie wohl, bis zum Tode Ihrer Eltern zu gehen. Sie hätten ohne das sie nicht vollständig schildern können, und es war viel besser, das, was sie betraf, von Ihrer eignen Schilderung zu trennen, als beides miteinander zu vermischen. Für die Zueignung danke ich Ihnen ganz besonders. Ich bin der buchstäblichen Weisheit von allem, was Ihre Schilderung enthält, in mir gewiß. Sie ist Ihrem Charakter eigen, Ihrem Gemüt tief eingeprägt und auch gerade das, was einer solchen Schilderung vorzüglich Wert zu geben vermag. Was Sie in der Vorrede sagen, daß man bei einem solchen Aufzeichnen des Vergangenen sein Leben noch einmal lebt, ist sehr wahr, allein der Eindruck, den die Wirklichkeit, und derjenige, den die bloße Erinnerung macht, sind notwendig sehr voneinander verschieden.

Wo die Begebenheiten schmerzlich sind, ist die Wirklichkeit in ihrem schroffen und starren Wesen, und von der Ungewißheit dessen, was weiter erfolgen wird, begleitet, niederschlagend und zerreißen. Die Erinnerung dämpft diese Gefühle bis zur sanften Wehmut. Das Schmerzvolle ist nicht mehr ein einzelner, abgeschnitten da-

stehender Moment, sondern verschmelzt sich mit dem ganzen Leben und erhält dadurch einen ungleich milden Charakter. Und sehr wohlthätig und heilsam ist dann gewiß ein solches rückwärtsgehendes Vertiefen in die Vergangenheit, das zugleich ein Vertiefen in die mannigfachen Falten des eigenen Gemüths und Herzens ist. Wie gut man sich auch schon erkennen möge, so gewinnt das Bild, je öfter man es wieder zu zeichnen versucht, immer mehr Klarheit, Bestimmtheit und wird auch wohl in einzelnen Zügen noch berichtigt und der Wahrheit näher gebracht. Die Furcht, daß Sie durch eine Selbstschilderung bei mir verlieren könnten, dürfen und können Sie eigentlich nicht haben. Sie brauchen auch darin nicht, liebe, gute Charlotte, sich an meine Nachsicht und milde Beurteilung zu wenden. Gerade ein so ausführliches, so das ganze Leben, wie aus seiner ersten Knospe entfaltendes Verfahren bewahrt vor jedem Mißverständnis, jedem Irrtum, jeder falschen Beurteilung. Es kommt im Menschen, wie Sie auch gewiß denken, immer unendlich mehr auf das Wesen, als auf die einzelnen Handlungen an. Die gewöhnlichen Menschen richten allerdings nur die letzten, wie es auch die Geseze tun. Aber die Macht, die die Herzen durchspäht, geht auf die Gesinnung, die Absicht, die ganze Beschaffenheit und Stimmung des Gemüths, und dasselbe tut auch die Geschichte. Jede zusammenhängende Erzählung aber, welche die Erfolge aus ihren Ursachen zu entwickeln strebt, ist Geschichte und bringt denselben Eindruck hervor, sie mögen Weltbegebenheiten oder die Schicksale eines einfachen Privatlebens zum Gegenstande haben. Ueberhaupt wünscht man ja nicht darum die Begebenheiten eines Menschenlebens zu übersehen, um sich gleichsam zum Richter darüber aufzuwerfen, am wenigsten ist ein solches Beurteilen je mir eigen. Die Anschauung eines interessanten Gemüthszustandes, die Betrachtung seiner Ursachen und Folgen, zieht, — ohne daß man nur daran denkt zu urtheilen, oder zu richten, — das Gemüth des Beschauers an, wenn der Gegenstand ihm wert ist und seinen Anteil erweckt, ja, wenn das abgesondert werden könnte, so erblickt man in der einzelnen Gestalt die allgemeine, in dem einzelnen Menschen die Menschheit selbst. Dagegen bin ich überzeugt und habe es schon

an den bisherigen Heften erfahren, daß Ihre Erzählung mir sehr oft, ohne daß Sie es wollen, ja, ohne daß Sie es nur ahnden werden, Veranlassung geben wird, die Meinung, die Sie mir vor einer langen Reihe von Jahren durch Ihren Anblick und Ihre Gespräche und nachher durch Briefe und Schilderungen einflößten, und aus der mein warmer, lebhafter und sich immer gleicher Anteil an Ihnen entsprang, zu bestätigen, mit neuen Beispielen zu belegen und selbst zu erweitern. Fahren Sie also ja, teure Charlotte, nur mutig und ohne einige Besorgnis, je mißverstanden zu werden, fort. H.

Zwanzigster Brief

Den 10. September 1823.

Ich habe nun das empfangene Heft Ihrer Lebensbeschreibung mit großer Sammlung und sehr großem Vergnügen gelesen und wiederhole Ihnen meinen wirklich recht herzlichen und aufrichtigen Dank dafür. Ich habe die Zeiten gewählt, wo ich am freiesten war, mich in die geschilderten Lagen zu versetzen, und habe also langsam und mit großem Bedacht jedes einzelne erwogen. Einige der Schilderungen sind mir ungemein reizend und anziehend vorgekommen. Es muß Sie das nicht wundern. Wenn man den Inhalt dieser Bogen in seinen Resultaten erzählt, so kann das Leben eines Kindes nur höchst unbedeutend scheinende geben. Aber wenn man eine sehr ausführliche Schilderung vor sich hat, ist es durchaus anders. Es ist dann nicht mehr die Sache, das Resultat, es ist die Veränderung, die dabei in der Seele vorgeht, die innere Entwicklung der Ideen und Empfindungen, und die ist bei einem Kinde nicht bloß eben so anziehend, als bei Erwachsenen, sondern im Grunde mehr, da das Kind zu mehr Vergleichen Stoff darbietet. Wie Sie zum Beispiel sich als Kind zeigten, vergleicht man gern mit der Natur Ihrer beiden Eltern und mit Ihrem eigenen späteren Wesen. Diese drei Punkte haben mir beim Lesen immer gleich deutlich vor Augen gestanden. Es ist vollkommen offenbar, daß, was Sie als Kind charakterisiert hat und was sich überall in

Ihrem künftigen Leben wieder finden wird, wenn Sie in Ihren Schilderungen fortrücken werden, eine gewisse Innerlichkeit Ihres Wesens ist. Sie scheinen zwar auch in jenen Jahren der früheren Kindheit sehr aufmerksam auf dasjenige gewesen zu sein, was um Sie herum vorging, allein doch nicht sowohl, um darin nun wirklich zu leben, als um sich daraus eine eigne, innere Welt zu bilden. Es ist eben so unverkennbar, daß Sie diese, mehr innerliche Natur Ihrem Vater verdanken, in dem sie nur auf eine andere Weise vorhanden und aus anderen Quellen entsprungen war. Über Ihre Eltern und ihre gegenseitigen Vorzüge zu urtheilen, ist nicht leicht. Wie beide da in der Welt standen, ist man sehr geneigt, sich doch mehr für Ihre Mutter zu erklären. Sie ist praktisch, tätig, mutig, besonnen, verständig und doch nicht von tändelnder, aber doch von sehr wahrer Liebe und Wohltätigkeit. Der größere Charakter unter beiden ist sie gewiß. Bei dem Vater vermißt man das recht ins Leben Eingreifende, das einem Manne noch mehr als einem Weibe geziemt. Allein man hütet sich mit Recht, abzuurtheilen. Es ist sichtbar, daß man in sein eigentliches, inneres Wesen nicht gehörig eindringt. Es ist auch höchst wahrscheinlich, daß er nie Gelegenheit fand, dies ganz und ohne Rückhalt aufzuschließen. Mit seiner Frau konnte er in einem solchen Verhältnis nicht stehen. Er hätte es späterhin mit Ihnen gekonnt, und vielleicht ist es auch in der Folge bis auf einen gewissen Punkt geschehen? Das werden in der Folge Ihre Blätter zeigen. Allein es ist selten und schwer, daß ein Vater sich über sich selbst erwachsenen Töchtern vollkommen öffnen kann. Dann war auch die innerliche Natur Ihres Vaters (ich meine darunter nämlich die Neigung, vorzugsweise vor allem andern sich mit sich selbst zu beschäftigen) mit etwas, das, wenn und selbst vom Bewußtsein unabhängig und getrennt ist, vermischt. Diese Träume, dieser gewissermaßen natürliche Magnetismus, haben in sich etwas Geheimnisvolles, von dem sich weder Ursachen noch Folgen berechnen lassen, und das immer wie eine unbekannte Größe dasteht, und etwas, was das Urtheil über den ganzen Menschen, in dem es sich befindet, ungewiß macht.

Ich gestehe, daß ich keine Vorliebe für diese innere Gemüts-

stimmung habe. Ich bedarf Klarheit der Gedanken und des Bewußtseins, daß nichts in mir ohne meinen bestimmten und wohlgeordneten Willen vorgeht. Ich besitze, theils von Natur, theils durch die sehr früh begonnene Übung eines langen Lebens, eine große Gewalt und Stärke über mich selbst, und mir würde daher schon in der Idee ein Zustand peinlich sein, wie der war, wo in dem Traum, den Sie von Ihrem Vater erzählen, er von einem fremden Geiste in seiner unmittelbaren Existenz scheint beherrscht zu werden. Ich bin daher noch viel behutsamer, über Ihren Vater mir das mindeste Urtheil zu erlauben, als ich es immer bei jemandem sein würde, der Ihnen so nahe steht. In Rücksicht auf Sie wäre wohl zu sagen, daß beide Eltern sich genauer und öfter mit Ihnen hätten beschäftigen sollen. Ihre Mutter konnte bei der großen Verschiedenheit Ihrer beiderseitigen Charaktere nicht eigentlich erziehend auf Sie einwirken. Auch ging sie einseitig in ihrer Ansicht fort und hätte Sie nur ebenso haben wollen, wie sie selbst war. Vermuthlich weil das nicht ging, oder auch, weil Ihr Vater Sie manchmal gegen ihre Zumutungen in Schutz nahm, geschah es nun, daß sie Sie doch mehr sich selbst überließ, als es einem Kinde gut ist. Gerade da Ihre Natur verschieden, weicher, zarter, innerlicher war, hätte es wohlthätig sein können, wenn Ihre Mutter etwas von ihrer Natur Ihnen hätte zugleich einflößen können. Indes ist das doch nur ein blindes Vermuten und im Grunde ein eitles Reden. Denn es ist mit Ihnen nun auf andern Wegen sehr gut und so geworden, daß man nicht grübeln möchte, ob nicht vielleicht bei anderer Erziehung noch etwas Vollkommeneres hätte hervorgehen können. Wäre es Ihrer Mutter möglich gewesen, Ihnen mehr von ihrem eignen Charakter mitzuteilen, so würden Sie freilich vielleicht weniger Widerwärtigkeiten im Leben ausgesetzt gewesen sein, manches sich erspart, anderes stärker getragen haben. Aber es wäre dann auch vieles in Ihnen unentwickelt und ungeprüft geblieben, und wenn das Glück (man verstehe nun darunter Schmerzlosigkeit oder positiven Genuß) mit einem reicheren und schöneren inneren Sein in Kollision kommt, so daß man von dem einen oder andern nachlassen muß, so leugne ich nicht, daß ich es immer für besser halte,

an Außerem zu verlieren. Gewiß hat auf Ihre Ausbildung Ihre Tante in L. sehr eingewirkt. Es ist dies ein höchst liebenswürdiger Charakter, der Ihrem natürlichen Wesen und Art zu sein viel näher als Ihre Mutter stand. — Es hat mich sehr angenehm überrascht, in Ihrem jetzigen Hest Dohm und seine Frau zu finden. Ich habe sie viel gekannt. Ehe ich auf die Universität ging, als ich noch in Berlin war, habe ich einige Zeit hindurch Unterricht bei ihm gehabt. Damals aber habe ich die Frau wenig oder gar nicht gesehen. Einige Zeit darauf wurde er Gesandter und erhielt Geschäfte in Aachen. Gerade in demselben Jahr, wie ich Sie, liebe Charlotte, in Pyrmont sah, machte ich eine Rheinreise und hielt mich über acht Tage bei Dohm auf. Da er damals oft in Geschäften in seiner Stube war, blieb ich bei der Frau, und sie hat mir immer überaus gut gefallen. Sie war, wie Sie bemerken, sehr hübsch und hatte eine natürliche Anmut, die man wirklich selten trifft. Nach dieser Zeit habe ich sie nicht wieder gesehen, allein ihn auf seiner Rückreise aus der Schweiz im Jahre 1817 in Frankfurt a. M. Es waren viele Jahre dazwischen verstrichen, er und ich hatten viele Schicksale gehabt; man kann sein Benehmen in der westfälischen Zeit nicht gerade loben, es vielleicht nicht von aller Schwäche freisprechen. Er blieb aber immer ein in sich braver, gutmeinender und durch seinen Kopf und Kenntnisse interessanter Mann. Seine Kränklichkeit aber hatte schon sehr stark auf seinen Körper gewirkt, und er glich wirklich nur noch einem Schatten. Kaum drei Wochen später führte uns der Zufall wieder zusammen. Es war auf meiner Reise nach London in Köln im Wirtshaus; es entstand in der Nacht ein heftiges Feuer im Nebenhause, und die Sache war wirklich, nicht für die Menschen, aber für die Sachen, da dort die Straßen sehr eng sind, höchst bedenklich. Ich stand auf und ging hinaus, auf dem Gange begegnete ich dem armen Dohm, der ein Paket unter dem Arme trug. Wir hatten beide nicht gewußt, daß wir in demselben Wirtshaus waren. Er ist nicht lange nachher gestorben. Wenn ich ihn mir bei dem kleinen Schauspiel, dessen Sie erwähnen, in dem von Ihnen beschriebenen Kostüm denke, so kommt es mir ganz sonderbar vor. — Sie fragen mich, ob ich die Umgegend von

Preußisch Minden und die Porta Westphalica lenne. Mein. Ich bin in jener Provinz immer im schnellen Durchreisen gewesen und in diese Gegenden auch nicht einmal gekommen. Ich halte sie aber für sehr anziehend, außerdem, daß sie geschichtliche Wichtigkeit haben. Nun werde ich indes schwerlich mehr reisen und mich anders als in dem Kreise bewegen, in dem ich mich herumdrehe, und werde ich sie also auch wohl nie sehen. Auch sehe ich eben, daß Sie meinen Rat über etwas wünschen. Schreiben Sie mir nur ohne Rückhalt, wenn ich Ihnen raten kann, tue ich es gewiß mit Freuden. Es ist aber wahr, daß ich nichts davon halte, Rat zu fragen, noch zu erteilen. Gewöhnlich wissen die Fragenden schon, was sie tun wollen, und bleiben auch dabei. Man kann sich von einem andern über mancherlei, auch über Konvenienz, Pflicht aufklären lassen, aber entschließen muß man doch sich selbst. Leben Sie herzlich wohl! Unwandelbar der Ihrige. H.

Einundzwanzigster Brief

Berlin, den 18. Oktober 1823.

Den für den Augenblick nötigsten Teil Ihres letzten Briefs, liebe Charlotte, habe ich schon neulich beantwortet und bin begierig aus Ihrem nächsten zu sehen, ob Sie meinen Rat befolgt haben werden. Der Ausgang bleibt allerdings immer zweifelhaft, indes kann der Schritt nicht schaden, und man weiß doch nicht, was geschieht. Ich halte immer sehr viel davon im Leben, die Anlässe, die sich zu etwas darbieten, was dem gewohnten Gange eine veränderte Richtung geben kann, nicht zu versäumen, sie vielmehr zu benutzen und, was sich daraus irgend entspinnt, in das übrige Leben zu verweben. Vorzüglich aber ist dies der Fall bei Dingen, die schon zu einer gewissen Reife gediehen sind, und das war doch Ihre Bekanntschaft mit dem verstorbenen Herzog. Er hatte Ihnen einmal so günstige Äußerungen gemacht, daß es schade wäre, auf diesem Wege nicht weiter fortzugehen. Es ist immer auch zugleich eine Prüfung der Menschen, und neben dem, was man etwa han-

delnd und ordnend ausrichten kann, ist doch im Leben das Anschauen, Versuchen und Sammeln in Erfahrungen das Nützlichste und wenigstens bei weitem das Unterhaltendste. Es kann zwar sein, daß das nicht so in jeder Natur ist, aber der meinigen ist es sogar mehr, als billig ist, eigen, das Leben wie ein Schauspiel anzusehen, und selbst wenn ich in Lagen war, wo ich ernsthaft selbst mithandeln mußte, hat mich diese Freude am bloßen Zusehen der Entwicklungen der Menschen und Ereignisse nie verlassen. Ich habe darin zugleich eine große Zugabe zu meinem innern Glück und eine nicht geringe Hilfe bei jeder Arbeit selbst gefunden. Das erste ist leicht begreiflich und entsteht auf doppelte Weise. Zuerst hat man die positive Freude am Anblick der wirkenden Kräfte, am Weiterücken der sich in uns unbekanntem Ursachen verflochtenen Dinge und Ereignisse, und dann wird man gleichgültiger gegen den Ausgang, insofern dieser nämlich uns selbst betrifft. Denn der Anteil an andern kann dadurch auf keine Weise geschwächt werden. Im Handeln selbst aber gewinnt man dadurch Ruhe, Kälte und Besonnenheit. Besonders bei großen Angelegenheiten gibt diese Ansicht gerade die Überzeugung, daß sie, wenn sie auch gegen unsere Neigungen ausschlagen, einen Gang gehen, der tief in den einmal feststehenden Plänen des Schicksals liegt, und auch nur das mindeste dieses Plans zu ahnden, ist schon an sich ein über jedes andere gehendes geistiges Vergnügen. Bei eignen Lebens-Begebenheiten ist es, wenigstens bei mir, anders. Es würde mir immer nur Eitelkeit und Selbstsucht scheinen, die ich mir nie erlauben würde, wenn ich, was sich mit mir und meiner Persönlichkeit ereignet, gewissermaßen tiefen Plänen im Weltlaufe zuschieben wollte. Es gehört freilich auch zum Ganzen, aber wie ein Atom, es interessiert mich geistig dabei nur, wie ich mich selbst betrage, wie ich die Ereignisse aufnehme, ob mit Festigkeit im Widrigen, mit Bescheidenheit im Günstigen, ob ich tue, was ein Mann seiner Pflicht und seinen Gefühlen schuldig ist, das übrige mag auf- und abstürmen, ich suche mich darin zu finden, so gut es nun einmal gehen will. Aber auch bei den, von höherem Gesichtspunkte aus betrachtet, unbedeutenden Ereignissen meiner selbst und meiner Familie bleibt doch jenes Vergnügen der Beschauung der

ins Spiel kommenden Personen, der Umstände u. s. f., was oft für so vieles auch wirklich Widrige entschädigt. Es versteht sich jedoch von selbst, daß diese Beschauungslust des Lebens nie aus bloßer Neugierde entstehen muß, daß sie nicht sein darf, wie vernügnungssüchtige Leute in die Komödie gehen. Sie muß entstehen aus dem lebhaftesten Interesse, was man der Menschheit, nicht bloß an ihrem Glück, denn das Glück ist bei weitem nicht das Höchste, sondern an ihrem innern Wert, ihrem Wesen und ihrer Natur nimmt, aus dem innern, unermüdlischen Streben, eben diese menschliche Natur tiefer in ihrem Innern zu erkennen und, soviel es möglich ist, die Räder zu erahnden, welche die Schicksale der Menschen, oft unauflöslich scheinend, in einander treiben und sie dann doch wieder so schonend auseinanderrollen, daß wahre, nur nicht gleich eingesehene Harmonie daraus hervorgeht. So, wie alles im Menschen nur auf die Höhe des Gesichtspunkts ankommt, auf den man sich stellt, so ist es auch hier. Ist der Gesichtspunkt der rechte, edel und gut, so kann nichts als wieder Gutes und Edles daraus hervorgehen. — Ich bitte Sie, mir die Fortsetzung Ihrer Lebenserzählung so bald zu schicken, als Sie den Abschnitt erreicht haben, zu dem Sie kommen wollten. Auf jeden Fall muß ich Sie ersuchen, es zwischen hier und dem 5. November zu tun. Könnte er nicht in dieser Zeit hier eintreffen, so behalten Sie ihn noch zurück. Ich verreise nämlich zwischen dem 5. und 15. November erst nach Thüringen, dann auf einige, obgleich nicht lange Zeit nach Burgörner. Auf jeden Fall aber schreibe ich Ihnen vor meiner Abreise einige Zeilen. Leben Sie herzlich wohl; mit dem innigsten Anteil der Ihrige.

H.

Zweiundzwanzigster Brief

Burgörner, den 29. November 1823.

Ich habe erst hier Zeit gehabt, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 25. v. M. zu lesen und empfangen nun auch den spätern vom 25. d. M., nebst dem neuesten Hest. Für beides meinen herzlichsten

Dank. Wenn sich nicht meine Abreise gegen meinen Willen verschoben hätte, so wäre der frühere, was mir sehr leid gewesen wäre, bis zu meiner Zurückkunft liegen geblieben, da ich mir diesmal keine Briefe nachschicken lasse. Zu dem nun abgegangenen Briefe an den Herzog wünsche ich den besten Erfolg; ich hoffe, daß der Schritt nicht vergeblich sein wird, denn ich rechne auf die Wirkung der väterlichen Briefe, die Sie eingelegt haben.

Ich befinde mich hier sehr wohl. Es ist nicht bloß für diese Jahreszeit und den sonst oft so schlimmen Monat, sondern wirklich an sich immer leidliches und oft sehr gutes Wetter. Heute war es wirklich schön, und die Sonne kam sehr freundlich heran. Zwar erhob sie sich nur wenig über eine dicke und finstere Wolke, die den Abendhimmel bedeckte, aber der übrige Teil des Himmels war vollkommen blau. Da ich teils viele Geschäfte hier habe, teils die Zeit zu eignen Arbeiten benutzen will, so ist es mir sehr lieb, ganz allein hier zu sein, ich bin so gar keiner Störung ausgesetzt und liebe an sich die Einsamkeit. Die Freude, mit den Meinigen zu sein, ist mir nur immer eine unendlich glückliche Zugabe zu meinem schon glücklichen Leben. Ich habe mir aber nie denken können, wie dasjenige eigentlich ein Glück zu heißen verdient, was eine Lücke ausfüllt, die einem Unglück nahe kommt, und es hat mir immer geschienen, als ginge der wahrhaft edle und hohe Glücksgenuß erst an, wenn man, sich selbst genügend im Gleichgewicht, seine Neigungen und Empfindungen mit sich verknüpft, die diesen, schon in sich befriedigenden Zustand dergestalt erhöhen, daß er, damit verglichen, wirklich mangelhaft erscheint. Hefrige Begierden und leidenschaftliche Äußerungen sind mir daher immer fremd geblieben. Indes will ich das nicht eben loben, noch in Schutz nehmen. Es könnte leicht auch in einem Mangel an Feuer liegen, dessen der Mann zu vielen der wichtigsten und ernsthaftesten Dinge bedarf, es ist auch nicht jene Fremdheit immer in gleichem Grade in mir gewesen. Jetzt ist sie meinen Jahren freilich natürlich. Die Jugend muß im Manne immer zuerst in der wirklich nur jugendlichen Lebendigkeit des Empfindens und dem, was leidenschaftlich ist, erlöschen; zum Entschluß und zur Anstrengung kann dann ihre Kraft noch

lange ausdauern. — Nun komme ich zu dem letzten Hefte Ihrer Lebenserzählung zurück, dessen Empfang ich Ihnen schon im Anfange dieses Blattes gesagt und dafür gedankt habe. Es hat mir wieder ungemein viel Freude gemacht, und ich habe es gestern abend ohne Unterbrechung hintereinander gelesen. Es schadet gar nicht, wenn auch einiges, was Sie darin erzählen, in eine andere Periode gehört, wie Sie besorgen. Es ist unmöglich, in der Erinnerung so genau in der Zeitfolge zu bleiben, ich würde sehr verlegen sein, sollte ich von einem meiner Kinderjahre so ausführlich erzählen. Es ist merkwürdig, daß Ihnen so viel in der Erinnerung geblieben ist. Da in diesem Hefte gerade so viel vom Schreiben die Rede ist, so kann ich Ihnen mit Wahrheit sagen, daß diese Erzählung wieder ganz diesen Vorzug hat. Alles darin ist trefflich gedacht und empfunden, das ist das erste darin, und wie Sie selbst richtig bemerken, das unerläßliche Erfordernis jedes guten Schreibens; allein auch das letzte ist bei Ihnen damit verbunden. Die Art Ihrer Entwicklung hat mich ungemein interessirt. Sie bemerken sehr richtig, daß das, was Ihnen mehr durch Sie selbst und zufällig durch Umgang mit Erwachsenen an Unterricht zukam, gerade darum so stark und so dauernd wirkte, weil es wenig war und in ein auf bessern und reichhaltigeren Unterricht begieriges Gemüt fiel, so möchte ich auch im übrigen weiterschließen. Es sollte mich aber nicht wundern, wenn doch gerade diese Erziehung mehr und kräftiger beigetragen hätte, Sie so, wie Sie geworden sind, zu bilden, als wenn alles fein systematisch dabei ausgedacht worden wäre. Man muß sich die Erziehung ja nicht bloß und immer als eine direkte Leitung zu verständiger Haltung, gutem Charakter und hinlänglichem Reichthum von Kenntnissen denken. Sie wirkt oft weit mehr als ein Zusammenfluß von Umständen, deren beabsichtigte Wirkung ganz vereitelt wird, die aber durch den Streit gegen die Individualität des zu Erziehenden in ihm bewirkt, was die direkte Einwirkung nie vermocht hätte. Denn das Resultat der Erziehung hängt ganz und gar von der Kraft ab, mit der der Mensch sich auf Veranlassung oder durch den Einfluß derselben selbst bearbeitet. Mit großem Vergnügen habe ich auch

bestätigt gefunden, daß dasjenige, was Ihr Gemüt und Ihren Verstand noch jetzt auszeichnet, Ihnen auch in der Kindheit schon bewohnte. Es ist immer meine Meinung gewesen, daß sich der Mensch, wenn man das Wesentliche seines Charakters nimmt, nicht eigentlich ändert. Er legt Fehler ab, vertauscht auch wohl Tugenden und gute Gewohnheiten gegen schlechte, allein seine Art zu sein, ob mehr nach der Außenwelt oder mehr nach innen gekehrt, ob heftig oder sanft, ob in die Tiefe der Ideen eingehend oder auf der Oberfläche verweilend, ob mit kühnerem und festem Entschluß ins Leben eingreifend oder Schwäche verratend, bleibt gewiß von der Kindheit bis in den Tod die nämliche. Das war für heute vorerst das Wichtigste, was ich Ihnen über dies Heft sagen wollte. Auf ein und anderes komme ich ein anderesmal zurück. Immer aber wiederhole ich Ihnen aufs neue meinen herzlichen Dank für die Mühe, die Sie mir so liebevoll widmen. Beilagen bitte ich Sie ferner nicht beizufügen; wenn es Briefe sind, worin etwas Wesentliches, zur Erzählung Gehörendes vorkommt, so erzeigen sie mir die Liebe, es abgeschrieben einzuweben. Ich wünsche nicht bloß, Sie zu sehen und zu kennen, sondern Sie von sich selbst geschildert. In dieser Schilderung vereinigt sich Ihr jetziges Sein mit dem früheren, und in dieser Selbstschilderung und Selbstbeurteilung liegt mithin ein doppelter Reiz. Da ich bald wieder von hier weg gehe, aber doch nur kurz vor Weihnachten und Neujahr in Berlin sein werde, so tut es mir leid, Sie bitten zu müssen, mir nicht vor Weihnachten, sondern so zu schreiben, daß Ihr Brief kurz vor Neujahr in Berlin eintrifft. Meine Frau ist sehr wohl und munter, sie pflegt jährlich ein Bad zu besuchen, bald ohne mich, bald mit mir, sie war auch dies Jahr in Marienbad nicht krank. Was man Ihnen gesagt hat, muß sich auf eine zufällige Unpäßlichkeit beziehen oder übertrieben gewesen sein. Mit dem herzlichsten Dank für Ihre Teilnahme und für Ihre Güte und den liebevollsten Gesinnungen der Ihrige.

H.

Dreiundzwanzigster Brief

Berlin, den 12. Januar 1824.

Ihr Brief, liebe Charlotte, vom 21. v. M., hat mir große Freude gemacht, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen für alles Uebervolle, das er enthält. Nehmen Sie besonders meinen Dank für Ihre Wünsche zum neuen Jahr an, und seien Sie versichert, daß ich sie aus recht inniger Seele erwidere. Niemand kann innigeren Anteil an Ihnen nehmen, als ich, niemand es besser mit Ihnen meinen, so kann auch niemandem die Erfüllung der Wünsche für Ihr Glück so sehr am Herzen liegen als mir, davon seien Sie mit unumstößlicher Gewißheit überzeugt. Sorgen Sie aber auch selbst, beste Charlotte, angelegentlich für Ihre Gesundheit und Ihre Ruhe. Mir kommt es immer vor, daß die Art, wie man die Ereignisse des Lebens nimmt, eben so wichtigen Anteil an unserm Glück und Unglück hätte, als diese Ereignisse selbst. Den eigentlich frohen, heitern Genuß kann man sich allerdings nicht geben, er ist eine Gabe des Himmels. Aber man kann viel dazutun, das Unangenehme, dessen für jeden das Leben immer viel herbeiführt, ruhiger aufzunehmen, mutiger zu tragen, besonnener abzuwehren oder zu vermindern. Man kann wenigstens vermeiden, sich unnötige und ungegründete Besorgnis und Unruhe zu erregen. Wenn man das eine und das andere tut, sucht man sich darum nicht gleichsam frei von der Abhängigkeit der höheren Mächte zu machen; man genießt ja dadurch noch lange kein Glück, man bewahrt sich nur vor zu unangenehmen Empfindungen. Man handelt aber gewiß im Sinne und nach dem Willen des Himmels, wenn man mit so viel Selbstständigkeit, als die individuellen Kräfte zulassen, dem Geschick begegnet und sich seinen Einflüssen von innen heraus weniger zugänglich macht. Ich sage das, liebe Charlotte, um Ihnen vorzustellen, daß Sie sich nicht so um nichts beunruhigen müssen, wie neulich, wo Sie, geschreckt durch Träume, sich bangen Ahndungen überließen. Ihre Worte: „Nehmen Sie mir den ängstlichen Kleinmut nicht strenge auf, ach! nehmen Sie mir die Worte nicht so genau — das Unglück macht abergläubisch, man fürchtet überall,

man sieht nur traurige Vorbedeutungen — der Glüdliche weiß nichts von Aberglauben“ — diese Worte haben mich sehr gerührt und in innigster Teilnahme bewegt, und nur aus diesen Empfindungen geht das hervor, was ich Ihnen sage. Sie haben einen viel zu klaren und bestimmten Verstand, haben über diese Dinge in dem, was Sie bei Gelegenheit der Stimmung Ihres Vaters in dieser Art mir geschrieben, so richtig geurteilt, daß Sie nicht durch so unbedeutende Zeichen, wenn man es nur überhaupt Zeichen nennen kann, sich sollten irgend bewegen lassen. Nehmen Sie, was ich da sage, ja nicht als einen Vorwurf auf. Ich würde mir gewiß nicht herausnehmen, Ihnen je einen zu machen. Ich wünsche aber dringend, daß Sie sich nicht vergeblich beunruhigen, nicht Ihrer Gesundheit schaden, sich in Ihren Beschäftigungen stören und sich Ahndungen hingeben, die entweder Kummer oder Unglücksfälle rege machen, die nicht eintreten, oder die Träume über wirklich sich ereignende schon im voraus fühlen lassen. Ich halte es auch nicht für unangemessen, Ihnen so ausführlich darüber zu schreiben, da ich besorge, daß die Unruhe, die Sie darüber äußern, Sie nicht so bald verlassen möchte, und Sie mir sehr oft die wohlthuende Versicherung geben, daß Ihnen meine Worte beruhigend und tröstlich sind.

Ich bleibe jetzt bis zum Frühjahr unausgesezt hier in Berlin und bitte Sie, mir wie gewöhnlich hierher zu schreiben. Sie werden mir auch ein sehr großes Vergnügen bereiten, wenn Sie mir die Fortsetzung ihrer Lebenserzählung schicken wollen. Ich bin genau auf das eingegangen, was Sie mir darüber sagen, und es scheint mir, daß wir demnach folgende Einrichtung damit treffen könnten: Was Sie noch zu beschreiben haben, zerfällt, soweit ich es kenne, in drei Teile: erstlich die Fortsetzung Ihrer ersten Jugend bis zu Ihrer Verheiratung; zweitens die Erzählung dieser und der darauf folgenden Zeit; endlich die Jahre von dort an bis jetzt. Die erste dieser drei Perioden kann es Ihnen, dünkt mich, auf keine Weise schwer werden, fortzusetzen. Sie enthält, soviel ich weiß, nichts, was durch die Erinnerung Leiden erneuern könnte, es kommen gewiß frohe Andenken darin zurück, und es ist ein Zeitraum, der nicht

nur die Geschichte Ihrer Erziehung und Jugendbildung vollendet, sondern auch in sich großes Interesse für mich hat. Ich nehme daher keinen Anstand, Sie zu bitten, diese auf alle Fälle zu vollenden und mir zu schicken. Wieviel Sie auf einmal schicken, überlasse ich Ihnen; das muß sich nach den Umständen und Ihren weitem Geschäften richten. Ob Sie dann auch die zweite Periode Ihres Lebens beschreiben und mir zu schicken die Güte haben, ist eine andere Frage. Daß es mir Freude machen würde, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Es würde es auf jeden Fall und in hohem Grade, allein ich empfinde ganz mit Ihnen, daß für Sie das Schreiben ein langsames und Monate, ja selbst Jahre währenendes Aufreißen schmerzlicher Wunden sein würde, und, von dieser Seite angesehen, kann es mir unmöglich Freude erregen, oder müßte mir die, welche mir die Erzählung immer machen würde, notwendig verbittern. Ich habe zwar nicht dieselbe Ansicht als Sie über das Zurückrufen von Zeiten empfundener Schmerzen. Mir, wenn ich von mir reden sollte, würde es wehmütig, doch mit einer Art von Süßigkeit verbunden sein, ich würde es auch für mich selbst und meine Charakterbildung, die Gewinnung der Stärke, die jeder Mensch gegen das Schicksal und das Leben braucht, wohlthätig halten. Allein ich fühle wohl, daß ich das nicht auf Sie anwenden kann, und ich mißtraue selbst meinen Empfindungen, weil ich bei weitem mehr nur ein glückliches Leben geführt habe. Prüfen Sie sich also selbst, teure Charlotte, und entscheiden Sie danach, ob Sie in die zweite Periode Ihres Lebens eingehen, oder bei dem Ende der ersten im Zusammenhange abbrechen. Ich weiß und bin auf das innigste und dankbarste überzeugt, daß Sie, um mir eine Freude zu machen, keine Aufopferung scheuen würden. Was Ihnen aber eine solche Aufopferung auferlegt, kann natürlich mir nicht mehr eine Freude geben. Das vergessen Sie nicht. Die dritte der oben berührten Perioden erscheint in sich wieder nicht bedenklich. Indes können Sie das allein gehörig beurteilen, ob sie sich so abgesondert von der zweiten behandeln läßt, oder ob Sie nicht, um den Gang Ihrer Stimmungen und Ihres innern Lebens zu schildern, müßten oft, und zu oft für Ihre Ruhe, in die zweite

hinübergehen. In diesem Falle müßte auch diese ungeschildert bleiben; immer würde ich mich unendlich freuen, wenigstens ein vollendetes Bild eines Kindes- und Jugendlebens in der größten Individualität zu besitzen. Bis zu Ihrer Verheirathung schreiben Sie also ja. Nun leben Sie herzlich wohl, und verscheuchen Sie jede bange Sorge. Vertrauen Sie den gütigen Mächten des Schicksals, und glauben Sie nicht, daß es solche gibt, die absichtlich das Herz mit Ahndungen plagen, sich nicht an dem Schmerz über wirkliches Unglück begnügend. Mit den Ihnen bekannten unveränderlichen Gesinnungen der Ihrige. H.

Vierundzwanzigster Brief

Ergebung in das, was geschehen kann, Hoffnung und Vertrauen, daß nur dasjenige geschehen wird, was heilsam und gut ist, und Standhaftigkeit, wenn etwas Widerwärtiges eintrifft, sind alles, was man dem Schicksale entgegenstellen kann. —

Sie erinnern mich an eine Stelle der Bibel und fragen mich, ob ich sie gelesen habe. Ich habe die Bibel von einem Ende zum andern mehrmals durchgelesen, das letztemal noch in London, und ich kannte daher sehr gut das Kapitel des Briefes an die Korinther, das Sie anführen.¹⁾ Es ist allerdings eines der schönsten im Neuen Testament, wenn es recht verstanden wird, allein auch eines von denen, in welche zu leicht ein jeder etwas von seinem eignen Gefühl und seiner Individualität hineinträgt, und wenn diese auch recht gut und fromm sind, so können sie doch der ursprünglichen Bedeutung fremd sein. Im griechischen Urtext ist das weniger möglich. Wir haben im Deutschen nur das eine Wort Liebe, welches zwar sehr rein, edel und schön ist, aber doch für sehr verschiedenartige Empfindungen gebraucht wird. Im Griechischen gibt es ein eignes für die ruhige, sanfte, leidenschaftlose, immer nur auf das Höhere und Bessere gerichtete Liebe, das niemals für die Liebe zwischen

¹⁾ I Kor. 13.

den Geschlechtern, wie rein sie sein möchte, gebraucht wird, und dies Wort, welches mehr den christlichen griechischen Schriftstellern als den früheren eigen ist, steht gerade in diesem Kapitel. Ich möchte damit aber keinesweges die Lutherische Übersetzung tadeln, vielmehr leugne ich nicht, ist mir unser deutsches Wort lieber, als jedes andere, gerade weil es so vielumfassend ist und die Empfindungen in der Seele gerade bei ihrer Wurzel aufnimmt. Was sowohl den Inhalt dieses Kapitels vorzüglich würdig und groß macht und auch den Begriff deutlich zeigt, der mit dem Worte der Liebe nach dem Sinne des Apostels verbunden werden soll, sind, wie es mir scheint, zwei Dinge: Erstens, daß nicht bloß auf die Ewigkeit hingedeutet, sondern die Liebe selbst, als etwas Ewiges, mehreren andern, auch großen und schätzenswürdigen, aber dennoch vergänglichen Dingen entgegengesetzt wird, und daß die Liebe nicht als ein einzelnes Gefühl, sondern sichtbar als ein ganzer, sich über den ganzen Menschen verbreitender Seelenzustand geschildert wird. Die Liebe, heißt es, hört nimmer auf. Dies beweist zur Genüge, daß sie auf Dinge gerichtet sein muß, die selbst ewig und unvergänglich sind, und daß sie dem Herzen auf eine solche Weise eigen sein muß, daß sie in keinem Zustande des Daseins demselben entzissen werden kann. Es ist nicht sowohl von einer bestimmten Liebe, nicht einmal von der des höchsten Wesens, die Rede, sondern von der innern Seelenstimmung, die sich über alles ergießt, was der Liebe würdig ist und worauf sich Liebe anwenden läßt. Es ist auf den ersten Anblick nicht gleich zu begreifen, warum, da alles hienieden Stückwerk genannt wird, die Liebe allein zu dem, was ganz und vollkommen ist, gerechnet wird. Denn das übrige, welches der Apostel anführt, ist doch offenbar deshalb Stückwerk genannt, weil es in endlichen Wesen nicht vollkommen sein kann, und die Liebe, wie rein und erhaben sie sein möge, ist doch auch nur in endlichen Geschöpfen nach der Art, wie sie in diesem Kapitel genommen ist. Es ist aber wohl deshalb, weil alles übrige, wovon als von Stückwerk die Rede ist, eine Kraft des Wissens und des Tuns voraussetzt, die sich in menschlichen und endlichen Wesen nicht befinden kann. Die Liebe hingegen geht selbst von einem bedürftenden Zustande

aus, sie gehört rein der Gesinnung und dem Gefühle an und ist überall aufopfernd, gehorchend und hingebend. Sie wird daher durch die Schranken der Endlichkeit nicht so gehemmt. Allerdings könnte sie im Menschen nicht wohnen, wenn ihm nicht selbst eine Verwandtschaft mit dem Unendlichen im Innersten seines Wesens zugrunde läge; denn wenn ihr Odem ihn einmal beseelt, so kann er sich in ihm mehr, als irgend sonst, dem Höheren verwandt fühlen. Da aber, wie ich im Anfange sagte, wohl jeder, ohne auch irgend in Mißverständnisse zu verfallen, gerade diese Stelle der Bibel nach seiner individuellen Empfindung nimmt, so gestehe ich, daß ich den Ausdruck Liebe hier von aller und jeder einzelnen Empfindung für ein Wesen durchaus geschieden und getrennt halte und darin nur eine Schilderung des an sich weit höheren Seelenzustandes finde, der, frei von aller Selbstsucht, fern von jeder Leidenschaftlichkeit, mit Wohlwollen auf allem verweilt, das günstige, wie das widrige Schicksal mit Ergebung und Gelassenheit trägt, und aus dessen Ruhe selbst die belebende Wärme in alles, was ihn umgibt, übergeht. Darum heißt es, daß die Liebe nicht eifert, sich nicht ungebärdig anstellt u. s. w. Darum werden ihr Glaube und Hoffnung zur Seite gestellt, sie aber über beide erhoben; darum besonders wird sie über die Werke gesetzt. Dies letzte kann augenblicklich sonderbar scheinen. Allein es ist sehr richtig, da, wenn die Gesinnung wahrer Liebe da ist, die Werke von selbst aus ihr entspringen. Diesem Seelenzustande ist das Fordernde, das Unruhige, Sorgende auf Ausübung von Recht mehr als auf strenge Übung der Pflicht Bedachte, das sich selbst Lobende und mit sich Zufriedene entgegengesetzt. So nehme ich diese biblische Stelle, obgleich ich fern bin zu behaupten, daß nicht auch eine andre Ansicht statthaft wäre.

H.

Fünfundzwanzigster Brief

Sie fragen mich über den Unterschied von Prophezeien und mit Zungen reden, den der Apostel Paulus im 14. Kapitel des I. Briefes an die Korinther macht. Es ist allerdings eine schwierige

Stelle, über die man viel und lange nachdenken kann, ohne doch vielleicht das Rechte zu finden. Es ist gerade das sehr schön auch im Neuen Testament, daß das Klare mit weniger Klarem gemischt ist. Alles, dessen der Mensch zur Besserung, Beruhigung und Erbauung bedarf, ist klar und leicht verständlich, und die weniger klaren, ja dunkeln Stellen tun dem keinen Eintrag. Da aber der Mensch immer, indem er im Leben seine Pflicht erfüllt (was das einzige Notwendige im Leben ist), auch außerdem etwas haben muß, wodurch er in eine über das Leben hinausgehende Tiefe geführt wird, und er diese Tiefe nur durch Nachdenken erreichen kann, so bringen ihn diese Stellen eines Buchs dazu, das ihm gegeben ist, immer in seiner Hand zu sein. Es werden ihm Geheimnisse gezeigt, damit er sie durch frommes Nachdenken ergründen lerne. Wie ich mir nun die Stelle von den Zungen erkläre, ist es so: der Apostel setzt einander entgegen: Das Reden mit der Zunge oder mit Zungen und das Prophezeihen, den Geist und den Verstand (denn so wird wohl Luther das griechische Wort übersetzt haben; ich habe gerade keine deutsche Bibel zur Hand). Unter dem Reden mit Zungen versteht er, meiner Meinung nach, das begeisterte Reden, das wie aus einer fremden Eingebung kommt, in dem man nur das sagt, wovon das Herz überfließt, ohne sich zu kümmern, ob es andere hören oder verstehen. Man spricht auf diese Weise mit sich selbst und mit Gott. Unter Weissagung versteht er gar nicht Vorhersagung des Zukünftigen, sondern das öffentliche Lehren hoher und wichtiger Wahrheiten. Wer das tat, hieß im Sinne des Morgenlandes ein Prophet. Eine solche Lehre nun hat einen äußern Zweck: Unterweisung und Erbauung. Sie muß also auf den Zuhörer berechnet sein, die Worte müssen durch den Verstand zum Verständnis zubereitet sein. Daher bestimmt nun der Apostel auch sehr richtig das Verhältnis dieser beiden Seelenstimmungen zu einander. Das begeisterte Sprechen ist das erste und muß in dem Menschen vorausgeherr; auf der Sprache, die er mit sich und mit Gott redet, beruht seine Fähigkeit, andere zu erbauen. Dadurch erbaut er sich selbst, wie der Apostel sagt, und man kann nicht andere erbauen, wenn man nicht selbst erbaut ist. Allein diese innere

Begeisterung ist für andere unfruchtbar. Also für die Verbreitung der Lehre ist die Weissagung besser, denn durch sie geht die Begeisterung in andere über. Allein das Höchste ist selbst begeistert sein (mit Zungen reden) und zugleich weissagen oder unterrichten. Der fünfte Vers setzt dies sehr klar und bestimmt auseinander. Der Apostel wünscht, daß alle mit Zungen reden mögen, aber noch mehr, daß sie alle lehren mögen, weil dies nützlicher ist und jenes voraussetzt. Dies geht dann zugleich auf die Sitte der ersten Kirche, wo jedes Gemeindeglied das Wort nehmen konnte. Der Ausdruck mit Zungen reden oder mit der Zunge scheint sonderbar, aber es ist eigentlich sehr richtig. Im Griechischen versteht man unter Zungen unbekannte, fremde, selten vorkommende Wörter. Dies kann vielleicht hier in Betracht kommen. Man kann auch daran denken, daß die Ausgießung des Heiligen Geistes auf die Apostel zur Folge hatte, daß sie in fremden, ihnen vorher unbekanntem Sprachen redeten. Beides paßt auf das begeisterte Reden, wo man sich über seine eigenen Gedanken wundert und noch weniger daran denkt, daß und ob einen der andre versteht. Allein beides halte ich hier nicht für anwendbar, vorzüglich deswegen nicht, weil es auch heißt: mit der Zunge reden, nicht bloß mit Zungen. Die Erklärung des Ausdrucks kann viel einfacher genommen werden. Wenn man wohlverstandene, selbst gefundene Dinge, oder doch solche, die man sich in Gedanken gehörig verdeutlicht hat, redet, so ist die Zunge nur das tote Werkzeug der Aussprache, aber der Verstand ist der eigentlich redende. Wenn man aber Dinge sagt, die einem plötzlich einfallen und doch hoher und dunkler Natur sind, die man sich vorher nicht deutlich gemacht hat, und die man nur nach und nach durch den Verstand klarer ins Licht setzen kann, die ein fremder und höherer Geist eingegeben hat, so ist es nicht der Verstand, der redet, sondern die Worte sind auf der Zunge, ohne daß man weiß, wie sie dahin geraten sind. Die Zunge scheint sie aus sich zu reden. Eigentlich müßte man dies: mit dem Geist reden nennen. Allein es ist bildlicher hier die Zunge zu erwähnen, und da der Apostel dasjenige, was die Zunge so spricht, auch gewiß von einem fremden höhern Geist, dem Heiligen

selbst, eingegeben hält, so kann er das, was der Mensch so sagt, nur der Zunge beilegen. Der Heilige Geist, das ist Gott selbst, legt dem Menschen die Wahrheit auf die Zunge, die er nicht mit seinem Verstande begreifen, oder doch nicht erfinden, könnte. Man sagt wohl von einem Menschen, der spricht, was er nicht meint, daß er mit der Zunge, nicht mit dem Herzen spricht. Hier ist der Ausdruck in einer ganz andern Beziehung ähnlich. Die Zunge spricht hier (durch innere Begeisterung oder göttliche Eingebung), ohne daß der Verstand, der bloß nach menschlicher Weise rasonierende und urteilende, etwas davon weiß. Auf diese Weise liegt in dieser Lehre des Apostels etwas sehr Schönes. Man soll suchen, wenigstens sich wünschen, in fromme Begeisterung zu geraten, mit sich und Gott zu reden, wie man es mehr ahndet, als deutlich einsieht, aber man soll noch mehr dahin streben, sich das auch im Verstande klar zu machen, und wenn man andere unterrichtet, soll man es nur auf die letzte Weise tun. Ich weiß nicht, ob Ihnen dies genügen wird, aber so verstehe ich diese Stelle.

Sechszwanzigster Brief

Im Mai.

Sie haben mir durch das mir übersandte neue Heft Ihrer Biographie eine viel größere Freude gemacht, als Sie es wohl geglaubt haben mögen. Ich habe es mit dem größten Anteil gelesen. Zuerst und hauptsächlich aus Anteil an Ihnen. In dieser Hinsicht ist es ein sehr erfreuliches Heft, weil es eine Zeit schildert, die Sie glücklich und froh verlebten und unter interessanten Menschen zubrachten. Es hat mich lebhaft in die Vergangenheit und in jene Zeit zurückversetzt. Wenn auch die verschiedene Lebensart, in von einander entfernten Provinzen Deutschlands, Sitten und Lebensweise sehr verschieden gestaltet, so spricht sich doch auch wieder der Eingest der Zeit gleichmäßig in allem aus. Allein auch mehrere Schilderungen, die Sie nicht unmittelbar berühren und betreffen, haben mich sehr angezogen. Unter diesen am meisten die von Baum,

dem Lustschlosse des merkwürdigen und berühmten Grafen von Lippe-Bückeburg. Der Wohnort eines ausgezeichneten Mannes hat immer für mich etwas zugleich Erhebendes und Bewegendes, das ich z. B. allemal empfinde, wenn ich mich Potsdam nähere. Wenn, wie hier, von Regenten die Rede ist, kommt nun noch hinzu, daß sie gewöhnlich die Gegend, die sie bewohnen, auch mehr oder weniger umschaffen und ihr ihr Gepräge aufdrücken, oder doch Gebäude hinterlassen, die einen ähnlichen Eindruck gewähren. Dies vermehrt die Anschaulichkeit, und man kann sich ein lebendiges Bild von ihrem eigenen Leben und Wirken machen. Selbst der bloße Gedanke, daß sie da gewesen, da gegangen sind, hat etwas, das die Einbildungskraft, und mehr als bloß sie, auch das Gefühl ergreift, was man auch darüber kalt mag vernünfteln können. Baum hatte nun aber von seinem Besitzer, nach Ihrer Ihnen sehr gut gelungenen Schilderung, ein so eigentümliches und in sich anziehendes, schönes Gepräge bekommen, daß das Interesse daran dadurch um vieles erhöht wird. Die Verbindung einer kräftigen und reizenden Natur mit Kunst und fürstlicher Pracht hat immer etwas eigentümlich Gefallendes, und nach den wenigen Gegenden, die ich, und nur kurz, in Westfalen gesehen habe, müssen vorzüglich die Waldgegenden von ausnehmender Schönheit durch Fülle, Kräftigkeit und Frische des Baumwuchses sein. Noch viel interessanter aber ist mir die Schilderung des Lebens des Grafen gewesen, und was man daraus auf seinen Charakter durchblicken sieht. Bei einem Manne, dessen Mut und Männlichkeit, verwebt mit einigen mehr sonderbaren, als gerade durch sich bedeutenden Zügen und Anekdoten, vorzugsweise bekannt sind, macht die Zartheit der Empfindung für seine franke und schwächliche Frau und der Hang zu philosophischem und religiösem Nachdenken einen doppelt schönen Eindruck. Vorzüglich hat es mir gefallen, daß er sie niemals andern Händen anvertraut, sondern sie immer selbst getragen und gefahren hat und immer um sie war. Überhaupt deutet schon die eng eingeschlossene Einsamkeit mit dem geliebten Gegenstande, die er nach ihrem Tode noch strenger fortsetzte, eine große und starke Seele an, reich genug, in sich selbst das Genügende zu finden, was

das Leben oft meist vergeblich suchen läßt. Daß der unglückliche Mann an Gift gestorben sei, halte ich doch für eine der Erzählungen, die ehemals in evangelischen Ländern über jeden gemacht wurden, der in südlichen Ländern gewesen war, zumal wenn ihn sein Geschick in feindselige Berührung mit der Geistlichkeit gebracht hatte. Man kennt eigentlich gar keine Gifte, von denen man auch nur mit der geringsten Sicherheit so langsame Fortschritte auf Jahre hin erwarten könnte, und Aqua Toffana ist ein bloßer bedeutungsloser Name, der, Gott weiß, wie entstanden ist und, wer weiß, welchem bekannten Gifte gegeben sein mag. Denn es ist ganz gewiß, daß es kein bestimmtes, am wenigsten ein ganz geheimes, nur wenigen bekanntes ist. In einem Saal des ehemaligen Hauses hier (in Tegel) hingen viele Bilder fürstlicher und anderer merkwürdiger Personen, die jedoch alle mit meinem verstorbenen Vater in näherer Berührung gestanden hatten. Unter diesen war auch ein Bild des Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg, den mein Vater vermutlich persönlich gekannt hatte. Ich erinnere mich dessen noch sehr gut. Allein in der Zeit, wo die Franzosen hier im Lande waren und mein Haus, ich selbst war in Italien, viele Einquartierung hatte, sind die meisten dieser Bilder beschädigt worden oder verloren gegangen, und das des Grafen von Lippe-Bückeburg gehört namentlich zu den letzteren. Ich bedaure jetzt doppelt den Verlust desselben. . . .

Was Sie als Kind von sich erwähnen, daß Sie Bilder in der Phantasie getragen, für die Sie Wesenheit wünschten, ersehnten, erwarteten, ist mir genau ebenso und von der frühesten Kindheit an gewesen, ich glaube gewiß vom sechsten Jahre an, was doppelt früh bei mir ist, da ich erst im dritten Sprechen gelernt habe. Bei Ihnen war es die Sehnsucht nach einer Freundin und zum Teil entstanden durch das Lesen der Clarisse. Bei mir hatte es keine äußere Ursache oder Veranlassung, wenigstens ist mir durchaus keine erinnerlich. Die Gegenstände, ich meine nicht eingebildete Personen, sondern die Sachen überhaupt, die sie betraf, waren allerdings verschieden, aber eine blieb von dieser Zeit der ersten

Kindheit bis jetzt und wird vermutlich bis an meinen Tod bleiben; denn noch jetzt, wenn ich einmal eine schlaflose Nacht habe, oder allein im Wagen sitze, oder spazieren gehe, oder sonst eine Zeit habe, die man in bloßer Beschäftigung der Einbildungskraft zu bringen kann, beschäftigt mich dieselbe Vorstellung noch immer, wie die in meiner Kindheit, aber natürlich in anderer, oft wechselnder Gestalt. Da es ein Gegenstand ist, der gar nicht in das Leben übergehen, sondern nur auf die innere Denkweise einwirken kann, so berührt es mich auch im Leben nicht, sondern geht wie eine Dichtung neben der Wahrheit fort; allein im Innern verdanke ich, im besten Sinne des Worts, dieser Selbstbeschäftigung sehr viel. Es ist ja überhaupt die natürliche Folge aller innern Tätigkeit und jeder recht lebendigen Regsamkeit der Einbildungskraft und des Gefühls, daß dadurch die wirklichen Ereignisse des Lebens mehr in Schatten treten, und das zu große Gewicht dieser, ihr zu helles Licht zu vermindern, ist immer heilsam, das Unglück schadet und drückt dann weniger, und das Glück fesselt nicht an seinen Genuß und macht den Gedanken erträglich, daß es immer leicht beweglich, vielleicht nicht immer bleiben wird.

Sie werden mir große Freude machen, wenn Sie fortfahren an Ihrer Lebensbeschreibung zu arbeiten. Ganz der Ihrige. H.

Siebenundzwanzigster Brief

Herrnstadt, den 9. Juni 1824.

Nehmen Sie nicht übel, liebe Charlotte, daß ich Ihnen mit lateinischen Lettern schreibe. Aber meine Augen sind schon seit geraumer Zeit so, daß ich sie sehr schonen muß, und da habe ich jetzt die Entdeckung gemacht, daß die kleinen deutschen Buchstaben sie mehr angreifen, als die größeren lateinischen. An Deutlichkeit gewinnen auch Sie im Lesen bei dem Tausch. Es gibt aber Personen, welchen die lateinische Schrift mißfällig ist, und die wenigstens, weil sie ihnen fremd vorkommt, sie nicht gern im Briefwechsel mit Personen gebraucht sehen, die ihnen wert sind. Ich halte Sie, nach Ihrer übrigen Art zu sein, von solcher gewissermaßen eigen-

sinnigen Ansicht frei. Wären Ihnen indes doch diese Buchstaben weniger angenehm, so sagen Sie es mir ja, ich kehre dann zu den andern zurück. — Wenn ich Ihnen nicht einmal geschrieben habe, daß meine zweite Tochter hier verheiratet ist, so dürfte Ihnen der Ort der Überschrift dieses Briefes wohl kaum auf irgendeine Art bekannt sein. Ich denke aber, daß ich es Ihnen einmal aus Berlin, als ich Ihnen über die Meinigen schrieb, gesagt habe, so wenig es mir sonst eigen ist, über das, was mich umgibt, oder mir begegnet, in Briefen zu reden. Dieser Ort, eine kleine, sehr unbedeutende Stadt, liegt kaum eine Tagereise von Breslau entfernt, ich bin seit einigen Tagen hier, gehe aber in wenigen andern von hier nach Ottmachau auf mein Gut, wohin ich Sie bat, mir zu schreiben. Es hat, dünkt mich, immer etwas die Phantasie und das Gemüt angenehm Ansprechendes, wenn man weiß, daß an einem Ort und in einer Gegend, die einem sonst ganz und gar fremd ist und die man gar nicht oder kaum dem Namen nach gekannt hat, mit freundschaftlicher Teilnahme an einen gedacht wird. Diese Empfindung wünsche ich, daß die Überschrift dieser Zeilen auf Sie machen möge. Von Ottmachau habe ich Ihnen schon öfter geschrieben. — Wie haben hier eine warmnasse oder wenigstens feuchte Bitterung, die leicht etwas Melancholisches haben kann, die ich aber sehr liebe. Die Natur hat dann eine doppelt wohlthätige Stille und ist wie mit einem nebeligen Schleier überzogen, der indes doch die Gegenstände nicht verdunkelt, sondern nur ihre Formen und Farben sanfter hervortreten läßt. Ich bin immer und doppelt auf Reisen auf die mannigfaltigen Modifikationen aufmerksam, welche die Verschiedenheit der Luft- und Wolken-Beschaffenheit dem Charakter der nämlichen Gegend gibt. Man kann eine Gegend immer, ihrem Charakter nach, nach Art eines Menschen betrachten, und jene Modifikationen entsprechen dann den verschiedenen Stimmungen des Gemüts und sind, wie sie, ruhig und bewegt, sanft und hart, fröhlich oder traurig, ja auch wohl launen- und grillenhaft. Darnach machen sie denn auch ihren Eindruck auf den, der auf sie zu achten versteht, und ich kann wohl sagen, daß ich das Glück habe, diesen Eindruck nur immer so zu erfahren, wie er für

die Seele Reiz hat, sie angenehm und lebendig spannt. Unangenehme Wirkungen macht das Wetter nie auf mich, und wenn es schwermütig oder schauerlich ist, empfinde ich es ungefähr ebenso, wie man auf dem Theater schwermütige oder schauerliche Szenen aufnimmt. — Beim Theater fällt mir ein, daß Sie es vermutlich auch gar nicht, oder doch höchst selten besuchen. Mein Fall ist da ganz und gar, vorzüglich seitdem meinen Augen der Glanz der vielen Lichter zu widrig und mein Gehör auch nicht mehr gut genug ist, um die, wenigstens nicht sehr gut und deutlich redenden Schauspieler zu verstehen. Hier ist jetzt gerade eine herumziehende Truppe, und ob man gleich hier vor allem Glanz und blendendem Licht sicher und auch bei der Nähe der Sitze eher in Gefahr wäre, überschrien zu werden, so bin ich doch noch nicht dazu gekommen, sie spielen zu sehen. An einem guten Schauspiel entbehrt man wirklich viel, wenn man darauf, freiwillig oder durch Umstände genötigt, Verzicht leistet. Selbst wenn die Schauspieler nur mittelmäßig sind, hat das Vortragen eines guten Stücks (denn darauf kommt freilich alles an) durch Personen, die als selbst handelnd auftreten, immer etwas mehr Ergreifendes und Belebendes als selbst ein viel besseres, einzelnes Vorlesen. Auf der andern Seite aber liegt ein besonderer Reiz darin, sich von allen Gelegenheiten größerer Versammlungen zurückzuziehen. Schon jung, dann in männlichen Jahren hatte ich mir das lebhaft gedacht und gleichsam den Reiz vorher genossen, in den Jahren eine hinreichende Rechtfertigung zu finden, der Gesellschaft immer mehr und mehr zu entsagen, und jetzt, wo ich diesen Zustand wirklich erreicht habe, finde ich, was ich damals empfand, vollkommen bestätigt. Ich hatte mir das Alter immer reizend und viel reizender als die früheren Lebensepochen gedacht, und nun, da ich dahin gelangt bin, finde ich meine Erwartungen fast übertroffen. Daher mag es auch kommen, daß ich eigentlich in der Seele gewissermaßen älter bin, als körperlich und an Jahren. Ich bin jetzt 57 Jahre alt, und wer ohne große körperliche Ermüdungen und meist gesund und immer höchst regelmäßig und ohne Leidenschaften gelebt hat, welche die Gesundheit untergraben, kann da noch keine merkliche körperliche

Abnahme fühlen. Allein die Ruhe des Geistes, die Freiheit von allem, was die Seele unangenehm spannt und aufreizt, die Unabhängigkeit fast von allem, was man sich nicht selbst durch innerliche Stimmung und Beschäftigung geben kann: diese Dinge sind alle in früheren Jahren schwerer zu erreichen, sind alsdann oft nur dann vorhanden, wenn, was noch viel schlimmer ist, sie aus Kälte und Unempfindlichkeit entstehen. Dennoch sind sie es vorzüglich, welche ein innerlich glückliches Leben geben und sichern. Es ist daher nicht ganz richtig, wenn man glaubt oder sagt, daß das Alter abhängiger von andern Umständen und Zufällen mache. Körperlich und äußerlich ist es freilich wohl der Fall, allein auch nicht so viel, als man glaubt, da, wenigstens bei gut gearteten und an Selbstbeherrschung gewöhnten Menschen, die Begierden und selbst geschaffenen Bedürfnisse noch viel mehr im Alter abnehmen, als die Kraft, ihnen Befriedigung zu verschaffen. Auf der andern Seite aber gewinnt eben dadurch die viel wesentlichere und das Glück weit mehr befördernde Unabhängigkeit ungleich mehr. Mangel an Ergebung und Ungeduld sind eigentlich die Dinge, welche alle Übel, welcher Art sie sein mögen, erst recht empfindlich machen und sie wirklich vergrößern. Gerade von diesen beiden Übeln heißt das Alter vorzüglich, immer eine Gemütsart vorausgesetzt, die keine einmal eingewurzelten unartigen Gewohnheiten hat, die freilich ihr Gift sonst in jedes Alter hinübertragen. Der größte Gewinn aber, der aus dieser größeren geistigen Freiheit, aus der Begierden- und Leidenschaftslosigkeit, dem gleichsam wolkenlosen Himmel, den zunehmende Jahre über das Gemüt hinführen, entsteht, ist, daß das Nachdenken reiner, stärker, anhaltender, mehr die ganze Seele in Anspruch nehmend wird, daß sich der intellektuelle Horizont erweitert und das Beschäftigen mit jeder Art von Wissenschaft und jedem Gebiet der Wahrheit immer mehr und mehr, ausschließend das ganze Gemüt, ergreift und jedes andere Bedürfnis, jede andere Sehnsucht schweigen macht. Das nachdenkende, betrachtende, forschende Leben ist eigentlich das höchste; allein in gewisser Art läßt es sich doch nur im höhern Alter vollkommen genießen. Früher ist es im Streit mit der Aufforderung und sogar mit der Pflicht

zu handeln und erfährt nicht selten Störungen durch sie. Es wäre aber sehr unrichtig, wenn man in dem Wahne stände, daß ein solches Vergnügen an einem gar nicht mit dem Leben und dessen Weltlichkeit zusammenhängenden Nachdenken eine große Bildung oder viele Kenntnisse voraussetze. Wo diese gerade bei jemand zufällig vorhanden sind, da kann das Nachdenken vielfältige Gegenstände treffen, es ist da allerdings mehr Mannigfaltigkeit und ein wenigstens scheinbar weiterer Kreis. Allein gerade die dem Menschen notwendigsten, heiligsten und wahrhaft erfreulichsten Wahrheiten liegen auch dem einfachsten, schlichtesten Sinn offen, ja werden von ihm nicht selten richtiger und selbst tiefer aufgefaßt, als von dem, den großer Umfang von Kenntnissen mehr zerstreut. Diese Wahrheiten haben noch außerdem das Eigene, daß, ob sie gleich keines Grübelns bedürfen, um erkannt zu werden, vielmehr sich von selbst Eingang in das Gemüt verschaffen, daß immer in Ihnen Neues gefunden wird, weil sie in sich wirklich unerschöpflich und unendlich sind. Sie knüpfen sich an jedes Alter an, allein doch am natürlichsten an dasjenige, was den endlichen Aufschlüssen über alle unendlichen Rätsel, die eben diese Wahrheiten enthalten, am nächsten steht. So stirbt zwar in höheren Jahren eine gewisse Lebendigkeit mehr ab; aber es ist dies nur eine äußere, oft sogar fälschlich geschätzte. Die viel wohlthätigere, schönere, edlere, die sich immer in fruchtbarer Klarheit entfaltet, gehört vielmehr erst recht eigentlich dem wahren Alter an. Ich weiß, liebe Charlotte, daß Sie über alle diese Gegenstände auch sehr übereinstimmend mit mir denken, und schmeichle mir also, daß es Ihnen nicht unangenehm sein wird, daß ich mich gewissermaßen gehen ließ, darüber zu sprechen. Diese Dinge, über die sich nur mit wenigen reden läßt, sind ja wohl die natürlichsten Gegenstände für einen Briefwechsel, der, frei von Geschäften und äußeren einschränkenden Bedingungen, dann am meisten erfreut, wenn er ein recht ungezwungener, vertraulicher Austausch persönlicher Stimmungen und Gefinnungen ist. — In Ottmachau hoffe ich, unter der Ihnen neulich gegebenen Adresse, einen Brief von Ihnen zu empfangen. Mit der aufrichtigsten Herzlichkeit der Ihrige.

H.

Achtundzwanzigster Brief

Burgörner, den 13. November 1824.

Ihr Brief vom 26. vorigen Monats hat mir, wie alle Ihre Briefe, viel Freude gemacht. — Es ist sehr liebevoll von Ihnen, daß Sie so viel Wert auf den Anteil legen, den ich allerdings fortwährend an Ihrer Lebenserzählung nehme und gewiß immer daran nehmen werde. Sie haben ganz recht, ihn in meiner Teilnahme an Ihnen und dem Interesse, das nicht gerade die Schilderung von äußern Ereignissen, sondern die Darstellung innerer Zustände weckt, zu finden. Es ist gerade das beides, worin es liegt. Wenn auch das nun schon lange in Vergangenheit Getretene nicht mehr gegenwärtig auf den Gegenstand unserer Teilnahme einwirkt, so lesen wir doch alles, was diesen einmal betroffen hat, mit einem wahren Gefühl der Gegenwart. Es ist, als ginge es ihn noch an, als wirkten diese Empfindungen der Freude und der Begeisterung noch auf ihn, und im Grunde ist das auch wirklich so. Wie groß die Macht der Zeit ist, so entfremdet sie doch nie, auch nach so lange nicht mehr unmittelbar angeklungenen Gefühlen, dem Gemüte ganz, in diesen gibt es vielmehr auch im wirklichen Dasein etwas, das man mit Recht zeitlos nennen kann. Ich meine damit nicht bloß die Beständigkeit sich unverändert erhaltender Gefühle. In diesen unterscheidet sich doch immer Vergangenheit und Gegenwart, und nur die Art, die eine und die andere zu empfinden, bleibt dieselbe. Aber auch das Ganze aller Empfindungen, die je die Seele bewegt haben, bildet ein so in sich zusammenhängendes Gewebe, daß der längst vergangene Schmerz und die längst vergangene Freude noch jetzt die Seele erschüttern, obgleich sie jetzt unmittelbar keinen Einfluß auf dieselbe ausüben können. Wie es dem eignen Gefühl ist, ebenso ist es auch dem Gefühl der Teilnahme an andern. Die Entwicklung Ihrer ehemaligen Stimmungen, selbst derer, die so weit wie die ersten Jugend- und Kinderjahre vom gegenwärtigen Augenblick entfernt liegen, gelingt Ihnen, liebe Charlotte, immer ungemein gut, und was Sie davon erzählen, führt den, der sie liest, nicht bloß in die äußern Umgebungen, sondern in Ihre An-

sichten und Gefühle selbst ein. Es hebt sich darin nicht einseitig etwas Einzelnes heraus, sondern alles ist immer in seiner wahren Verbindung und Zusammenhang der Natur selbst geschildert. Dies beweist, daß Sie von jeher eine größere Innerlichkeit gehabt und bewahrt haben, als sonst dem Menschen gegeben ist, obgleich Frauen daran in der Regel einen größern Anteil besitzen als Männer. Die weiblichen Beschäftigungen und selbst die ursprüngliche Bestimmung der Frauen führt sie körperlich und geistig mehr auf ein inneres Wirken und Weben. Indes ist selten damit auch die Klarheit der Ansicht und die Deutlichkeit des Selbstbewußtseins verbunden, die Sie so sehr auszeichnet. Gerade der nach innen zu wirkende Teil ist oft selbst gewissermaßen verdunkelnd und verwirrend, da die Anschaulichkeit ursprünglich ein Eigentum der äußern Sinne ist. Ihnen aber legt sich, wie alle Ihre Selbstschilderungen beweisen, der Zustand Ihres Gemüths in jedem Zeitraum, an dem Ihre Erinnerung dazu lebendig genug ist, so bestimmt und so scharf gezeichnet dar, daß Sie nur aus Ihrer Seele abzuschreiben brauchen, daß Sie nicht nötig haben, Lücken durch die Phantasie auszufüllen, oder halb verwischte Züge unbestimmt zu lassen, sondern daß alles vollständig und doch in treuer Wahrheit dasteht. Die große und bei Frauen sehr selten in dem Grade erreichte Übung, die Sie sich im Schreiben erworben haben, kommt hinzu, und durch das alles entsteht in Ihrer Erzählung ein lebendiges Bild inneren und äußeren Lebens, aber so, daß das letzte nur immer bestimmt ist, das erste noch vollständiger zu verdeutlichen und noch bestimmter zu charakterisieren.

Sie reden von Tadel, der Ihnen vielleicht zuteil werden könnte bei Ihrer Lebenserzählung. Ich verstehe nicht, warum Sie glaubten, daß Sie diesmal ihn erwartet hätten. Ich verstehe nicht, was Sie damit meinen. Es ist mir nichts in diesem Hefte aufgefallen, was meinem Urteile nach irgend eine Mißbilligung verdiente. Was die Schilderung und Beurteilung Ihrer nun längst verewigten Eltern betrifft, so glaube ich Ihnen schon darüber geschrieben zu haben. Es ist darin gar nichts, was mit irgend einer Billigkeit verargt werden könnte. Wenn man sich wirklich Cha-

aktere und Handlungen vorstellt, wenn man sie zu zeichnen versucht, so muß man es notwendig ganz und vollständig thun; die guten und trefflichen Seiten selbst würden vielleicht mehr, aber nicht wahr hervortreten, wenn man sich aller Züge enthalten wollte, die überhaupt, oder nach dieser und jener Beurteilung, einen leichten Schatten darauf werfen könnten. Ehrfurcht und Liebe, noch mehr, wo Dankbarkeit zu beiden hinzutritt, hängen glücklicherweise nicht von ängstlicher Abwägung des Verdienstes und den Schwächen derjenigen ab, denen sie gezollt werden. Sie beruhen auf ursprünglichen Banden, wie zwischen elterlicher und kindlicher Liebe, oder auf einem Gesamtgefühl des Wesens, das man hochschätzt und liebt, und das immer dasselbe bleibt, wenn auch kleine Mängel, ja oft selbst größere erkannt werden. Die Ehrerbietung, die das Kind den Eltern, und überhaupt jeder dem innerlich Höhern, dem er nahekommt, schuldig ist, und die jedem gutgearteten und weichgebildeten Gemüt so leicht darzubringen wird, gründet sich mehr auf ein oft mehr geahndetes, als deutlich in Handlungen erkanntes Wesen, auf ein Etwas, das vielleicht nicht einmal zur völligen Ausbildung gekommen ist, aber in Mienen, Gebärden und dem Ganzen des Charakters durchscheint. Es ist in der Menschheit, die so leicht fehlt, so schwer durch alle Verwickelungen des Lebens ihre Reinheit bewahrt, gerade das beruhigend und schön, daß Liebe und sogar Ehrerbietung noch auch dem werden können, an dem man wohl Schwächen kennt, oder der sich nicht immer vor Fehlritten bewahrt hat. Ist man sich aber dieses Gefühls wahrhaft bewußt, weiß man sich von der Kälte und nüchternen Strenge frei, die, ehe sie Achtung und Liebe zollen will, erst Fehler und Vorzüge wägt, so kann man auch verehrte und geliebte Personen, beides mit vollkommener Freiheit und ohne sich Vorwürfe zu machen, erwähnen. Überhaupt aber bin ich in mir selten zum Tadel fremder Handlungen oder Fehler und fast ebensowenig zum Loben geneigt. Ich nehme die Dinge geschichtlich auf, wie sie sich im Innern und Außern gestalten, wo man selten recht bestimmt sagen kann, wie sie entstanden sind, und noch weniger preisen oder verdammen. Es ist so geworden und hat so werden müssen. Die sittliche Würdi-

gung kann nur die die Handlung begleitende Empfindung treffen, und diese kann nur das Gewissen selbst richten. So muß jeder sich selbst ein Richter sein und ist es auch. Denn wo etwas Mißbilligung verdient, sagt dies die innere Stimme lauter und verwundender, als fremder Tadel es je tun könnte. Auf ähnliche Weise ist es auch mit dem Lobe. Wer es empfängt, tut immer wohl, es mehr als eine freiwillige Gabe anzusehen, denn als einen verdienten Lohn. Dies leuchtet auch daraus klar hervor, daß man selten sich selbst auf dieselbe Art loben würde, als man von andern gelobt wird. Aber das Lob ist angenehmer zu hören und auch zu erteilen, und so ergießt es sich leichter, wenn man nicht mit Unrecht Unstand nimmt, Tadel, selbst leisen, geschweige denn bittern, auszusprechen. Darum ist aber auch nicht immer auf das Lob viel zu geben, und ich pflege es, wo es mich trifft, wie eine angenehme Empfindung zu empfangen, die man nicht so genau prüft, wie richtig sie sei, und mit der man es nur überhaupt insofern streng zu nehmen hat, daß man nicht durch sie verdorben wird. Für heute nun leben Sie herzlich wohl, mit immer gleicher, unwandelbarer Teilnahme der Ihrige.

H.

In der Vergangenheit ist reichlicher Stoff zur Freude und Wehmut, zur Zufriedenheit mit sich und zur Reue, da hat man mit sich, mit andern, mit dem Gescheide gekämpft, gesiegt und unterlegen; was da gefunden wird, das ist wahrhaft gewesen, das ist, wenn es schmerzlich war, untilgbar wie eine Narbe, und wenn es freudig war, unentreißbar wie ein der Seele eingewachsener Gedanke; es ist ferner rein von der Angstlichkeit, der Besorgnis der Zukunft.

Ergebung und Genügsamkeit sind es vor allem, die sicher durch das Leben führen. Wer nicht Festigkeit genug hat zu entbehren und selbst zu leiden, kann sich nie vor schmerzlichen Empfindungen sicher stellen, ja er muß sich sogar selbst wenigstens die zu rege Empfindung dessen, was ihn ungünstig trifft, zuschreiben.

Es gibt in der moralischen Welt nichts, was nicht gelänge, wenn man den rechten Willen dazu mitbringt. Der Mensch ver-

mag eigentlich über sich alles und muß über andre nicht zu viel vermögen wollen.

Gegen Menschen und gegen Schicksale ist es nicht bloß die edelste und sich selbst am meisten ehrende, sondern auch die am meisten auf dauernde Ruhe und Heiterkeit berechnete Gemüthsstimmung, nicht gegen sie zu streiten, sondern sich, wo und wie es nur immer das Verhältnis erlaubt, zu fügen, was sie geben, als Geschenk anzusehen, aber nicht mehr zu verlangen und am wenigsten mißmutig über das zu werden, was sie verweigern.

Mit den sogenannten Ahnungen und Vorgefühlen ist es eine sonderbare Sache. Bisweilen trifft so etwas ein, bisweilen schlägt es fehl. Man möchte aber doch keinesweges weder das eine noch das andere als etwas bloß Zufälliges ansehen und darum, weil diese Vorgefühle oft ohne Erfolg bleiben, sie nicht auch, wenn sie eintreffen, dem Zufall beimessen und ihnen das Verdienst wahrer Voranzeige der Zukunft nehmen. Es geht mit diesen Dingen wie mit allem, was auf innerm Selbstgefühl beruht. Dies Selbstgefühl kann sich täuschen, man kann für Vorbedeutung halten, was es nicht ist, und kann auch wieder die wahre verkennen. Objektive Sicherheit läßt sich darüber nicht haben. Es kann keine sichern äußern Zeichen der Erkennung der Wahrheit geben. Es sind immer oft schwache Andeutungen, sie können in die Seele gelegt, sie können aber auch aus einem unbestimmten, durch Hoffnung oder Furcht irrefeleiteten Seelenzustand erzeugt sein. Im ersten Falle läßt sich auf ihre Zuverlässigkeit bauen, im letzteren Falle nicht. Das Weiseste ist immer, sie auf keine Weise herbeizulocken, bei ihrem Erscheinen sich die Möglichkeit ihrer Falschheit zu denken und, wenn sie ungünstig, auf ihre Wahrheit gefaßt zu sein. H.

Neunundzwanzigster Brief

Berlin, den 12. Februar 1825.

Sie haben mir, liebste Charlotte, durch Ihren Brief vom 6. d. eine sehr große Freude gemacht. Ich hatte Ihnen zwar gar nicht

gezürrt, am wenigsten war ich Ihnen auch nur einen Augenblick böse. Ich war nur geschreckt und unsicher geworden, und meine erste Sorge war, Sie zu beruhigen, das werden Sie aus meinem kurzen Briefe gesehen haben. Ich war dann ungeschlüssig, was ich tun wollte. Wahrscheinlich hätte die Besorgnis, Ihnen weh zu tun, mich bestimmt, gegen meine Überzeugung Ihnen nachzugeben. Dies alles hat Ihr lieber Brief glücklich verhindert. Ich wiederhole Ihnen, daß er mir eine große Freude gemacht hat, und danke Ihnen von Herzen dafür. Wenn Sie immer so gut bleiben, und ich weiß, das werden Sie, Sie fühlen nur das Wahre und Rechte, wie Sie es tun, so werden Sie erfüllen, was ich mir vom Anfange an von dem Briefwechsel mit Ihnen versprach, und diesen, der mir schon so, wie ich es dankbar erkenne, sehr viel Freude gegeben hat, für mich noch viel freudenvoller machen. Ich werde es nun ganz so machen, wie Sie mich darum bitten, Ihren vorletzten Brief vergessen, nie wieder erwähnen, ihn verbrennen, damit keine Silbe bei mir von Ihnen ist, welche die Freude, die ich an Ihren andern Briefen habe, stört. Zugleich werde ich den Ton behalten und ohne Zwang und Angstlichkeit geradezu aussprechen, was ich für das Beste unter uns halte; natürlich ist es, daß ich bestimme und Sie folgen. Dagegen soll und muß es immer von Ihnen abhängen, ob Sie mir diese Freiheit gestatten wollen.

Meine Gesundheit ist ganz wieder hergestellt, und ich bin wieder im gewöhnlichen Zuge meiner Arbeiten. Es ist mir dies vorzüglich lieb, da ich mit Recht sagen kann, daß das Leben mein ist. Es sind lauter selbstgewählte Beschäftigungen und immer mit Ideen allgemeinerer Art. Da ich diese Beschäftigungen einen großen Teil meines Lebens hindurch geführt habe, so haben sie meinem Wesen auch die Richtung zum Ernst und zum Halten an Ideen und Gedanken gegeben, die es offenbar hat. Ich habe alles, was mich umgibt und womit ich in Berührung komme, in ein gewisses System gebracht. Ich behaupte darum gar nicht, daß dies System immer richtig ist. Vielmehr ist nichts darin, was ich nicht von Zeit zu Zeit von neuem überdenke und in Betrachtung ziehe, und immer findet sich auch irgendwo ein Irrtum zu verbessern. Allein solange ich

das, was ich meine, für wahr halte, kann ich nicht leiden, daß um mich her, soweit ich Einfluß darauf habe, anders gehandelt wird. Ich kann alsdann die Grundsätze jedes Handelns aufweisen, und somit ist doch eine Grundlage vorhanden, auf die man fußen kann. Denn nichts ist mir so zuwider, als das bloße launige Wechseln der Ideen, oder das blinde Herumtappen. Es ist allerdings nicht immer möglich, jede Sache in ihrer Wahrheit zu ergründen, jeden Entschluß immer so zu nehmen, wie es am weisesten wäre. Aber man kann dem doch nahekommen, und alles, auch das Unbedeutende in Regel und Norm zu pressen, nicht der wechselnden Lust oder Unlust zu diesem oder jenem zu folgen, sondern sich selbst zur Befolgung dieser Regel zu nötigen, ist eine heilsame Weise für den äußeren Erfolg und für den inneren Charakter. Es ist auch gar nicht richtig, daß eine solche Art des Seins den Aufschwung des Geistes hindern sollte, oder dem Erguß der Empfindung Schranken setzen. Der Geist bewegt sich vielmehr in einem ihm gegebenen Gleise, in dem er eine feste Richtung und den gehörigen Anhalt findet, und die Empfindung erlangt mehr Stärke, wenn sie aus ganz geläuterten und berichtigten Ideen hervorgeht.

Das mir übersandte neue Heft hat mir wieder sehr viel Freude gemacht, ich schreibe Ihnen indes heute noch nicht darüber, versichere Sie aber, daß ich die Fortsetzung sehr wünsche, und ich bitte Sie, daß, so wie Ihnen Zeit haben, Sie ferner daran arbeiten. Ich erwarte nun in wenig Tagen einen Brief von Ihnen und bitte Sie, mir auf diesen so zu antworten, daß diese Antwort am 26. d. M. abgeht. Nun leben Sie wohl, liebe Charlotte, und seien Sie überzeugt, daß ich sehr oft und immer mit herzlichster Teilnahme Ihrer gedenke. Auf Ihr Befinden, denke ich, hat der gelinde Winter, den wir haben, einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt. Je älter man wird, desto mehr wird man dem plötzlichen Wechsel und den Extremen der Witterung gram. Mit den alten, sich nie ändernden Gesinnungen ver
Ihrige.

h.

Dreißigster Brief

Berlin, den 8. März 1825.

Die Beschreibung Ihres Lebens und Ihres häuslichen Daseins vom Jahre 1786 hat mir, liebe Charlotte, eine viel größere Freude gemacht, als ich Ihnen sagen kann. Es ist auch dieser Lebensabschnitt in Ihrer Jugend, wie natürlich, ohne gerade wichtige Ereignisse vorübergegangen, aber es ist Ihnen eine ganz besondere Gabe eigen, die inneren Seelenzustände zu schildern. Immer aber sind es doch nur diese, welche die Begebenheiten selbst erst anziehend machen, sie mögen dieselben nun vorbereiten, begleiten oder aus ihnen entstehen. Nichts aber ist gleich reizend, als der Zustand eines aufblühenden Mädchens in dem Alter, worin Sie damals gewesen sein müssen. Ich war damals 19 Jahr und auch noch nicht aus dem mütterlichen Hause gekommen. Meinen Vater habe ich schon früher in meinem zwölften Jahre an einer Krankheit verloren, die bloß zufällig war, da er seinem sonstigen Gesundheitszustande nach noch lange hätte leben können. Sie müssen ungefähr vier Jahre jünger sein als ich. Ich erinnere mich aber hier, daß ich Ihr Geburtsjahr nicht genau weiß. Schreiben Sie es mir doch einmal. Mir ist es immer wichtig, ganz genau zu wissen, wie alt die sind, die ich gern habe, vorzüglich bei Frauen. Ich habe meine eignen Gedanken über das weibliche Alter und ziehe ein weiter fortgerücktes eigentlich einem jüngeren vor. Sogar der bloße körperliche Reiz erhält sich meiner Meinung nach viel länger, als man gewöhnlich annimmt, und was in dem Innern einer Frau vorzüglich fesselt, gewinnt offenbar bei fortgeschrittenen Jahren. Ich hätte auch in keinem Alter meines Lebens gern in engem Verhältnis mit einem Mädchen oder einer Frau stehen mögen, die viel jünger als ich gewesen wäre, am wenigsten hätte ich eine solche heiraten mögen. Ich bin auch in mir überzeugt, daß solche Heiraten im ganzen nicht gut sind. Sie führen meistens dahin, daß die Männer die Frauen wie Unmündige und Kinder behandeln, und es kann bei einer solchen Altersverschiedenheit unmöglich der freie, gegenseitig erhebende und beglückende Umgang, das volle

und reine Überströmen der Gedanken und Empfindungen aus einem Gemüt in das andre stattfinden, die in dem Umgange beider Geschlechter eigentlich das Beseligende ausmachen. Gleichheit in allen innern Bedingungen ist da unentbehrlich notwendig, und der Mann kann nur daran große Freude finden, daß sich ihm die in jeder Art in Empfindungen und Denken, nach Maßgabe der Verschiedenheit der Geschlechter, in ihrer Art Gleiche in der mit erlangter Reife vollen Selbständigkeit ihres Wesens hingibt und seinen Willen als den ihrigen erkennt.

Ich bin aber von Ihrer Lebenserzählung abgekommen. Es ist eine sehr eigentümliche, aber in der Unschuld eines aufsteimenden, noch vor sich selbst gar nicht entfaltetem Gemüts natürliche und liebenswürdige Richtung in Ihrem Herzen, in jener Zeit, daß Sie sich nur nach einer Freundin sehnten, und jede andere Sehnsucht Ihnen fremd war. Man erkennt darin recht, was Freundschaft und Liebe unterscheidet. Beide teilen miteinander das innere Seelenleben, worin zwei Wesen einander entgegenkommen und, indem sie jeder seine Art zu sein in dem andern aufzugeben scheinen, dieselbe reiner und klarer zurückempfangen. Der Mensch muß etwas außer sich gewinnen, an das er sich anschließen, auf das er mit allen vereinten Kräften seines Daseins wirken könne. Allein wenn auch diese Neigung allgemein ist, so ist der Hang und die Sehnsucht nach wahrer Freundschaft und Liebe doch nur ein Vorrecht zarter und innerlich gebildeter Seelen. Weniger zarte oder durch die Außenwelt betäubte Gemüter heften sich wechselnd und vorübergehend an und erreichen niemals den wahren Frieden, einer in dem andern. Unter sich aber sind Liebe und Freundschaft doch immer und unter allen Umständen in der Art verschieden, daß die erste immer zugleich eine sinnliche Farbe an sich trägt. Man tut dadurch ihrer Reinheit keinen Eintrag, denn auch die sinnliche Neigung kann die größte Reinheit in sich schließen, diese stammt aus der Seele selbst und verwandelt alles in ihren unbesflechten Glanz. Bei jungen weiblichen Gemütern, die noch gar nicht bis zum Gefühl, oder vielmehr bis zum Bewußtsein der Liebe gekommen sind, ist es doch aber eigentlich diese, die das Gewand der

Freundschaft annimmt. Die Gefühle sind da noch nicht so bestimmt und klar geschieden, aber die beginnende weibliche Reife spielt doch alles, ohne es zu wissen, in die Liebe hinüber. Die Freundschaft selbst von einem Geschlecht zu einer Person desselben wird dann lebendiger, leidenschaftlicher, hingebender, aufopfernder; wenn sie auch in späteren Jahren alles dasselbe der That nach leistet, so ist in der früheren doch die Art anders, die Farbe der Empfindung glühender, die Seele heftiger davon ergriffen und gleichsam wärmer und heller davon durchstrahlt. So ist es gewiß auch Ihnen, liebe Charlotte, damals mit Ihrer Freundin gegangen. Ich wünsche sehr, daß Sie Ihre Lebenserzählung fortsetzen. Vorerst sehe ich keine Schwierigkeit, nachher kommen die Perioden ernsthafter und zum Teil trauriger und schwerer Prüfungen, und da, liebe Charlotte, werde ich es ganz Ihrer Empfindung überlassen, ob Sie weiter darin fortgehen wollen. Handeln Sie alsdann ganz frei. Es muß ganz von Ihnen abhängen, ob Sie es tragen können, Empfindungen zu wecken, die doch, wenn die Wirklichkeit gleich schon lange der Vergangenheit angehört, schmerzlich bleiben. Schonen Sie sich ja, denken Sie, daß dies auch zu meiner Beruhigung gehört. Ich besorge sehr oft, Sie strengen sich in Ihrer Arbeit zu sehr an — ich möchte das anders gestaltet wissen. — Nun leben Sie herzlich wohl, liebe Charlotte, und gedenken Sie meiner, der Ihnen immer mit gleicher Theilnahme zugetan bleibt.

H.

Einunddreißigster Brief

Berlin, den 22. März 1825.

Ich setze mich mit recht eigentlicher Freude hin, Ihnen zu schreiben, liebe Charlotte, und wünsche von ganzem Herzen, daß Sie dies Blatt körperlich recht wohl und heiter gestimmt finden möge. Bei dieser wunderbaren Witterung, wo der Winter es sich recht aufgespart hat, zum Frühjahr zu kommen, kann es selbst festen Gesunden leicht anders ergehen. Die meinige hat gottlob! bis jetzt keinen Anstoß erlitten, und ich denke, wenn nicht zum Osterfest,

doch gleich nachher, nach Regel zu gehen. Wenn man auch dies Jahr lange auf das Grünwerden der Bäume wird warten müssen, so ist es eine süße Erwartung, wie die alles Guten, das unfehlbar ist, weil es aus einer sich immer gleich bleibenden Güte quillt. Alle Freuden an dem Wechsel der Naturerscheinungen haben das, daß sie zugleich moralische sind, für das sie dankbar empfindende Herz. Diese Zuverlässigkeit, die in der Natur liegt und sich schon in ihrer Regelmäßigkeit ausspricht, durch die die gewöhnlichsten Begebenheiten, ja selbst der tägliche Sonnenauf- und Niedergang etwas Großes und Wunderbares erhalten, diese Zuverlässigkeit, sage ich, verbunden mit der Wohltätigkeit alles dessen, was aus der Natur auf den Menschen herabfließt, erteilt allen Empfindungen, die sich auf sie beziehen, eine erhebend beruhigende Fülle der Sanftheit. In unserm rauhen Norden müssen wir freilich den Übergang zum Frühjahr mit bitterm Winter-Empfindungen erkaufen und das Bessere langsam erwarten. Aber dieser große Wechsel hat doch auch seine Vorzüge. Es schafft mehr und etwas Tieferes in dem Menschen, wenn er nach der Dürsterheit, die doch immer den Winter begleitet, in die Milde heiterer Frühlingssonne übergeht. Man empfindet das recht, wenn man einige Jahre in südlichen Ländern zubringt. Der Winter ist da eigentlich Frühjahr, und man kann fast nur drei Jahreszeiten unterscheiden, die der großen Hitze, den Sommer, die der Früchte, den Herbst, und die übrigen Monate des Jahres, wo man auch nicht Kälte oder unangenehme Witterung leidet, das Gras auf Ängern und Wiesen frisch und schön und bei vielen immer grünen Bäumen selbst wenige laublos dastehen. So kommt man in den Winter und Frühling, ohne eigentlich eine Veränderung zu bemerken, aber man entbehrt auch des ganzen, bei uns wahrhaft himmlischen Eindrucks, den diese Veränderung auf das Gemüt immer unfehlbar hervorbringt. Die Natur ist es aber auch allein, an der mir der Wechsel der Jahreszeiten bemerkbar wird. Die Menschen pflegen ihn sonst auch noch in ihrer veränderten Lebensweise zu spüren. Das ist nun bei mir der Fall nicht. Ich lebe, einigen Wechsel des Aufenthalts abgerechnet, ziemlich jeden Monat im Jahr auf die gleiche Weise. Es ist dies eine natur-

liche Folge meines wenigen Ausgehens im Winter und meines ununterbrochenen Arbeitens. Denn wenn Sie die Stunden von 3 bis 5 und von 8 bis 10 des Tages und die Nacht ausnehmen, können Sie sich mich, liebe Charlotte, immer in meiner Stube und da immer an meinem Schreibtische sitzend denken. Da die wenigen Gesellschaften, die ich besuche, auch noch meistens in die eben bezeichneten Stunden fallen, so gibt es kaum Ausnahmen. Je tiefer man in höhere Jahre tritt, je mehr reizt, wenn man dessen einmal fähig ist, der Ernst der Gedanken. Man kann sogar ohne Übertreibung sagen, daß das das einzige ist, was uns dann noch reizt. Und dieser Reiz steigt mit der Beschäftigung selbst. Es entspringt eines aus dem andern, es entspinnt sich neu zu Denkendes aus bisher Halbgedachtem, oder nur Geahndetem. Man wird dadurch, von dieser Seite will ich gar diese Art des einsamen Denkens nicht unbedingt loben, man wird dadurch nicht anziehender für andere, man grenzt sich vielmehr mehr ab, man weist gewisse Dinge zurück, man hat überhaupt eine Neigung und ein Bedürfnis, sich und seine Ansicht herrschend zu machen, und zieht sich leicht, wenn es auch nicht zu billigen wäre, zurück, wo man sieht, daß sie keinen Eingang findet, man fühlt gewissermaßen, daß man nur noch in einem gewissen Gleise fortgehen kann, und verlangt daher, daß die, welche einen noch begleiten wollen, sich demselben fügen. Alles das mag seine Unbequemlichkeiten haben, allein alles Menschliche ist damit verbunden und jenes beschauliche Leben in sich selbst, das sich seinen Kreis schließt und diesen Kreis nie wieder verläßt, hat und gewährt einen solchen Ersatz, daß man sich doch darum nicht davon trennen würde. Ja, wenn es recht die Weise erreicht, mit der sich ein sonst gut geartetes und tiefers Gemüt wahrhaft beruhigt, so darf man sich sogar aus Pflicht nicht davon trennen. Denn aus diesem nach eignen Entschlüssen und eigener Wahl begonnenen Verfolgen von Ideen entsteht immer etwas, das weiter und wichtig wirkt, und ohne die Selbständigkeit des Mannes ist eine freie Anwendung seiner Tätigkeit nicht zu denken.

Sie werden, liebe Charlotte, in meinem Brief vom 8. d. M. erkannt haben, mit welcher Freude und Interesse ich Ihr neuestes

Lebensheft gelesen habe. Ich habe mich auch seitdem noch oft in Gedanken damit beschäftigt. Es kommt doch wohl jetzt seltener vor als sonst, daß junge Leute zu ehelichen Verbindungen gezwungen werden, gegen die sich ihre Neigung entschieden erklärt. Darin, möchte ich behaupten, ist die Welt besser, sanfter, gerechter geworden. Man geht eher über äußere Umstände und Verhältnisse weg, wenn man nur die innere Glückseligkeit gesichert weiß. Auch darin fallen freilich bisweilen falsche und trügerische Richtungen vor, indes ist doch im ganzen bei dieser Milde und Gerechtigkeit und der Anerkennung der Freiheit derer, für deren Leben die Bestimmung gilt, bedeutend gewonnen. Das Schlimmste aber, was in solchen Fällen geschehen kann, ist das, wozu sich ihre Freundin entschloß, das eine Verhältnis einzugehen, ohne dem andern zu entsagen. Wenn es auch mit der reinsten Aufopferung geschieht und mit der größten Sittlichkeit durchgeführt wird, so ist es eine unnatürliche Spannung des Gemüths und ein Verhältnis, das sich fast unmöglich eines höhern Segens, ohne den nichts gedeihet, erfreuen kann. Auch vermuten Sie selbst, daß auch die zweite Verbindung nicht das von ihr gehoffte Glück gewährt habe. Es kann fast nicht fehlen. Der erste Zauber der Liebe, wenn man sich dem Wunsch gemäß gleich verbindet, der nicht rauschend verfliegt, sondern sich beglückend in alle Empfindungen verwebt, wird durch das Harren abgestumpft. In der Entfernung bildet sich ein Bild, dem hernach die Wirklichkeit nicht entspricht. Das Verhängnis mit einem Manne, dem das, der Sache und Verbindung angemessene, Eigene versagt ist, läßt auch notwendig, wenn diesen nun das Grab umschließt, und er keine störende Empfindung mehr erregt, einen Stachel in der Seele zurück. So mangelt die innere Ruhe, ohne die kein Glück denkbar ist.

Heute nur so viel, ich schreibe bald mehr, liebe Charlotte. Mit der innigsten Theilnahme, unveränderlich Ihr
H.

Zweiunddreißigster Brief

Berlin, den 21. Mai 1825.

Die Vermählungsfeier der Prinzess Luise nötigt mich, einige Tage hintereinander in die Stadt zu kommen. Da ich aber das Land sehr liebe, so fahre ich immer spät her und kehre gleich von hier zurück. So kann ich Ihnen heute nur kurz schreiben. Ich fand Ihren Brief vom 15. hier und danke Ihnen auf das innigste dafür. Es hat mich sehr gefreut, daß ich mich nicht darin geirrt hatte, zu erwarten, daß Sie mir heute schreiben würden. Daß Sie traurig waren und vielleicht noch sind, hat mich geschmerzt; das aber hat mir Freude gemacht, daß Sie es geradezu und offen sagen.

Das Pfingstfest ist vor allen andern dem Gemüt erfreulich, erhebend, von allem Kleinlichen abwendend, zu größeren Hoffnungen anregend und in würdigen Entschlüssen befestigend. Denn eine Befestigung in ernsthafter Tätigkeit und würdiger Beschäftigung geben die Feste immer in ihrem Ursprung und den Ereignissen, zu deren Andenken sie gefeiert werden. Aber auch die religiösen Beziehungen noch abgerechnet, bilden sie wohltätige Abschnitte im Jahre, dessen langgedehnte Einförmigkeit sonst notwendig ermüden würde. Das Leben erscheint länger, wenn es auf diese Weise in kleinere Teile zerfällt, und es ist dies doch mehr als eine bloße Täuschung der Einbildungskraft. Wäre es aber in der That nur eine solche, so muß man auch diese nicht geringschätzen. Die bloße Wirklichkeit wäre unendlich arm ohne den Reiz der Einbildung, die freilich so gut eitle Schrecken als leere Hoffnungen in ihrem Schoße trägt, aber doch viel häufiger, wenn sie auch Täuschungen mit sich führt, ihnen schmeichelnd liebliche als zurückschreckende Farben leiht. Meist ist auch das in unsere Hände gegeben und hängt von der Seelenstimmung ab, auf die man auf vielfache Weise bei sich selbst einwirken kann. Ganz geht das aber freilich nicht. In jedem irgend tiefer bewegten Gemüt ist eine Hauptempfindung, von welcher die übrigen ganz oder mehr oder weniger abhängen. Ist es mit dieser licht und freudig, so wird es auch der Ton der ganzen Seele. Mischt sich dagegen in diese düstre Besorgnis, oder nicht

in Erfüllung gegangene Erwartung, so wird dadurch auch die ganze Seele umdüstert und verfinstert.

Die Frage, die Sie aufwerfen, ist allerdings eine wichtige moralische Frage, nämlich, wie weit man in der Sicherheit Gott wohlgefällig zu bleiben, in dem Hingeben an eine geliebte Person gehen könne? Sie haben selbst sehr richtig die Grenzen bestimmt, ich glaube aber wohl, daß sich darüber noch einige Ansichten fassen lassen. Zuerst gehe ich davon aus, daß der Gottheit nichts mißfällig ist, was mit einer edeln, reinen, sittlichen Erkenntnis übereinstimmt. Dies ist gewiß auch Ihre Meinung. Die Gottheit hat daran die sittliche Erkenntnis und besonders das sittliche Gefühl, das, noch feinere Unterschiede machend, wohl noch verwirft, was die Erkenntnis nicht mißbilligt. Wollten wir nun noch weitergehen und glauben, es könne unerlaubte Dinge geben, gegen die die Sittlichkeit nichts sagte, so schiene mir das eine Übertreibung, oder ein Beweis von Mangel an Feinheit des sittlichen Gefühls. Was ein wirklich feines sittliches Gefühl nicht mißbilligt, das halte ich auch nicht für Gott mißfällig. Der Mensch kann nur menschlich urteilen. Ferner kann ich mir nicht vorstellen, daß man fürchten dürfte, in seiner Liebe ein Geschöpf gleichsam Gott gleichzustellen. Gott will gerade in seinen Geschöpfen durch die Art, wie man für sie fühlt und gegen sie handelt, von uns geliebt sein. Eine abgöttische Liebe ist mehr ein Wort, als daß ihm wirklich ein Begriff entspräche. Kein vernünftiger Mensch kann das höchste Wesen auf irgendeine Weise mit einem schwachen und vergänglichem Menschen vergleichen. Dies kann nur unregelte Leidenschaft, und dann würde sich auch gewiß finden, daß diese Leidenschaft auch gegen das Geschöpf nicht so rein und fleckenlos wäre, daß sie vor einem freien, geläuterten, sittlichen Gefühl vollkommen tadelstfrei bestehen könnte. Alles kommt also immer auf diesen Punkt zurück. Indes müssen Sie mich wohl verstehen, liebe Charlotte, daß ich unter einem sittlichen Gefühl immer ein durch wahre Frömmigkeit geläutertes verstehe. Denn von Religion entfernte Sittlichkeit könnte für sich wohl auf Abwege kommen. Ferner meine ich auch kein dunkles Gefühl. Dies Ge-

fühl muß sich auf Erkenntnis und besonnene Einsicht gründen, nur gewissermaßen, um noch feiner zu entscheiden, darüber hinausgehen, so wie bei einem Gesange die gefühlte Musik immer noch etwas zu dem trocknen Begriff der Worte hinzusetzt. Eine Neigung nun, die von einem solchen Gefühle gebilligt wird, braucht sich nicht ängstlich Schranken in Absicht des Grades vorschreiben zu wollen. Welchen Grad sie auch erreichen möchte, bleibt sie eine reine und fromme Neigung, die nicht Geschöpf und Schöpfer verwechseln wird und von letzterem nicht abführen kann. Daß die Gottheit auch den Gegenstand einer solchen Neigung jeden Tag abrufen kann, ist freilich gewiß. Wenn aber die Neigung so ist, wie ich sie geschildert habe, so wird ein solches Ereignis den, der sie hat, in tiefen Schmerz versenken, aber nicht seiner Selbständigkeit berauben. Denn die Neigung könnte nicht von einem religiös-sittlichen Gefühl gebilligt sein, wenn nicht schon in ihr läge, daß man sich bei einem solchen Fall mit Demut in die Fügungen der Vorsehung ergeben werde. Alles übrige scheint mir nun sich von selbst zu verstehen. . . .

Die Beschäftigung mit der Vergangenheit, das Zurückgehen in dieselbe, hat einen überaus großen Reiz. Was ehemals auf die Seele gewirkt hat, gedacht und empfunden worden ist, hat den jetzigen Zustand des Denkens, Empfindens und Willens mitgebildet. . . .

Der stetige Zusammenhang aller Zustände des Menschen gehört zu den unbegreiflichsten und wunderbarsten in seiner Natur. Man kann sich unmöglich denken, daß Gedanken und Empfindungen gleichsam aufbewahrt im Geist oder Herzen liegen können. Sie müssen also alle nur so zusammenhängen, daß, indem der eine auf gewisse Weise in die Seele tritt, auch der andere wie eine angeschlagene Saite klingt. Es müssen daher auf diese Weise alle im Menschen längst vergangenen Zustände gleichsam in seinem jedesmal gegenwärtigen vorhanden sein, und so bleibt der Mensch in seinem ganzen, durch alle Jahre seines Alters durchgegangenen Wesen gleichsam immer gegenwärtig, da wirklich, was in jedem Augen-

blide in ihm vorgeht, auf eine viel nähere Weise, als man es sich gewöhnlich zu denken pflegt, mit allem Vorigen in Verbindung steht.

Bei dem, was aus tiefer Empfindung entspringt, hat man nie eine Absicht, kann aber von kalten und ruhigen Menschen schwärmerisch und überspannt genannt werden, weil es ganz aus dem Alltagsleben heraustritt und die Empfindung, ohne daß sie darum im geringsten an Zartheit einbüßen darf, stärker anspannt.

Dreiunddreißigster Brief

Burgörner, den 26. September 1825.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am 4. d. M. angefangenen und am 6. geschlossenen Brief empfangen und sage Ihnen meinen wärmsten Dank für alles Gute und Liebevollen, was er für mich enthält. Ich habe nur mit Bedauern bemerkt, daß Sie wieder in diesem Briefe über eine wehmütige Stimmung und eine Sde, Dürre und Freudenlosigkeit klagen und mich bitten, Sie zu tragen und wie eine Kranke anzusehen und Nachsicht mit Ihnen zu haben. Deswegen, liebe Charlotte, brauchen Sie kein Bedenken zu hegen. Sie bedürfen auf keine Weise der Nachsicht bei mir, da mir gar nichts in diesem Tone mißfällig ist, sondern es mich nur schmerzt, daß Sie durch eine solche Stimmung leiden. Entschuldigen Sie sich also ja nicht deshalb. Ich wünschte, daß Sie heiter, wohlgestimmt, mit Ihrer Lage und Tätigkeit zufrieden wären und den letzten Teil Ihres Lebens glücklich durchlebten. Aber ich begreife wohl, wie eine Reihe widriger Schicksale das Gemüt gleichsam einschüchtern und herabstimmen können, und wenn einmal es so in Ihnen ist, so ist mir das Vertrauen teuer, mit dem Sie sich mir so zeigen, wie Sie jedesmal sind. Ich glaube allerdings, daß der Mensch viel tun kann, um solche Stimmungen abzuwehren, oder wenn sie sich einstellen, sie in heitere umzuwandeln. Aber ich bescheide mich gern, daß, was einem unter gewissen Umständen möglich und selbst nicht ungemein schwer ist, von andern und unter verschiedenen

Umständen kaum geleistet werden kann. So kann von Mißfallen nie die Rede sein, sondern nur von aufrichtigem Anteil an diesem Zustande. Ich bin indes in mir überzeugt, daß er nicht lange dauern, sondern bald vorübergehen wird. Wenn Sie mir erlauben, Ihnen einen Rat zu geben, so achten Sie in solcher Zeit nur wenig auf sich und Ihr Inneres, und suchen Sie sich mehr äußerlich zu beschäftigen. Ich meine damit nicht sowohl Ihre eigentliche Arbeit, als andere selbst gewählte eigene Beschäftigung, auch mit Lesen und Schreiben, und übergeben das übrige der Zeit. Sie bemerken selbst sehr richtig, daß dies das beste und wirksamste Mittel gegen solche Stimmungen ist. Ich begreife übrigens sehr gut, von welchem Zustande Sie eigentlich sprechen. Sie bezeichnen ihn, so wie Sie sich überhaupt immer sehr treffend ausdrücken, ganz richtig, durch eine unfruchtbare, dürre Stimmung. Es unterscheidet sich diese ganz und gar von einem einzelnen Kummer, selbst von dem Schmerz einer allgemeinen unglücklichen Lage. Diese greifen das Gemüt allerdings heftiger an und zerstören es mehr, aber sie bringen auch eine große, gegen sie ankämpfende Kraft in Aufregung; dieser Kampf hebt die Seele, indem er sie betrübt, und die Entscheidung ist kurz und lebendig. Die unfruchtbare Stimmung hingegen müßte etwas finden, was sie von außen höbe und in Bewegung und Thätigkeit setze, und dies findet sich um so schwerer, als diese öde Stimmung ihm selbst den Eingang wehrt. Indes gibt es zwei Gegenstände, welche doch auch in solchen Stimmungen immer in der Seele willkommene Aufnahme finden: die Freude an der Natur und die Beschäftigung mit Ideen. Sie werden mich hier fragen, was für Ideen ich meine, so wie Sie schon in Ihrem Briefe sagen, daß ich Sie darüber in Ungewißheit gelassen habe. Einzelne, bestimmte Ideen verstehe ich darunter gar nicht, sondern die Beschäftigung mit innerm, tiefem Nachdenken selbst. Dieses Nachdenken kann von allem ausgehen und sich an alles heften, nur sein Ziel, sein Endpunkt, zu dem es allemal gelangt, ist immer nur ein und dasselbe, nämlich das menschliche Schicksal im ganzen und seine Lösung in dem Augenblick, wo alles Irdische zurücktritt und seinen Wert verliert und nur das rein Geistige übrig bleibt, dasjenige, was man

nur insofern noch menschlich ansehen kann, als der Mensch auch zu dem Höchsten bestimmt ist. Bei Privatereignissen des Lebens, bei Weltbegebenheiten, die unter unsern Augen vorgehen, bei Erinnerungen an beide aus vergangener Zeit folgt der Geist immer gern den oft verwickelten Ursachen nach, erforscht die schon sichtbaren oder noch zu erwartenden Folgen und verweilt endlich bei dem Gedanken, wie viel zuletzt auf der wahrhaft richtigen Waagschale daran noch Wert haben, und welcher dies sein wird. Wenn ich also von Beschäftigungen mit Ideen, Vertiefung in sie, Richten auf einen Punkt rede, so meine ich damit nichts Einzelnes, aber das Beschäftigen mit Nachdenken selbst, das Entkleiden der Dinge von ihrem Schein, das Prüfen seiner selbst und anderer und das Sammeln aller Gedanken auf das, was allein seine Vortrefflichkeit in sich selbst trägt, was auch im vergänglichem Menschen nicht untergehen kann, weil es nicht aus dem Menschen stammt, und was nach richtigem Maßstab erwogen allein verdient, daß der Mensch sich ihm ganz und bedingungslos hingebe.

Gelehrte oder auch nur wissenschaftliche Betrachtungen begreife ich eigentlich darunter nicht. Diese können allerdings den Stoff zu jenem Nachdenken sammeln und zubereiten, sie können dasselbe leiten, berichtigen, läutern, allein der letzte Zweck kann nicht in ihnen liegen. Das wahrhaft heilbringende Nachdenken bedarf nur der eignen, in sich selbst gesammelten Gemütskräfte, es kann es jeder erreichen, da die Endfäden des menschlichen Schicksals, an die es alles anknüpft, doch von jedem Menschen aufgenommen werden müssen, und die Ideen, die dabei in Anregung kommen, in jedem, dem Gebildeten wie dem Ungebildeten, vorhanden sind, nur in verschiedenen Graden der Klarheit und Bestimmtheit, da sich diesem Nachdenken zu widmen, nicht sowohl tiefe Verstandeskräfte erfordert werden, als nur ein durch Vertreibung aller unrichtigen Begierden, durch Entfernung alles Nichtigen, durch Gleichgültigkeit gegen Genuß und äußeres Glück und durch Selbstbeherrschung starkes und geläutertes Gemüt. Überhaupt aber hat die Beschäftigung der Verstandeskräfte auf den innern Menschen denselben wohlthätigen Einfluß, den die Sonne auf die Natur ausübt. Sie

zerstreut die Wolken des Gemüths, erleuchtet und erwärmt und hebt den Geist allmählich zu einer kraftvollen Ruhe. Wenn ich durch irgend etwas verstimmt bin (was mir freilich kaum dreimal des Jahres begegnet), oder wenn ich krank bin, heilt mich von beiden immer am sichersten eine den Kopf einseitig anstrengende Arbeit. Unter dem, was Sie in Ihrem Briefe Freudenlosigkeit nennen, verstehen Sie, glaube ich, nicht den Zustand, wo sich keine Freude im Leben einfindet, sondern den, wo die Seele für die Freude nicht mehr oder weniger empfänglich ist. Sie fragen mich: ob ich je einen solchen Zustand gekannt habe? Er ist mir in meinem ganzen Leben fremd gewesen. Menschen, die in einer gewissen leichten Befriedigung aller Wünsche leben, wie es mir selbst meistens ergangen ist, pflegen leicht den Sinn für Freude und Genuß zu verlieren und eine Gleichgültigkeit dagegen zu erhalten. Dies ist bei mir nie der Fall. Ich kann vielmehr mit Wahrheit und mit inniger Dankbarkeit sagen, daß ich täglich die Erfahrung erneuere, daß für den, der sie herauszunehmen versteht, fast in jedem Dinge in der Natur ein Gegenstand der Freude liegt. Es schadet auch meiner Empfindung nicht, dieselbe oft hintereinander zu genießen. Es ist vielmehr, als würde sie dadurch nur lebendiger und der Seele eigentümlicher.

Ich hoffe, in den ersten Tagen einen Brief von Ihnen zu empfangen, und lasse darum den meinigen noch ungeschlossen, auch weil ich warte und auch hoffe, Sie schreiben mir offen und vertrauensvoll über Ihre innere, wehmütige Stimmung und deren Grund, den ich endlich gehoben wünsche. Zu lange hat sie schon gedauert.

Ich will doch lieber meinen Brief abgehen lassen und nicht, wie ich willens war, erst den Ihrigen erwarten, da ich Sie in einer Stimmung weiß, worin Ihnen mein Zuspruch wohlthuend sein wird, da er Ihnen gewiß meine innige Teilnahme ausdrückt, womit ich Ihnen unwandelbar angehöre. Ihr
H.

Vierunddreißigster Brief

Berlin, den 8. November 1825.

Sie werden, liebe Charlotte, die Kupferstiche von mir erhalten haben, und ich weiß zum voraus, daß sie Ihnen Freude machen werden. Sie sind so genau, daß sie ein sehr bestimmtes und deutliches Bild des Hauses geben müssen, wenn man sie durchgeht. Ich habe den Ort sehr gern, bin aber doch im Grunde nicht viel da. In diesem Jahr verlebte ich kaum vier Monate dort. Im Winter habe ich mehrere Gründe, in der Stadt zu sein, obgleich meiner Frau und mir das Leben auf dem Lande auch dann mehr zusagen würde. Im Sommer nötigen oder veranlassen mich wenigstens die Angelegenheiten der andern Güter, auch diese zu besuchen. So kommt man, bei aller anscheinenden Freiheit, doch nicht immer dazu, das zu tun, was einem das Liebste wäre. An Tegel hänge ich aus vielen Gründen, unter denen doch aber der hauptsächlichste die Bildsäulen sind, theils Antiken in Marmor, theils Gipse von Antiken, die in den Zimmern stehen, und die ich also immer um mich habe. Wenn man Sinn für die Schönheit einer Bildsäule hat, so gehört das zu den reinsten, edelsten und schönsten Genüssen, und man entbehret die Gestalten sehr ungern, an denen sich das Vergnügen, wie unzählige Male man sie sieht, immer erneuert, ja steigert. So reizend auch Schönheit und Gesichtsausdruck an lebenden Menschen sind, so sind beide doch an einer vollendeten Statue, wie die antiken sind, so viel mehr und so viel höher, daß es gar keine Vergleichen aushält. Man braucht, um das zu finden, gar keine besonderen Kenntnisse zu besitzen, sondern nur einen natürlich richtigen Sinn für das Schöne zu haben und sich diesem Gefühl zu überlassen. Die Schönheit, welche ein Kunstwerk besitzt, ist natürlich, weil es ein Kunstwerk ist, viel freier von Beschränkung als die Natur, sie entfernt alle Begierde, alle auch auf noch so leise und entfernte Weise eigennützige oder sinnliche Regung. Man will sie nur ansehen, nur sich mehr und mehr in sie vertiefen, man macht keine Ansprüche an sie, es gilt von dieser Schönheit ganz, was Goethe so schön von den Sternen sagt: „Die Sterne, die begehrt man nicht, man freut sich

ihres Lichts." Sie werden auf der Zeichnung des Hausflurs einige Statuen bemerken, unter andern einen weiblichen Körper ohne Kopf und Arme. Dieser steht nicht mehr da, sondern ist jetzt mit andern Statuen in meiner Stube. Ich besitze ihn schon lange und hatte ihn auch in Rom immer bei mir. Es ist eine der vollendetsten antiken Figuren, die sich erhalten haben, und es gibt nicht leicht eine andere Bildsäule einen so reinen Begriff streng weiblicher Schönheit. Alle Figuren, die Sie in dem Flur gezeichnet sehen, stehen jetzt in den Stuben. Nur das runde Gefäß in der Mitte ist im Flur geblieben. Es wird Sie gewundert und Sie werden nicht erraten haben, was es ist. Es ist eine antike Brunneneinfassung von Marmor mit einem Basrelief rund herum, welches ein Bacchusfest vorstellt. Man sieht noch den Einschnitt, den nach und nach der Strick, an dem man die Eimer heraufzog, im Marmor gemacht hat. Der Himmel weiß, durch welche Umstände dies Stück in Rom in eine Klosterkirche gekommen war. Die Legende sagt, es sei derselbe Brunnen, in dem der heilige Papst Calixtus den Märtyrertod gelitten habe. Man hielt sogar das Wasser für heilbringend. Indes wollte der Papst den Marmor verkaufen, und so erhielt ich ihn. Es kostete anfangs Mühe, die Erlaubnis zu erhalten, ihn aus Rom auszuführen. Aber der Papst, der vorige, war mir sehr gewogen und gab mir die Erlaubnis. In dem Saal über meiner Stube, der die hauptsächlichsten Kunstwerke enthält, stehen drei sehr schöne Säulen von äußerst seltenem Marmor und ein Medusenhaupt von Porphyry, die mir der Papst geschenkt hat. Die zierlichste unserer Antiken, eine kleine bekleidete Nymphe, die eben Wasser zu schöpfen geht, steht in einer Nische im Salon, dicht am Antiken-Saal. Ich erzähle Ihnen, liebe Charlotte, diese Details, weil sie Ihnen ein Bild von dem Innern des Hauses geben werden. Gemälde sind gar nicht im Hause, wir haben die, welche wir besitzen, hier in Berlin.

Ich habe mich recht herzlich gefreut, in Ihrem letzten Brief die ruhige, heitere, vertrauende Stimmung wiederzufinden, die Ihnen immer eigen war. Erhalten Sie sich nur ja in dieser Stimmung, und geben Sie keinen trüben Gedanken wieder Raum. Ich weiß wohl, daß das leichter gesagt, als getan ist, und fühle allerdings,

daß Ihre Lage Ihnen viel zu wünschen übrig läßt, aber außerdem, daß Sie eine schöne und seltene Genügsamkeit besitzen, haben Sie doch in Ihrer Lage selbst eins, was Ihnen ein erhebendes Gefühl und eine große Genugtuung gewähren muß. Sie können sich nämlich sagen, daß alles, was Ihre Lage auch wieder Gutes und Beruhigendes hat, Ihr Werk ist, daß Sie sich durch sich selbst ein unabhängiges Dasein geschaffen und wieder gesichert haben. Die Charakterseiten, die dazu im Innern gehörten, das Talent und die Tätigkeit, die im Außern hinzukommen mußten, gewähren einen Lohn in sich, ganz abgesondert noch von dem, was dadurch hervor- gebracht wird. Was mir nur immer leid tut, ist, daß eigentlich Ihr ganzes Wesen eine andere Art von Beschäftigtsein bedürfte. Man muß allerdings annehmen, daß auch äußere Lagen, die ganz heterogen erscheinen, wieder Charakterseiten ausbilden, die ohne- dies vielleicht unentwickelt bleiben, und darauf kommt es am Ende doch vor allem an. Ich lobe und billige sehr, daß Sie Einrichtungen getroffen, wodurch Ihnen, was Sie vor allem bedürfen, mehr Stille gesichert wird. Das Entbehren dessen, was unser innerstes Bedürfnis fordert, ist härter als äußere Entbehrungen, besonders für Sie.

Sie wollen meine Meinung über Walter Scott und fragen mich, was Sie lesen sollen. Da weiß ich Ihnen aber schwer Rat zu geben. Ich lese schon an sich wenig Deutsch, und unter diesen meist solche wissenschaftliche Bücher, die doch für Sie nicht sein würden, ich bin also eigentlich darin ein schlechter Ratgeber. Sie bemerken, daß Sie, ob die Mode es wolle, Scotts Romanen keinen rechten Geschmack abgewinnen können, daß die Kerker-, Räuber- und Wirtshaus-Szenen und die schaudererregende Richtung seiner Phantasie sehr unangenehme Eindrücke auf Sie machen und hinter- lassen, daß ein paar seiner Bände Ihnen nicht eine erhebende Idee geben, daß Sie seinen Romanen keine längere Dauer ver- sprechen als den Lafontaineschen. Wenn ich auch nicht ganz Ihrer Meinung sein kann, will ich Sie doch auch nicht widerlegen; ich begreife, daß sie den geschilderten Eindruck auf Sie machen, und Sie nicht alle lesen werden. Einige habe ich auf dem Lande den

Abend bei meiner Frau vorlesen hören, und sie haben mir viel Vergnügen gemacht. Ich empfehle Ihnen vor allen den Astrologen, den Kerker von Edinburg und Ivanhoe. Es ist eine schöne Lebendigkeit und eine sehr richtige Zeichnung und Durchführung der Charaktere in diesen Romanen, und sie haben noch das Anziehende, daß sich mehrere derselben genau an wirklich geschichtliche Ereignisse anschließen und eine in große Details eingehende Schilderung von Sitten und Gebräuchen verschiedener Zeitalter enthalten. Geschichtsbücher würde ich immer als Lektüre vorziehen, und ich denke mir oft, daß, wenn ich einmal das Schicksal haben sollte, wie es Personen, die ihre Augen viel gebraucht haben, häufig geht, ganz schwache Augen zu bekommen, oder ganz blind zu werden, wo das eigne Studiren nicht mehr geht, daß ich mir, sage ich, da würde lauter Geschichtsbücher vorlesen lassen. In der Geschichte interessiert nun einen mehr das Entferntere, andere mehr das Nahe. Wenn Ihnen das letzte das liebste wäre, so sind seit einigen Jahren eine Menge interessanter Memoiren in Frankreich erschienen. Ich habe äußerst wenige davon gelesen, aber doch viel davon gehört, und anziehend sind diese Schriften gewiß. — Ich sehe nun mit Vergnügen dem neuen Heft Ihrer Lebenserzählung entgegen, und es macht mir lebhaftere Freude, daß Sie diese Arbeit fortsetzen wollen. Ich wiederhole Ihnen von ganzem Herzen, liebe Charlotte, die Versicherung meiner herzlichsten und immer gleichen Gesinnungen. Ihr

H.

Fünfunddreißigster Brief

Berlin.

Ich bin sehr wohl, aber unendlich beschäftigt, da ich Arbeiten, die ich schon seit Jahren vorbereitet habe, endlich zu endigen denke. Ich habe mir für die nächsten Jahre einen regemäßigen Plan darüber gemacht und werde ihnen jetzt, wie ich es seit einigen Wochen tue, alle meine freie Zeit widmen. . . .

Die Witterung ist so schön, wie sie selten bei uns in unserm nördlichen Klima ist; man fühlt sich dann geistig wie körperlicher und mehr als gewöhnlich aufgelegt zu geistigen Beschäftigungen. Es ist gewiß ein beneidenswürdiger Vorzug der südlicheren Himmelsstriche, sich einer größeren Gleichheit der Temperatur zu erfreuen. In anderer Hinsicht ist diese Gleichheit der Natur wieder freudenloser und vielleicht gar in geistiger Hinsicht nachtheilig. Die Ankunft des Frühlings ist keine solche reine und mit Ungeduld erwartete Begebenheit, da ihm der Winter gar nicht so unähnlich ist. Dies wirkt natürlich auf die Seele, und wenn man annehmen kann, wie ich es wenigstens für sehr wahr halte, daß jede leidenschaftliche oder doch tiefere Empfindung ihren ursprünglichen Grund in Eindrücken der äußeren großen Natur, auch ohne daß wir es selbst im einzelnen bemerken, hat, so kann einen es wohl bedünken, daß die Sehnsucht gar nicht so in der Seele und dem Gemüte südlicher Völker tiefe Wurzeln schlagen könne, wie unter uns, wo seit unserer Kindheit jedes Jahr die große und tiefe, aus der dumpf verschließenden Starrheit des Winters nach dem neu sprießenden und grünenden Erwachen der Natur zurückführt. Dies muß dann aber, da nichts in der Seele allein steht, auch auf die ganze Empfindungsart zurückwirken, und so mag es entstehen, daß auch in unsern Dichtern alles mehr in kontrastierenden Farben, mehr mit Schattenmassen, die das Licht bekämpfen, aufgetragen wird, daß vieles freilich düsterer, finsterer ist, aber auch alles tiefer, ergreifender, und bei jeder noch so kleinen Veranlassung mehr aus dem Licht der äußeren Natur in das Dunkel und in die Einsamkeit des innern Gemüts zurückführend erscheint. Die Stärke der Empfindung und der Leidenschaft, die dort als Blut flammt, hat hier eine andere Art des Feuers, ein mehr innerlich geheim kochendes und langsam verzehrendes. Diese Empfindung, diese Sehnsucht wird noch dadurch vermehrt, daß wir in diesen wenig Reize darbietenden Himmelsstrichen auf jene immer wie auf ein Paradies hinblicken, das uns, wenigstens auf längeren und beständigen Wohnsitz, versagt ist. Das bringt in allen, hauptsächlich mit geistigen Dingen beschäftigten Menschen eine zweite große Sehnsucht her-

vor, die nur wenigen fremd ist. Denn wer sich hier auch noch so wohl fühlt und auch nie einen andern Himmelsstrich gesehen hat, kann doch nichts andres, als empfinden, daß es schönere gibt und in jeder Art von der Natur reicher beaabte. Es kann damit immerhin verbunden sein, daß er doch nicht seinen Aufenthalt mit einer Reise vertauschen würde, er kann in Dingen, die er wieder dort entbehren müßte, eine Entschädigung finden, allein darum ist das Anerkennen, daß ihm das minder Schöne zuteil geworden ist, immer gleich gewiß, und davon kann eine Sehnsucht, wenigstens auf Augenblicke, nicht getrennt sein. Auch ist sie in allen deutschen und englischen Dichtern und spricht sich gleich aus, wie der Zusammenhang Gelegenheit dazu darbietet. Es hat, wenn man das viel Größere mit dem viel Geringeren vergleichen dürfte, eine Ähnlichkeit mit der Sehnsucht nach einem mehr von sinnlichen Schranken befreiten Dasein, die in jeder höher gestimmten Seele wirklich vorhanden ist, ohne daß man doch darum gerade das Leben augenblicklich zu verlassen wünscht. . . .

Die Einseitigkeit ist etwas ganz Relatives, und im Manne, der sich nach einer großen Menge von Gegenständen hinwenden soll, kann sie wohl zu fürchten sein. Frauen aber haben, wie man es recht eigentlich nennen kann, das Glück, vielen Dingen ganz fremd bleiben zu können, sie gewinnen meistens gerade dadurch, daß sie den Kreis ihres Erkennens und Empfindens zu kleinerem Umfang und größerer Tiefe zusammenziehen, und es ist also bei ihnen in der Art, wie beim Manne, Einseitigkeit nicht schädlich. Ich erinnere mich, früher zwei Frauen gekannt zu haben, die, mit allen Mitteln versehen, sich in dem bewegtesten Leben zu regen, aus reiner Neigung und ohne Unglücksfälle eine solche Einsamkeit bewahrten, daß es auch dem einzelnen schwer wurde, ihnen zu nahen, und die dadurch gewiß nicht das mindeste an Interesse eingebüßt hatten. —

Sie berühren mit Widerwillen manche Laster in gewissen Beziehungen und Folgen und wollen meine Ansichten darüber. Ich gestehe, daß ich die Ansicht nicht liebe und nicht sonderlich billigen

kann, wo die Sittlichkeit so in einzelne Tugenden zerlegt wird, welche man einzelnen Lastern gegenüberstellt. Es scheint mir eine durchaus verkehrte und falsche. Ich wüßte nicht zu sagen, wer unter den Hoffärtigen, Geizigen, Verschwenderischen, Wollüstigen mir der am meisten Verhaßte sei. Es kann es nach Umständen jeder sein; denn es kommt auf die Art an, wie es jeder ist. Ich gehe in meiner Beurteilung der Menschen gar nicht darauf, sondern auf die Gesinnung, als den Grund aller Gedanken, Vorsätze und Handlungen, und auf die gesamte Geistes- und Gemütsstimmung. Wie diese pflichtmäßig oder pflichtwidrig, edel oder unedel ist, das allein entscheidet bei mir. Haben zwei oder drei Menschen in demselben Grade eine unedle, selbstsüchtige, gemeine Gemütsart, so ist es mir sehr einerlei, in welchem Laster sich diese äußert. Das eine oder andere kann schädlicher oder unbequemer sein, aber alle diese Untugenden sind dann gleich schlecht und erbärmlich. Und ebenso ist es mit den Tugenden. Es kann einer gar keine Unsittlichkeit begehen, manche Tugend üben und dagegen ein anderer z. B. durch Stolz oder Hestigkeit oder sonst fehlen, und ich würde doch, wenn der letztere, was sehr oft möglich ist, eine höhere und edlere Gesinnung hegt, ihn vorziehen. In der Gesinnung aber kommt es auf zwei Punkte an, auf die Idee, nach und aus welcher man gut ist, und auf die Willensstärke, durch die man diese Idee gegen die Freiheit oder Leidenschaftlichkeit der Natur geltend macht. Die erbärmlichen Menschen sind die, die nichts über sich vermögen, nicht können, was sie wollen, und die, welche selbst, indem sie tugendhaft sind, niedrige Motive haben, Rücksichten auf Glück und Zufriedenheit, Furcht vor Gewissensbissen, oder gar vor künftigen Strafen. Es ist recht gut und nützlich, wenn die Menschen auch nur aus diesen Gründen nicht sündigen, aber wer auf Gesinnung und Seelenzustand sieht, kann daran keinen Gefallen haben. Das Edle ist nur dann vorhanden, wenn das Gute um des Guten willen geschieht, entweder als selbst erkanntes und empfundenes Gesetz aus reiner Pflicht, oder aus dem Gefühl der erhabenen Würde und der ergreifenden Schönheit der Tugend. Nur diese Motive beweisen, daß wirklich die Gesinnung selbst groß und edel ist, und nur sie

wirken auch wieder auf die Gesinnung zurück. Tritt, wie das bei gutartigen Gemütern immer der Fall ist, die Religion dazu, so kann auch sie auf zweierlei Art wirken. Die Religion kann auch nicht in ihrer wahren Größe gefühlt, noch von einem niedrigen Standpunkte aus gewonnen werden. Wer Gott selbst nur in Rücksicht auf sich dient, um wieder dafür Schutz, Hilfe und Segen von ihm zu erhalten, um gleichsam von ihm zu fordern, daß er sich um jedes einzelne Lebensschicksal kümmern soll, der macht doch wieder sich zum Mittelpunkt des Alls. Wer aber die Größe und väterliche Güte Gottes so mit bewundernder Anbetung und mit tiefer Dankbarkeit in sein Gemüt aufgenommen hat, daß er alles von selbst zurückstößt, was nicht mit der reinsten und edelsten Gesinnung übereinstimmt wie der Gedanke, daß, was Pflicht und Tugend von ihm fordern, zugleich der Wille des Höchsten und die Forderung der von ihm gegründeten Weltordnung ist, der hat die wahrhaft religiöse und gewiß tugendhafte Gesinnung. . . .

Ihrer fortgesetzten Lebenserzählung sehe ich, nach dem, was Sie mir sagen, in den nächsten Tagen mit großer Freude entgegen. Leben Sie herzlich wohl. Mit unveränderlicher, theilvoller Anhänglichkeit der Ihrige. H.

Sechsendreißigster Brief

Rudolstadt, den 2. Januar 1827.

Das neue Jahr hat begonnen, und ich wünsche Ihnen, liebe Charlotte, von ganzem Herzen Glück dazu. Mögen Sie es heiter, sorglos und vor allem in ungestörter Gesundheit durchleben. Ich hoffe, daß die Erfüllung dieser Wünsche wahrscheinlich ist. — —

Was Ihre übrige Zufriedenheit betrifft, so ist sie Ihnen größtentheils durch die stille Beschäftigung gesichert, die Sie sich durch Ihren Geist und durch die Gefühle Ihres Herzens zu geben wissen, und was ich durch unsern Briefwechsel oder sonst zu Ihrer größeren

Heiterkeit beitragen kann, das werde ich auch in diesem Jahr, wie immer, mit herzlichster Freude tun. Meine Gesinnungen für Sie sind keiner Änderung fähig, und Sie können mit Sicherheit auf die gleiche Fortdauer derselben rechnen. Ich bitte Sie, mir auch die Ihrigen unverändert zu erhalten, da ich nie aufhören werde, einen großen Wert darauf zu legen. Unser Verhältnis hat einen so frühen Ursprung und hat sich auf eine so seltene Weise erhalten und erneuert, daß ich es immer zu den merkwürdigen und sehr erfreulichen Ereignissen meines Lebens rechnen werde. Niemand kann leicht der Vergangenheit größere Rechte einräumen, die Erinnerung daran mehr ehren und lieber in die Tage der Jugend zurück gehen, als ich. — — — — —

Ein Jahr scheint ein so kleiner Abschnitt des Lebens und ist es auch gewissermaßen, da Tage, Wochen und Monate so unglaublich schnell verschwinden. Es ist aber doch wieder ein so wichtiger Abschnitt, da auch der längst Lebende nicht so viele dieser Abschnitte zusammensetzt. Es fängt auch freilich mit jedem Tage gewissermaßen ebensogut, als mit dem ersten Januar, ein neues Jahr an, aber es ist dennoch nicht abzuleugnen, daß das Schreiben einer neuen Jahreszahl immer etwas in sich trägt, das den Bedächtigen und gern Überlebenden in Nachdenken versetzt. Es ist überhaupt sehr meine Art, mich von Epoche zu Epoche zusammenzufassen und irgend etwas Neues in meinen Vorsätzen zu beginnen, und ich habe oft gefunden, daß es immer seinen Nutzen hat, wenn auch nicht immer alle Vorsätze in Erfüllung gehen oder durchaus dauerhaft sind. Es gibt auch mehr oder minder günstige Jahre, und das beweist sich, wie ich oft im Leben bemerkt habe, manchmal an gewissen Anzeichen, wenn sie auch augenblicklich unbedeutend und vorübergehend scheinen, in den ersten Tagen, wo die neue Jahreszahl beginnt. Sie werden das vielleicht etwas abergläubisch finden, aber es ist es doch nicht so ganz und so sehr. Die Unfälle, die den Menschen betreffen, kommen weit mehr, als man es denken sollte, aus ihm selbst. Es gibt ein geheimes und unbemerktes Einwirken des Menschen auf die Dinge, was man ihm nicht schuld geben kann, weil es nicht innerhalb seines Bewußtseins liegt, aber was doch

von ihm kommt. Ist nun die Stimmung innerlich eine ungünstige, düstere, von Heiterkeit fern, so bringt sie auch so etwas im Außern hervor; wenn man das Leben nicht leicht, oder doch wenigstens ruhig und gleichmütig mit einer gewissen Kälte, als wäre einem Glück und Unglück ziemlich gleich, aufnimmt, so stellt es sich nicht bloß insofern noch drückender und lastender, daß man es schwerer empfindet, sondern es begegnet einem, meiner Erfahrung nach, auch mehr Widerwärtiges. Auf große Dinge mag das, wie ich wohl glauben will, keinen Einfluß haben, aber auf die kleineren, die doch auch überwunden sein wollen, scheint es mir nicht abzuleugnen zu sein. — — — — —

Der Ort, von dem ich Ihnen, liebste Charlotte, schreibe, wird Ihnen wohl dem Namen nach, sonst aber wahrscheinlich nicht bekannt sein. Er liegt so, daß man selten und nur durch besondere Veranlassungen hinkommt, und in dem halb gebirgigen Lande ist auch der Zugang rauh und unwegsam. Ich bin allein hier, ohne jemand der Meinigen und gehe übermorgen wieder fort. Die verwitwete Fürstin ist eine der Frauen, wie man sie sehr selten findet. Ich kenne sie seit meiner Verheirathung. Wir heirateten in derselben Zeit, und ich war unmittelbar nach meiner Verheirathung mit meiner Frau, mit der sie sehr freundschaftlich verbunden ist, einige Wochen hier, so daß mir der Ort auch wegen dieser Erinnerung sehr lieb ist. Die Fürstin war sehr jung, ungemein lebenswürdig und schön. Als ich mit meiner Frau später in Rom war, kam sie mit dem Fürsten auf einige Monate hin, und wir lebten auch da viel miteinander. Bald nachher wurde sie Witwe und während der Minderjährigkeit des Prinzen Regentin des Landes. Sie führte in den schwierigsten Zeiten diese Regentschaft mit großer Klugheit und stets mit der Güte und Wohlthätigkeit, durch welche Fürsten, besonders in kleinen Ländern, sich von ihren Untertanen auch persönlich verehrt und geliebt machen können. Seit der Fürst die Regierung übernahm, und die Erziehung der andern Kinder vollendet ist, lebt sie bloß sich selbst, arbeitet und studiert für sich, sie besitzt sehr viele Kenntnisse, vorzüglich aber das, was man nicht

ohne eignen tiefen und umfassenden Geist erwirbt. Ihre Briefe sind gleich geist- und seelenvoll, und im Gespräch äußert sich dasselbe noch lebendiger und immer mit der größten Einfachheit und Bescheidenheit. Sie ist daher auch eigentlich kaum gekannt, nur bei den wenigen, die der Zufall ihr näher gebracht hat. Sie ist sehr religiös, verbindet das aber so schön mit dem tiefsten und freiesten philosophischen Nachdenken, daß die Religiosität ihr dadurch nur noch mehr eigen wird. Sie leidet jetzt sehr an den Augen, was sie unglücklicherweise sehr am Lesen und Schreiben hindert. Sie hat dabei noch einen andern, ganz wunderbaren Zufall, nämlich daß sie seit mehreren Jahren durchaus nicht fahren kann. Sie hat das Unglück gehabt, damals durch ein wunderbares Ungefahr unmittelbar vor ihrem Schlosse sehr gefährlich umzuwerfen. Sie hat dabei nichts gebrochen, aber einen so heftigen Stoß und eine so gewaltsame Erschütterung bekommen, daß ihr seitdem, sooft sie versucht hat, in den Wagen zu steigen, kurz darauf übel wird und sie in Ohnmacht fällt. Sie hat also ganz auf alles Fahren verzichtet und entfernt sich nur so weit von ihrem Wohnort, als sie zu Fuß gehen kann. Vermutlich haben die Nerven des Rückgrates gelitten und geraten durch die Erschütterung, die der Wagen doch immer gibt, in eine krankhafte Stimmung, die sich dem Gehirn mittheilt. Rudolstadt selbst ist eine der schöneren und sehr schönen Gegenden Deutschlands, ich habe es in allen Jahreszeiten gesehen, und es ist sogar jetzt mitten im Winter sehr schön, obgleich dann bloß ernst und feierlich durch den prächtigen Kreis schöner und naheliegender Waldgebirge. Ganz vorzüglich ist die Ansicht vom Schloß, das auf einem bedeutend hohen Berge liegt. Der Fürst hat aber ein anderes Schloß, etwa 3 Meilen von hier, das alte Stammhaus der Familie Schwarzburg. Das liegt noch eigentümlicher, mitten in Wäldern auf einer mäßigen Anhöhe, die eine schöne Wiese voll Wildbret und einen rauschenden Bergbach, die Schwarza, vor sich hat, aber in sehr kleiner Ferne von hohen, meist mit Tannen bewachsenen Bergen umgeben ist. Ich war dort einmal vor vielen Jahren mit der Fürstin und ihrer Familie eine Woche im Sommer und fand es ungemein schön. Wenn die edle Fürstin jetzt dies

Schloß besuchen will, geht sie zu Fuß in zwei, drei Tagereisen dahin.

Ihren lieben Brief werde ich erst in mehreren Tagen empfangen, es tut mir immer sehr leid, auch habe ich gern einen Brief von Ihnen bei mir, wenn ich selbst schreibe; aber meine Reise hat sich gegen meinen Willen verlängert. Ich bitte Sie, mir jetzt so zu schreiben, daß Ihr Brief den 25. oder nur wenige Tage später in Berlin eintrifft. Leben Sie wohl, beste Charlotte. Mit der herzlichsten und unveränderlichsten Teilnahme der Ihrige. H.

Siebenunddreißigster Brief

Regel, den 23. Mai 1827.

Sie haben mir, liebe Charlotte, mit Ihrem Brief vom 12., 13. und 14. d. M. eine große Freude gemacht, für welche ich Ihnen herzlich danke. Ich habe mit großem Vergnügen daraus ersehen, daß Sie wohl und heiter sind und das schöne und wirklich ungewöhnlich schöne Frühjahr genießen. Sie wundern sich nicht mit Unrecht, daß ich dieses Jahr später, als es die Jahreszeit zu erlauben schien, hierher gegangen bin. Indes pflege ich gewöhnlich erst im Juni die Stadt zu verlassen. Es ist jetzt sehr schön hier, und eigentlich war es vor acht Tagen noch schöner. Es blühte da der lila oder spanische Flieder, der gerade hier in großer Menge und Schönheit ist, er gibt für Auge und Geruch dem Garten immer einen großen Reiz. Ich entbehre das indes wenig, denn ich kann nicht sagen, daß ich gerade auf einzelne Blumen sehr viel hielt. Die ganze Gartenkunst läßt mich ziemlich gleichgültig. Ich suchte die großen Bäume und ziehe noch mehr die eines freien Waldes den gepflanzten vor, und mein Vergnügen am Landleben ist mehr das freie und weite Herumgehen in einer angenehmen Gegend, als das Bekümmern um Pflanzungen und Blumenanlagen. Dies weite Herumgehen und die Freude an Bäumen habe ich nun hier sehr. Um mein Haus unmittelbar herum sind schöne, alte und doch noch in voller Kraft stehende Bäume in bedeutender Menge, und will

ich weitergehen, so habe ich dicht hinter meinem Park einen großen dem König gehörenden Wald. Die Bäume haben darin etwas so Schönes und Anziehendes, auch für die Phantasie, daß, da sie ihren Ort nicht verändern können, sie Zeugen aller Veränderungen sind, die in einer Gegend vorgehen, und da einige ein überaus hohes Alter erreichen, so gleichen sie darin geschichtlichen Monumenten und haben doch ein Leben, sind doch wie wir, entstehend und vergehend, nicht starr und leblos, wie Fluren und Flüsse, von denen sonst das im vorigen Gesagte in gleichem Maße gilt. Daß man sie jünger und älter und endlich nach und nach dem Tode zugehend sieht, zieht immer näher und näher an sie an. Gewiß aber ist es, um diesen Eindrücken offen zu bleiben, notwendig, von Kindheit an oft und anhaltend auf dem Lande gewesen zu sein. Nur auf diese Weise verschwistern sich Gedanken und Empfindungen mit den uns in der Natur umgebenden Gegenständen. Sonderbar aber ist es, daß meine Liebhaberei nur auf die Bäume geht, die, da sie keine eßbare Frucht tragen, gewissermaßen wilde heißen können. Obstbäume haben höchstens in der Blüte einen Reiz für mich. Es gibt zwar sehr große, und deren Wuchs in der That malerisch ist. Aber sie sagen mir nichts, ohne daß ich mir weiter einen Grund davon angeben könnte. Es liegt indes vermutlich darin, daß man die Obstbäume gewöhnlich nahe an Gebäuden findet, oder, daß sie doch immer die Kunst und Sorgfalt des Menschen verraten, da die Seele und die Einbildungskraft die freie Natur fordert, an welcher der Mensch nichts gemodelt und nichts geändert hat. Es ist schon schlimm genug, daß so oft Bäume, die wirklich auf große Schönheit Anspruch machen können, durch Menschenhände und ewiges Behauen ganz um ihren freien und großartigen Wuchs gebracht werden. So ergeht es z. B. den Weiden. Sie werden, wenn man sie frei und ungehindert wachsen läßt, zu starken, hohen und malerisch schönen Bäumen. Noch in meiner Kindheit gab es in Berlin selbst drei solche wirklich wundervolle Bäume, die aber auch jetzt nicht mehr vorhanden sind. Aber ich sehe, daß ich zwei volle Seiten über meine Liebhaberei an Bäumen geschrieben habe. Wißte ich nicht, wie gut Sie sind, liebe Charlotte, so müßte

ich fürchten, Sie zu ermüden, so aber rechne ich darauf, daß Sie gern lesen, was ich schreibe, meist meinen Ideen gern folgen und sie in sich fortspinnen. Mir ist es ein sehr angenehmes Gefühl, mich so vor Ihnen ganz zwanglos gehen zu lassen und zu Ihnen zu reden wie zu mir selbst. Aber ich habe Ihnen noch das eine und andere heute zu sagen, so werden Sie diesmal noch einen längeren Brief als gewöhnlich erhalten.

Ihr letzter Brief hat mir darin besonders Freude gemacht, daß Sie meine Meinung teilen in dem, was ich über den Wert einer schriftlichen Mitteilung, wie wir sie in unserm Briefwechsel aufgenommen, sagte. Auch haben Sie darin vollkommen recht, daß ein solcher brieflicher Umgang, der nie unterbrochen wird, zu einer gegenseitigen tieferen Kenntniss des Charakters führt. Wenn es gewiß nur wenige sind, die an einem Briefwechsel wie der unsrige ist, Gefallen finden würden, so möchten ihn auch vielleicht wenig Frauen führen können. Es sind dazu doch Individualitäten erforderlich, die nicht jedermanns Sache sind, vor allem andern auch eine Innerlichkeit des Lebens. Ich kenne Frauen, denen niemand Geist absprechen kann, noch absprechen wird, sie besitzen viele und selbst gelehrte Kenntnisse; im Gebiete der Wissenschaften ist ihnen wenig fremd, sie haben alles gelesen, was in die neuere und frühere Zeit fällt, und selbst die Schriften und Schriftsteller der Vorzeit sind ihnen bekannt — und ihre Unterhaltung ermüdet und ihre Briefe sind kaum zu lesen. Man fragt wohl, woran das liegt, und die Antwort ist nicht leicht. Gewiß aber ist die Sprache ein Haupterfordernis, und sie ist nicht allen verliehen und in der That mehr angeboren als angebildet. Sie haben die Sprache wohl das Kleid der Seele genannt. Es ist das eine ungemein richtige Bezeichnung, die mir sehr gefallen hat. Ihnen, liebe Charlotte, ist die Sprache vor vielen andern geworden, und wenn auch, wie Sie mir wohl gesagt haben, Sie mit der neuen, modernen Lektüre unbekannt geblieben sind, zu der Ihnen keine Zeit übrig blieb, indem Sie auch nicht durch Ihre Neigungen dahin gezogen wurden, so hat Ihnen das gar nicht geschadet, vielleicht ist das Eigentümliche Ihnen dadurch gerade mehr erhalten. Ich selbst bin auch ganz unbekannt

mit diesen Büchern. Es ist aber unverkennbar, daß Sie bei früherer, größerer Muße nur unsere besten Schriften gelesen, ja mit ihnen gelebt haben, so hat sich Charakter und Denkweise zugleich mit Sprache und Stil gebildet. Leben, Wärme und Feuer ist in Ihrer Sprache, die dabei immer einfach und natürlich und nie gesucht oder schwülstig ist. Ich habe Ihnen schon oft Ähnliches gesagt, ohne mich einer Schmeichelei schuldig zu machen. Die Tatsache siegt in jedem Ihrer Briefe und in jedem Hest Ihrer Biographie. Es hat mich gar nicht überrascht, daß Sie mir sagen, wie Sie schon sehr früh die Neigung gehabt, in „ernsthafte“ Korrespondenz zu treten, die nicht Erzählung von erlebten Begebenheiten, sondern Betrachtungen, Gedanken und dergl. enthalte. Jede Gelegenheit dazu haben sie schon als Kind mit einer Art Leidenschaft ergriffen und Ihre empfangenen Briefchen, wohlgeordnet, mit Wichtigkeit bewahrt. Früh schon, wohl mit zwölf Jahren waren Ihnen manche Briefe übertragen, z. B. in der Familie, auch die Krankenberichte an den verwandten Hausarzt. Überhaupt, bemerken Sie, wären Ihnen unter allen Beschäftigungen die mit Crayon und Feder die lieblichsten gewesen, obwohl Ihnen doch auch eine vielleicht seltene Kunstfertigkeit in weiblicher Arbeit angeboren sei; gewiß angeboren meinen Sie, da Sie nie in irgend etwas Unterricht bekommen oder auch bedurft haben, da der scharf unterscheidende Blick Ihres Auges hinreichend gewesen, Sie zu belehren. (Diese Fähigkeit, bemerken Sie, wäre in dem letzten Teile Ihres Lebens von der größten Wichtigkeit für Sie geworden.) Ob nun dies Talent oder Kunstfertigkeit Sie auch erfreut habe und Ihnen viel Lob gewonnen, hätten Sie sich doch noch lieber Ihrem kleinen Schreibtisch zugewendet und Auszüge aus allen Büchern gemacht, mit denen Sie nach und nach bekannt geworden.

Ich rufe Ihnen, liebe Charlotte, diese Selbstschilderungen aus einem Hest Ihrer Biographie nicht ohne Absicht zurück. Die frühe Übung im Schreiben mag beigetragen haben, Ihnen eine ungewöhnliche Leichtigkeit, Fertigkeit, Gewandtheit, Richtigkeit und Gefälligkeit des Ausdrucks zu geben, nicht weniger aber sind auch die intellektuellen Kräfte erforderlich, die als Grundlage jenen den Wert geben.

Durch alle diese, sich stets erneuernden Bemerkungen ist schon mehr als einmal ein Gedanke in mir erregt, den ich Ihnen heute aussprechen will, über den Sie lachen werden, der aber mein Ernst ist. Hören Sie mich denn aufmerksam an, liebe Charlotte. Ich weiß, wie Sie in jener, nun schon lange vergangenen Zeit, nach den Ihnen leider unersezt gebliebenen Vermögensverlusten ganz nieder gebeugt waren. Ich habe es nicht vergessen, wie Sie damals mit sich, dem Verhängnis und Entschlüssen kämpften und endlich, da Sie etwas ergreifen mußten, die Kunstarbeit wählten, mit der Sie Ihre Neigung in einige Harmonie zu bringen dachten. Ich habe nicht vergessen, wie Sie nun unermüdet allen Fleiß und Nachdenken anwendeten und sich so eine seltene Geschicklichkeit gewannen, so daß Ihre Fabrikate den ausländischen gleich gestellt, sehr gesucht und versendet wurden. So gelang es Ihrer Anstrengung und Ausdauer, sich eine unabhängige Selbständigkeit zu schaffen, die Ihnen noch die Freiheit gab, nach Ihrer Neigung ein halb ländliches Leben zu führen. Es macht Ihnen viel Ehre und erregt meine volle und wahre Achtung. Nicht allein das Talent weiß ich zu würdigen, mehr noch die Charakterseiten, die dazu erfordert werden.

Gern möchte ich Sie indes in einer freieren Lage und in Beschäftigungen wissen, worin Sie bei zunehmenden Jahren weniger angestrengt, mehr sich selbst lebten: das müßte, denke ich, zu erreichen sein. Ja, teure Charlotte, ich möchte Sie gern so aus Ihrer sehr angestregten Lebensweise herausgehoben wissen und weiß zugleich, daß, was für viele andere paßt, doch nicht für Sie ist.

Sie haben sehr oft in Ihren Briefen des schönen Verhältnisses gedacht, worin Sie von Kindheit an, durch alle wechselnden Schicksale Ihres Lebens, bis an sein Grab, zu Ewald gestanden; Sie gedenken mit gerührter Dankbarkeit des Einflusses, den er auf Sie gehabt, und der unendlichen Theilnahme, die er Ihnen in Rat und That durch ein langes Leben trostvoll bewiesen. Hat er nie die Idee in Ihnen gewedt, Borteil aus Ihrer Feder zu ziehen? Wie viele Frauen taten und tun das, die vielleicht weniger dazu berechtigt sind als Sie. Denken Sie nur an Therese Huber, deren Sie schon mehrmals mit Liebe erwähnt haben, die Ihnen durch gemein-

schaftliche Freunde näher bekannt war. Es war wirklich Nothwendigkeit, was sie bestimmte zum Schreiben. Anfangs war sie gewiß weniger dazu befähigt als Sie. Sie wenden mir hier vielleicht ein, Therese Huber arbeitete an der Seite ihres Mannes, unter seinem Schutze, Forthilfe und Korrektur. Wenn Sie einen solchen Entschluß fassen auf meinen Rath, so ist es billig, daß ich Ihnen hilfreich bin. Schreiben Sie Ihre Ansichten, Gedanken, Betrachtungen über freigewählte Gegenstände. Ihre eigenen Schicksale und mancher, die Ihnen näher standen, bieten Ihnen gewiß Stoff genug, mehr noch Ihr reiches, inneres Leben, das auch in der sehr einfachen und angestregten Lebensweise, die Sie führen, sich nie erschöpfte. Die Schilderungen innerer Seelenzustände gelingen Ihnen ganz vorzüglich.

Denken Sie meinem Vorschlage nach, prüfen Sie Ihre innern Kräfte, seien Sie nicht zu bescheiden und sagen mir mit dem Vertrauen, das Sie mir ja immer und unwandelbar so gütig zeigen, und worauf meine Theilnahme an allem, was Sie angeht, auch gerechten Anspruch hat, Ihre Meinung.

Und nun leben Sie herzlich wohl, liebe Charlotte, ich erschrecke selbst über die Länge meines Briefes, aber Sie finden darin einen Beweis der innigen Theilnahme, womit ich Ihnen angehöre und unwandelbar angehören werde. Ihr H.

Achtunddreißigster Brief

Im Dezember 1827.

Wir stehen wieder am Schlusse eines Jahres. Der Monat, in dem das Jahr zu Ende geht, wir haben schon oft in unsern Briefen dabei verweilt, hat immer etwas zugleich Feierliches und Unregendes für mich. Man sagt sich wohl tausendmal, daß die Jahreseinteilungen etwas ganz Unbedeutendes und Unwesentliches sind, und in der That ginge die Zeit ebenso leer und ebenso bewegt, wie sie jeder ergreift und wie jeder sie aufnimmt, hin, wenn man ganz vergäße, welche Woche, welcher Monat und welches Jahr es wäre.

Allein diese troden vernünftige Philosophie verliert sich doch im Leben, und wer nur irgend Empfindung in sich trägt, geht immer ganz anders vom 31. Dezember zum 1. Januar, als von zwei andern aufeinanderfolgenden Tagen über. Es ist, als wenn der Mensch versucht, durch die Zeiteinteilungen der Flüchtigkeit der Zeit Einhalt zu tun, wenigstens ihren ununterbrochenen und ungeschiedenen Lauf zu unterbrechen. Sie selbst zwar geht immer fort, aber der Mensch steht wie auf einer schmalen Grenze zwischen der Vergangenheit und Zukunft still, er sammelt sich, nimmt in seinen Gedanken den zuletzt verflossenen Zeitabschnitt zusammen und umspannt den nächstfolgenden mit neuen Vorsätzen, Entwürfen, Hoffnungen und Besorgnissen. Ich möchte die Veranlassungen, dies zu tun, nie aufgeben. So wenig man ihrer eigentlich bedarf, so willkommen ist es gewahr zu werden, daß sie einen mahnen. Denn eine Mahnung liegt ganz eigentlich in der Zeit, sie straft mit der Unwiederbringlichkeit der Schritte, die sie einmal getan; sie drängt zugleich auf die Gegenwart mit der Ungewißheit der Zukunft, und zwischen dieser Unwiederbringlichkeit und Ungewißheit steht der Mensch beständig, immer mit dem Gefühl, das Versäumte nie zurückführen zu können und nicht vorauszusehen, ob es die Zukunft nachzuholen gestatten wird. Dann halte ich auch sehr viel auf das Charakteristische gewisser, ja jeder Epoche des Lebens. Jedes Jahrzehnt bringt seine Sitten, Gewohnheiten, Schidlichkeiten mit, jedes seine Genüsse und seine Entbehrungen, und die Weisheit ist nur, das nicht zu verwechseln, nicht in ein Alter überzutragen, was einem andern angehört.

Ich habe, wie Sie, liebe Charlotte, wissen, eine eigne Liebe für die sternhellen Winternächte, und es freut mich nicht allein, daß Sie auch diese Neigung wie so viele andere mit mir teilen, sondern auch, daß Sie mir oft gesagt haben, daß ich Sie noch mehr dahin geführt, und Ihnen meine Anleitungen nützlich waren. Ja, es macht mir oft Freude zu denken, daß sich unsre Blide wohl oft in einem Planeten oder andern Gestirn begegnen in den tiefdunkeln hellen, schönen Winternächten, die wir jetzt haben, da Sie, wie Sie mir wohl gesagt haben, aus Ihrer Wohnung einen freien weiten

Horizont nach allen Seiten haben. Die Freude daran ruht wirklich bei mir mit auf Gewohnheit. In meiner Jugend, als ich 20 Jahr und darüber war, ging ich ganze Nächte hier und, wo ich war, auf den Straßen herum. Wenn ich dann so die Gestirne hinziehen und ihre Stellungen verändern sehe, fällt mir immer ein, daß es nur die Abteilungen der Zeit sind, von denen ich eben sprach, die uns an jene fernen Welten heften, durch die wir ihre gegenseitigen Stellungen zu Bestimmungspunkten in uns und uns zu einer Epoche in ihrem Gange machen.

Das Versenken in die Ferne, das Sichverlieren in dieser Menge der Weltkörper, die sich dem Auge selbst wie ein einziges Lichtmeer darstellen, macht mich ganz eigentlich glücklich und fesselt mich, daß ich mich stundenlang nicht davon losreißen kann. Ist der Jupiter eben sichtbar, suche ich ihn immer zuerst auf und erfreue mich an seinem hellen, milden, weißen Lichte; dann verfolge ich die so unendlich fernen Fixsterne und habe es gern, wenn das Auge zuletzt sich in dem für unser Auge ungeschiedenen Glanzschimmer der Milchstraße verliert. Selbst das bloße Schauen in die tiefe Nacht, wo gerade sternlose Räume sind, ist schön, zumal gerade jetzt, wo die mondlosen Nächte so ganz und unaussprechlich dunkel und finster sind. Überhaupt ist es bewunderungswürdig, welchen Genuß der anhaltend verweilende Anblick ganz einfacher Gegenstände in der Natur macht. Gewiß haben auch Sie bisweilen am Wasser gefessen, bloß um die Blicke und die Gedanken darin recht zu versenken. Für mich ist es einer der belohnendsten Genüsse, und der kleinste Bach, der stillste Teich, der sonst unbedeutendste See reicht dazu hin. Es ist das reine, klare, unbewegte Element, das diese Kraft ausübt. Es ist mir immer sehr begreiflich gewesen, wie man sich einbilden konnte, daß Wassernixen den am Ufer Sitzenden herabzögen. Es zieht wirklich hinab, und es ist einem bisweilen dabei, als könnte man nur so niedersteigen, um da ewig zu ruhen, als müßte man es. Es ist in diesem Gefühl gar kein Unwille mit der Erde, kein Überdruß an dem, was sie bietet, es ist die reine Lust am feuchten Element. Es ist überhaupt ein Vorurteil, wenn man meint, daß das Vergnügen an der Natur gerade

eine schöne Gegend erfordere. So unleugbar es ist, daß diese den Reiz unendlich erhöht, so ist der Genuß überhaupt nicht daran gebunden. Es sind die Naturgegenstände selbst, die, ohne auch für sich auf Schönheit Anspruch zu machen, das Gefühl anziehen und die Einbildungskraft beschäftigen. Die Natur gefällt, reizt an sich, begeistert, bloß weil sie Natur ist. Man erkennt in ihr eine unendliche Macht, größer und wirksamer als alle menschliche, und doch nicht furchtbar. Denn es ist, als strahlte einem jeder Naturgegenstand immer etwas Milde und Wohltätiges entgegen. Denn der allgemeine Charakter der Natur ist Güte in der Größe. Wenn man auch wohl von schauerhaften Felsen, schrecklich-schönen Gegenden spricht, so ist die Natur niemals furchtbar. Man wird bald mit der wildesten Felsenschlucht vertraut und heimisch in ihr und empfindet, daß sie dem, der einsiedlerisch zu ihr flüchtet, gern Ruhe und Frieden beut. . . .

Die gedrückte und schwermütige Stimmung, deren Sie erwähnen, tut mir sehr leid, und es rührt mich, wie unverkennbar sie durchscheint, daß Sie dabei so wenig und kurz verweilen, um sie mir zu entziehen. Ich weiß und fühle sehr wohl, daß in einem nicht sorgenfreien, eher sorgenvollen Leben unangenehme, verdrießliche Vorfälle widrige Störungen hervorbringen und der nach Ruhe schmachtenden und der Ruhe so innig bedürftigen Seele schmerzlich entgegentreten — aber es sind diese Stimmungen dennoch den Wolken zu vergleichen, die auch, bald licht und hell, bald dicht und finster getürmt einherziehen. Es läßt sich auch da nicht immer sehen, woher sie kamen, wohin sie ziehen, aber die Sonne verscheucht sie. Die Sonne für das Gemüt ist der Wille. Allein wenn dies sehr leidet, reicht er nicht aus. Wir bedürfen dann Glauben. Glaube kann uns allein über das kleinliche tägliche Leben und irdische Treiben erheben, der Seele eine Richtung aufs Höhere geben und auf Gegenstände und Ideen, die allein Wert und Wichtigkeit haben. Es gibt etwas, das Ihnen nicht fehlt, ja, das Ihnen, liebste Charlotte, inwohnt, das Sie auch gewiß höher achten, als alles, was man äußerlich und innerlich Glück zu nennen pflegt.

Es ist der Friede der Seele. Er wird nach Verschiedenheit der menschlichen Richtungen auf sehr verschiedenen Wegen gewonnen und erhalten. Der im äußeren Glüd und selbst Glanz Lebende bedarf dieses Friedens ebensowehr, als der mit Kummer und Sorgen Beladene. Aber er erlangt ihn schwerer. Denn jeder Friede ist ein einfaches Gefühl, das in verwickelten Verhältnissen schwerer gewonnen wird. Es beruht freilich auf Ruhe und Reinheit des Gewissens, damit allein aber ist es nicht errungen. Man muß sich zufrieden mit seinem Schicksale empfinden, sich mit Ruhe und Wahrheit sagen, daß man das Schicksal nicht anklagt, sondern wenn es glücklich ist, mit Demut, und wenn es unglücklich ist, mit Ergebung und mit wahren Vertrauen in Gottes weise Führung empfängt. Da die schwerere, sorgenvollere Lage auch das Verdienst erhöht, sich ohne Klage zu finden und sich in ihr zu erhalten, oder aus ihr herauszuarbeiten, so gelangt man auf diesem Wege zur harmonischen Übereinstimmung mit dem Geschiede, wie es auch sein möge. Sie, liebe Charlotte, wissen und üben das alles selbst. Sie brauchen nur in sich und mit Vertrauen auf Ihre innere Kraft davon Gebrauch zu machen, und Sie werden gewiß die schwere und niederbeugende Stimmung, über die Sie jetzt klagen, überwinden, wenn sie nicht anders einen äußern Grund hat, den ich nicht kenne, der aber freilich sehr einwirkend sein kann und von mancherlei Art. Wie sehr wünsche ich, daß alles, was Sie in Wahrheit oder in der Vorstellung drückt, im alten Jahr zurückbleibe, und das neue heiter und froh beginne. Mit diesen herzlichen Wünschen Ihr H.

Neununddreißigster Brief

Paris, den 23. April 1828.

Ich habe bei meiner Ankunft hier, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 26. v. M. gefunden und darin Ihre Sorgfalt erkannt, mir Ihre Wohnung zu bezeichnen. Noch lebhafter als für diese Sorgfalt aber danke ich Ihnen für den lebendigen Ausdruck der Freude, der in Ihrem Briefe herrscht. Ich bin hernach Zeuge dieser Freude selbst

gewesen, und Ihre Freude, die dieser Brief ausdrückt, hat mir dieselbe noch lebhafter zurückgerufen. Sie ist mir ein neuer sehr angenehmer Beweis Ihrer Gesinnungen gewesen, oder vielmehr ich habe, da mir bisher nur immer Ihre Briefe diese Gesinnungen aussprachen, sie nun in ihrer lebendigen, noch unendlich mehr erfreuenden Äußerung gesehen. Es ist mir sehr viel wert, selbst bei Ihnen gewesen zu sein, es hat mir einen anschaulichen Begriff Ihres Lebens gegeben, noch außer der Freude, Sie wieder gesehen zu haben. Das Leben, wie Sie es dort eingerichtet haben, ist sehr hübsch und spricht für den Geist und die Weise, die Sie hineinlegen. Sie genießen einer freundlichen und heitern Einsamkeit, und alles in Ihrem kleinen Hause, aber gar nicht so kleinen Garten, spricht einen gleich beim Hereinkommen so an, daß einem wohl darin wird. Und doch habe ich beides nur bei rauhem Wetter und ohne Frühlings- und Sommerschmuck gesehen. Wie viel muß der Garten durch beides gewinnen, wo Sie dann im vollen, dichten Grün wohnen. Ich kann mir Sie jetzt in allen Momenten denken, da ich alle die Plätze gesehen habe, worin Sie Ihr Leben zubringen, und ich finde es eine sehr hübsche Einrichtung, daß Sie das geräumige und freundliche Zimmer unten, in dem wir waren, von Ihrer Arbeit abge sondert halten und es nur besuchen, wenn Sie mit jemand sind oder frei allein sein wollen. Eine Stube nimmt immer für den, der sie bewohnt, die Farbe dessen an, was gewöhnlich darin vorgeht, und man sollte mehr darauf denken, sich einen Ort aufzubewahren, der einen bloß an das erinnern kann, was man frei von anderer Beschäftigung oder Zerstreuung darin gedacht oder empfunden hat. Wie man dann nur die Wände erblickt, erscheinen dieselben Gedanken und Empfindungen wieder, an die sich andere anreihen. Es ist eben so auf dem Lande mit Spaziergängen. Mir wenigstens geht es immer so, daß ich nach kurzem Aufenthalt in einer Gegend sie mir zu verschiedenen Gedanken und Gefühlen bestimme, und je länger man sie in dieser Bestimmung braucht, desto mehr erwachen diese Gefühle und Gedanken mit ihr. Aber auch oben, wo Sie arbeiten, sind Ihre Zimmer hübsch und bequem, wenn auch klein. Diese Kleinheit kann auch nichts Drückendes da haben, wo

man gleich in einen freien und großen Garten hinaus kann. In der Stadt wäre das viel anders. Ihre ganze Einrichtung, in der sichtbar so viel Verstand, Ordnung und Genügsamkeit herrscht, hinterläßt darum einen noch viel angenehmeren und erfreulichern Eindruck, weil es sichtbar ist, daß Sie sich dieses Dasein selbst geschaffen haben und es erhalten; ich hoffe auch gewiß, daß Ihre besonnenen Einrichtungen ferner von glücklichem Erfolg sein werden, ob zugleich die Idee immer bei mir wiederkehrt, daß Sie ein weniger angestregtes Leben bei Ihnen zusagender größerer Muße genießen möchten. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, welchen lebhaften und aufrichtigen Anteil ich an der Erfüllung dieses Wunsches nehmen würde. — — — — —

Unsere Reise ist zwar recht glücklich gewesen, insofern als sich kein sonderlich unangenehmer Zufall beigemischt hat. Aber wir sind von Kassel aus viel langsamer gereist als bis dahin. Worüber wir uns sehr zu beklagen gehabt haben, war das Wetter. Unterwegs, namentlich zwischen Kassel und Frankfurt, war es wahrhaft winterhaft. Auf einer langen Reise mit Frauen und Kindern ist das beschwerlich. In Frankfurt hielten wir uns drei Tage auf, diese Verzögerung war aber nicht willkürlich dasmal, sondern nötig. Theils war es meiner Frau und den Kindern notwendig, auszuruhen, theils waren Reparaturen an Wagen vorzunehmen. Der längere Aufenthalt in Frankfurt war mir verdrießlich, weil er immer so viele Tage dem hiesigen entriß, sonst hatte ich ihn nicht ungern, denn ich habe Frankfurt immer geliebt, und es gibt wirklich nur sehr wenig Städte in Deutschland, welche die Vergleichung damit ertragen können. Es zeichnet sich hauptsächlich durch zwei Vorzüge aus. Einmal hat es so äußerst hübsche Umgebungen. Ich rede hier nicht bloß von den schön angelegten Pflanzungen, die die Stadt umgeben, sondern von der Gegend selbst. Das Taunus-Gebirge gewährt von mehreren Punkten einen höchst reizenden Anblick, und der Fluß kommt dazu. Ich bin immer mit großer Freude dort spazieren gegangen. Dann aber bringt auch die Stadt den Eindruck hervor, daß die Bewohner fast im allgemeinen eines großen oder wenigstens

hinreichenden Wohlstandes genießen. Der wahre, große Reichtum, der sich daselbst befindet, ist nicht so, wie oft an andern größern Orten, von Armut und schreiendem Elend begleitet. Das gehört aber sehr dazu, wenn einem an einem Orte wohl werden soll. Man fühlt an jedem immer, bis auf einen gewissen Punkt, mit der ganzen Volkszahl, und es ist einem nicht behaglich, wenn man in dieser Not und Armut in zu großem Kontrast mit dem Wohlstande antrifft.

Von Frankfurt bis Saarbrücken und von da aus haben wir wieder größere Strecken Weges zurückgelegt und sind am vierten Tage noch vor der hier gewöhnlichen Stunde des Mittagessens, die allgemein 6 Uhr ist, angekommen. Das Reisen durch Frankreich ist nicht mit großen Annehmlichkeiten verbunden. Die Wege sind jetzt zum Teil schlecht und sehr schlecht, im ganzen mittelmäßig und nirgends recht gut. Gute Wirtshäuser findet man nur in den größten Provinzialstädten, wie Lyon usw. Der Anblick des Landes und der Bewohner hat von der Seite, von der wir kamen, gar nichts Anziehendes und Fesselndes. Die Gegenden sind vielmehr höchst gewöhnlich und bieten nicht einmal große Fruchtbarkeit oder Stärke der Vegetation dar. Was mir aber immer am meisten in Frankreich mißfallen hat, ist der Anblick der Dörfer gewesen. Sie lassen sich gar nicht mit unsern deutschen vergleichen. Sie bestehen entweder aus wenigen Häusern, die auf einmal, ohne daß man es erwartet, an einer, oft an beiden Seiten des Weges einander gegenüber stehen, und die von keinem Baume, von keinem Garten umgeben oder angekündigt sind, oder sie gleichen unsern kleinen Marktflecken und haben nicht das mindeste Ländliche. Die Bewohner sind nicht anders. Sie haben entweder ein sehr ärmliches oder städtisches Ansehen. Vorzüglich sind die Frauen und Mädchen gar nicht hübsch und anziehend. Allerdings trägt aber auch ihr Anzug dazu bei, sie weniger anmutig erscheinen zu lassen, vor allem die schweren und ungeschickten Holzschuhe. Dieser wenig reizende Anblick des Landvolks und seiner Wohnungen nimmt der Annehmlichkeit des Reisens in Frankreich sehr viel und wird von allen Reisenden bemerkt.

Hier in Paris hingegen befinde ich mich sehr wohl. Ich führe hier ein meinem gewöhnlichen ganz entgegengesetztes Leben. Ich

gehe den ganzen Tag herum oder fahre und bin im eigentlichsten Verstande nur eine Stunde nach dem Aufstehen, einige vor dem Schlafengehen und bisweilen, obgleich auch selten, den Mittag zu Hause. Da ich so verschiedenemal, zum erstenmal schon 1789, hier war, so habe ich sehr viele Bekanntschaften, und es fehlt nicht, daß sich nicht immer neue dazu gesellen. Dann sind auch eine Menge Dinge zu besehen, und so vergeht der Tag, wie lang er scheinen mag. Es wird Ihnen wunderbar vorkommen, daß mir ein Leben nicht eher zuwider ist, von dem ich zu Hause aus Wahl gerade das Gegenteil führe, allein ich habe in den verschiedenen Perioden meines Alters so verschieden gelebt, daß ich das jetzige Leben nicht weniger neu nennen kann. Es ist überhaupt nicht meine Art, so an einer Weise zu hängen. Mir ist ziemlich jede lieb, in die ich geworfen werde oder selbst übergehe, und ich befinde mich immer körperlich und geistig gleich wohl dabei.

Paris hat sich in den 13 Jahren, daß ich es nicht gesehen habe, ungemein verschönert. Es sind viele einzelne schöne neue Gebäude, ja ganze Straßen und Quartiere entstanden. Der Wohlstand, der Luxus, die Volksmenge hat zugenommen, die Bewegung, die schon immer so groß war, ist dadurch größer geworden. Auch in Wissenschaften und Künsten ist das Leben und alles Interessante gestiegen. Eine solche Stadt ist mit keiner bei uns zu vergleichen. Auch die größten deutschen haben dagegen etwas Kleinstädtisches. Wenn man einmal nicht auf dem Lande wohnt, ist allerdings eine solche Stadt einer andern vorzuziehen.

Ich hoffe jetzt bald einen Brief von Ihnen, liebe Charlotte, zu bekommen. Sie sehen, daß ich die Briefe auf dem angegebenen Wege richtig bekomme. Den meinigen will ich versuchen, geradezu, wie Sie wünschten, gehen zu lassen, damit er nicht den Umweg über Berlin zu machen braucht. Sie werden mir schreiben, wenn er in Ihren Händen gewesen sei. Ihnen in der Entfernung einen Tag zu bestimmen, an dem Sie mir schreiben, halte ich nicht für tunlich. Ich bitte Sie, mir acht Tage nach Empfang dieses Briefes zu schreiben, und wieder über Berlin.

Vor dem 15. Mai gehe ich nicht von hier weg. Dann aber,

wenn nicht unvorhergesehene Hindernisse eintreten, gewiß. Sollte ich auch einige Tage zugeben, so wäre doch der 20. Mai der späteste. Man schickt mir Ihre Briefe ebenso nach London, als hierher nach, und die Entfernung ist eher kleiner.

Mit der innigsten und aufrichtigsten Teilnahme Ihr H.

Vierzigster Brief

Berlin, den 18. Mai 1829.

Unsere Briefe, liebe Charlotte, haben sich gekreuzt. Mein Brief wird Ihnen gezeigt haben, daß ich Ihrem Wunsch, Nachricht von mir zu erhalten, zuvorgekommen bin. Und weil Sie es gern sehen, sage ich Ihnen zuerst, daß meine Gesundheit ganz gut ist! Im höheren Alter, wie ich mich darin befinde, hat man immer hie und da eine kleine Unbequemlichkeit und nach langen Wintern leicht Rheumatismen. An solchen Kleinigkeiten leide ich natürlich auch bisweilen, allein das geht vorüber. Wenn meine Briefe nichts von Krankheit sagen, können Sie mit Sicherheit annehmen, daß ich gesund bin. Von meinem Befinden und überhaupt von mir zu reden, ist mir im hohen Grade zuwider. Mich freuet eine liebevolle Teilnahme, wenn ich, wie bei Ihnen, liebe Charlotte, überzeugt bin, daß sie aus aufrichtiger und wahrhaft teilnehmender Brust, aus innig teilnehmendem Herzen entspringt. Aber sie würde mir peinlich werden, wenn ich sie gewissermaßen in Anspruch nehmen, sie an einzelnen Beispielen wahrnehmen müßte. Sie ist mir ein schöner Genuß, wenn ich sie mir überhaupt als in den Gesinnungen liegend denke, die Sie mir seit so langer Zeit mit so großer Treue schenken, und auf deren Beständigkeit ich immer mit Sicherheit rechnen kann.

Ich schrieb Ihnen neulich von dem Tode eines vertrauten Freundes, in dem ich sehr viel verloren habe. Jetzt blühen nun schon Frühlingsblumen auf seinem Grabe, wie auf dem meiner Frau. So geht die Natur ihren ewigen Gang fort und kümmert sich nicht um den in ihrer Mitte vergänglichen Menschen. Mag

auch das Schmerzhafte und Zerreißendste begegnen, mag es sogar eine unmittelbare Folge ihrer eignen, gewöhnlichen Umwandlungen oder ihrer außerordentlichen Revolutionen sein, sie verfolgt ihre Bahn mit eiserner Gleichgültigkeit, mit scheinbarer Gefühllosigkeit.

Diese Erscheinung hat, wenn man eben von Schmerz über ein schon geschenes Unglück, oder von Furcht vor einem drohenden ergriffen ist, etwas wieder schmerzlich Ergreifendes, die innere Trauer Vermehrendes, etwas, das schaudern und starren macht. Aber so wie der Blick sich weiter wendet, so wie die Seele sich zu allgemeinen Betrachtungen sammelt, so wie also der Mensch zu der Besonnenheit und Ergebung zurückkehrt, die seiner wahrhaft würdig sind, dann ist gerade dieser ewige, wie an ihr Gesetz gefesselte Gang der Natur etwas unendlich Tröstendes und Beruhigendes. Es gibt dann noch, auch hier, schon etwas Festes, „einen ruhenden Pol in der Flucht der Erscheinungen“, wie es einmal in einem Schillerschen Gedichte sehr schön heißt. Der Mensch gehört zu einer großen, nie durch einzelnes gestörten noch störbaren Ordnung der Dinge, und da diese gewiß zu etwas Höherem und endlich zu einem Endpunkte führt, in dem alle Zweifel sich lösen, alle Schwierigkeiten sich ausgleichen, alle früher oft verwirrt und im Widerspruch klingenden Töne sich in einen mächtigen Einklang vereinigen, so muß auch er mit eben dieser Ordnung zu dem gleichen Punkte gelangen. Der Charakter, den die Natur an sich trägt, ist auch immer ein so zarter, kein auch die feinste Empfindung verletzender. Die Heiterkeit, die Freude, der Glanz, den sie über sich verbreitet, die Pracht und Herrlichkeit, in die sie sich kleidet, haben nie etwas Anmaßendes oder Zurückstoßendes. Wer auch noch so tief in Kummer oder Gram versenkt ist, überläßt sich doch gern den Gefühlen, welche die tausendfältigen Blüten des sich verjüngenden Jahres, das fröhliche Zwitschern der Vögel, das prachtvolle Glänzen aller Gegenstände im vollen Strahlen der immer mehr Stärke gewinnenden Sonne erwecken. Der Schmerz nimmt die Farbe der Wehmut an, in welcher eine gewisse Süßigkeit und Heiterkeit selbst ihm gar nicht fremd sind. Sieht man endlich die

Natur nicht wirklich als das All, als das die Geister- und Körperwelt vereinigende Ganze an, nimmt man sie nur als den Inbegriff der dem Schöpfer dienenden Materie und ihrer Kräfte, so gehört nicht der Mensch, sondern nur der Staub seiner irdischen Hülle ihr an. Er selbst, sein höheres und eigentümliches Wesen, tritt aus ihren Schranken heraus und gesellt sich einer höhern Ordnung der Dinge bei. Sie sehen hieraus ohngefähr, wie mich der zwar langsam erscheinende, aber schöne Frühling ergreift, wie ich ihn genieße, wie er sich mit meinen innersten Empfindungen mischt. Es gibt Ihnen zugleich ein Bild meines Innern selbst. Mein Leben kann keine wahrhaft freudigen Eindrücke, nur wehmütige und traurige in diesem Augenblick erfahren, und wenn ich in diesem Augenblick sage, so tue ich das nur, weil ich nie gern etwas von der Zukunft sage, weil ich von aller Affektation immer frei gewesen bin, und, wenn eine wahrhaft fröhliche Stimmung in mich zurückkehrte, ich es gar kein Hehl haben würde zu sagen, und kein Bedenken, mich ihr zu überlassen. Eigentlich glaube ich aber allerdings, daß meine jetzige Stimmung auch meine künftige sein wird. Ich habe nie begriffen, wie die Zeit einen Schmerz um einen Verlust soll verringern können. Das Entbehren dauert durch alle Zeit fort, und die Linderung könnte nur darin liegen, daß sich die Erinnerung an den Verlust schwächte, oder man sich gar im Gefühl des Alleinstehens enger an ein anders Wesen angeschlossen, was, hoffe ich, mir ewig fern bleiben wird, wie es jeder edeln Seele fern bleiben wird. Es ist mir aber auch sehr recht, daß es in mir bleibe, so wie es ist. Ich habe für mich nie das Glück in freudigen, das Unglück nie in schmerzhaften Empfindungen gesucht, das, was die Menschen gewöhnlich Glück oder Unglück nennen, nie so angesehen, als hätte ich ein Recht zu klagen, wenn statt des Genusses des ersteren das letztere mich beträfe. Ich bin eine lange Reihe von Jahren an der Seite meiner Frau unendlich glücklich gewesen, größtenteils allein und ganz durch sie, und wenigstens so, daß sie und der Gedanke an sie sich in alles das mischte, was mich wahrhaft beglückte. Dies ganze Glück hat der Gang der Natur, die Fügung des Himmels mir entzogen, und auf immer und ohne

Möglichkeit der Rückkehr mir entzogen. Aber die Erinnerung an die Verstorbene, das, was sie und das Leben mit ihr in mir gereift hat, kann mir kein Schicksal, ohne mich selbst zu zerstören, entreißen. Es gibt glücklicherweise etwas, das der Mensch festhalten kann, wenn er will, und über das kein Schicksal eine Macht hat. Kann ich mit dieser Erinnerung ungestört in Abgeschiedenheit und Einsamkeit fortleben, so klage ich nicht und bin nicht unglücklich. Denn man kann großen und tiefen Schmerz haben und sich doch darum nicht unglücklich fühlen, da man diesen Schmerz so mit dem eigenen Wesen verbunden empfindet, daß man ihn nicht trennen möchte von sich, sondern gerade, indem man ihn innerlich nährt und hegt, seine wahre Bestimmung erfüllt. Die Vergangenheit und die Erinnerung haben eine unendliche Kraft, und wenn auch schmerzliche Sehnsucht daraus quillt, sich ihnen hinzugeben, so liegt darin doch ein unaussprechlich süßer Genuß. Man schließt sich in Gedanken mit dem Gegenstande ab, den man geliebt hat, und der nicht mehr ist, man kann sich in Freiheit und Ruhe überall nach außen hinwenden, hilfreich und tätig sein, aber für sich fordert man nichts, da man alles hat, alles in sich schließt, was die Brust noch zu fühlen vermag. Wenn man das verliert, was einem eigentlich das Prinzip des gedankenreichsten und schönsten Theils seiner selbst gewesen ist, so geht immer für einen eine neue Epoche des Lebens an. Das bis dahin gelebte ist geschlossen, man kann es als ein Ganzes überschauen, in seinem Gemüt durch Erinnerung festhalten und mit ihm fortleben, Wünsche aber für die Zukunft hat man nicht mehr, und da man durch diese Erinnerung eine beständige geistige Nähe gewissermaßen genießt, in allen seinen Kräften sich gehoben empfindet, behält auch das Leben, das ja die Bedingung aller dieser Empfindungen ist, noch seinen Reiz. Ich empfinde keine Freude der Natur schwächer als sonst, nur die Menschen meide ich, weil die Einsamkeit mir inneres Bedürfnis ist.

Einundvierzigster Brief

Legel, den 12. Juni 1829.

Ich danke Ihnen sehr, liebe Freundin, für Ihren letzten Brief, den ich mit großem und gewohntem Anteil gelesen habe. Ich danke Ihnen besonders für das, was Sie in Rücksicht auf mich und meine Gefühle sagen. — — — — —

Ich weiß, daß mein Schmerz der Ihrige ist, auch wenn Sie sich scheuen, ihn zu berühren. Diese zarte Scheu hat etwas Heiliges in sich und ist allen tiefen Gemüthern eigen. — — Sie sehen aus meinen Briefen, daß ich ruhig und besonnen bin. Ich lebe, und das kann nur mit jedem Jahr ausschließlicher zunehmen, im Andenken der Vergangenheit, mit dem Glück, das die Gegenwart nicht mehr gibt. In diesem Andenken bin ich reich und insofern zufrieden, als ich fühle, daß dies gerade das Glück ist, das dieser Periode meines Lebens entspricht. Außer diesem Andenken suche ich nichts, sehe mich nicht in diesem Leben nach Ersatz, Trost, Beruhigung um. Ich fordere nichts und bedarf von dieser Seite nichts. Gegen meine Kinder bin ich wie sonst. Es hat sich nichts in meinen Gefühlen für sie geändert, als daß ich Mitleid mit ihrem Schmerz über den gleichen Verlust empfinde. Mich enger an sie anschließen, mehr für sie sorgen, kann ich nicht, da ich das immer so viel getan, als ich vermochte. Alle übrigen Verhältnisse bleiben mir gerade dasselbe, was sie mir gewesen sind, und ich bin gewiß nicht weniger teilnehmend, hilfreich, aufgelegt mit Rat und That beizustehen als früher. So, liebe Charlotte, müssen Sie sich mein Inneres denken, und Sie sehen, daß Sie auf keine Weise besorgt um mich zu sein brauchen. Was ich erfahren, liegt im natürlichen Laufe der Dinge. Die zusammen die Lebensbahn gehen, müssen sich an einem Punkte scheiden, es ist glücklicher, wenn die Zwischenzeit sehr kurz ist, in der sie einander folgen. Allein aller Verlust von Jahren ist kurz gegen die Ewigkeit. In mir geht jetzt nichts anderes vor, als daß mein Inneres sich ungesteuert, unabsichtlich, ohne durch Vorsätze oder Maximen geleitet zu sein, bloß sich seinem Gefühl überlassend, mit der Lebens- oder Schicksalsperiode, wie Sie es nennen wollen, in

Gleichgewicht setze, in die ich unglücklicherweise früher getreten bin, als es der gewöhnliche Gang des Lebens erwarten ließ. An einem solchen Gleichgewicht darf es dem Menschen, meiner Empfindung nach, nie fehlen, das Streben danach sollte ihm wenigstens immer eigen sein. Es ist dies gar keine Klugheitsregel, kein Bemühen, sich heftige Empfindungen zu ersparen. Das Setzen ins Gleichgewicht wird oft nur dadurch erreicht, daß man viel Schmerz, physischen und moralischen, in sein Dasein mit aufnimmt, aber es besteht darin die wahre Demütigung unter die Fügung des Geschickes, die ich in mir immer als die erste und höchste Pflicht des Menschen betrachte. Gehe ich nun in meine gegenwärtige Lebensperiode zurück, so kann in ihr ein gewisses Anschließen an Personen und an die Welt nicht mehr liegen, aber das wohlthätige Aus-sich-Hinausgehen, die Geneigtheit, Anteil zu nehmen und in jeder möglichen Art zu geben, sind gewissermaßen in dem Grade größer, als man minder geneigt zum Empfangen, wenigstens die Seele gar nicht gerade darauf gerichtet ist. Mein hiesiger Aufenthalt sagt mir überhaupt und gerade jetzt mehr zu, als ich es auszusprechen vermag. Dennoch bin ich fast in jeder Woche in dieser letzten Zeit, wo ich am liebsten vollkommene Freiheit und Einsamkeit genossen hätte, ein auch zwei Tage in der Stadt gewesen. Es ist sonderbar, daß ich gerade in dieser Zeit wieder habe müssen in Geschäfte treten, ohne es ablehnen zu können. Sie sind zwar glücklicherweise wenig bedeutend, nehmen mir aber doch viel Zeit weg, nötigen mich zu Entfernungen von hier und bringen mich mit mehr Menschen in Berührung, als mir gerade jetzt lieb ist. Es ist nämlich hier in Berlin ein neues Museum erbaut, in dem alle Kunstsammlungen und Kunstwerke, welche der König besitzt, aufgestellt werden sollen. Hierzu ist eine Kommission von Künstlern ernannt und mir die Leitung derselben anvertraut worden. Das Geschäft ist in sich leicht und interessant, und die Menschen, mit denen ich in die nächsten Berührungen komme, gehörten schon immer zum Kreise meines Umgangs. Auf diese Weise stört mich dies neue Verhältnis weniger, als sonst der Fall gewesen sein würde.

Sie erwähnen in Ihrem Briefe der Überschwemmungen und

der Unglücklichen, welche durch Wassersnot gelitten haben. Die Unterstüzungen, welche man für sie zusammengebracht und ihnen gegeben hat, sind sehr bedeutend gewesen. Sehr viel hat auch die Regierung getan. Der wahren Not ist freilich also geholfen und geschehen, was nur immer in solchen Fällen geschehen kann. Immer bleiben natürlich eine große Menge, die, nicht eigentlich arm oder verarmt, an solchen Unterstüzungen nicht teilnehmen können oder wollen und doch in ihrem ganzen Vermögen und Gewerbsbetriebe sehr zurückgekommen sind. Diese gerade dürften fast die Beklagungswertesten sein, es ist aber allerdings darin nichts zu tun, wie sich denn überhaupt alle geistige und körperliche Not wohl erleichtern, aber nie ganz heben läßt. Ein Teil muß immer ertragen werden, und diese Notwendigkeit ist eigentlich das Schmerzlichste für den, der gern Hilfe gewährt.

Bei Wassersnot, bei Erdbeben, wie jetzt in den südlichen Provinzen Spaniens, ist es eine wunderbare Betrachtung, daß gewisse bestimmte Erdflecke und also gewisse bestimmte Menschenmassen immer und unveränderlich der Rückkehr der Unglücksfälle ausgesetzt sind, deren wirkliches Einbrechen jeden einen solchen Aufenthalt augenblicklich fliehen macht. Man pflegt das ewige Wiederanbauen der Gegenden dieser Art als einen Leichtsinn oder eine Vermessenheit der Menschen zu tadeln. Aber gewiß mit Unrecht. Es ist auf der einen Seite das Gefühl, daß man auf jedem Flecke des Erdbodens in der Hand einer höheren Macht steht und die Sicherheit, die gleichsam eine physische und mathematische wäre, nicht haben soll und in keinem Teil der Erde hat. Die Erfahrung bestätigt auch dies Gefühl. In den Teilen Spaniens, die jetzt so schrecklich gelitten haben, sind bisher, soweit wir die Geschichte kennen, gar keine Erdbeben gewesen, man hat nicht einmal in der Bildung und Beschaffenheit der Berge und des Bodens dort Spuren bemerkt, welche irgend solche Gefahren fürchten ließen. Man müßte nirgends wohnen, wenn man jede und alle solche vermeiden wollte. Ereignisse dieser Art sind Winke des Himmels, daß der Mensch überhaupt nicht zu fest und sicher auf der Erde Wurzel fassen soll. Es ist nur auf andere Art bloß die Wiederholung

der Lehre des Paulus, die Sie sehr richtig und schön in Ihrem Briefe anführen: leben wir allein für dieses Leben, so sind wir die elendesten aller erschaffenen Wesen. Auf der andern Seite stammt aber auch das Wiederaufbauen von durch Wasser und Erdstöße verödeten Gegenden, das Sichwiederansiedeln auf Punkten, welche die Grabstätten von Menschen und Menschenwerken geworden sind, aus einem schönen, sehr lobenswürdigen und wahrhaft frommen Vertrauen auf die Güte der Vorsehung, daß sie der Wut der Elemente Einhalt tun, ihnen nicht gestatten wird, immer die Sicherheit und Ruhe der Menschen zu bedrohen und zu untergraben. Wirklich bemerkt man doch auch, daß die Umgestaltungen in grauer Vorzeit gewaltsamer gewesen sind, daß die Natur jetzt dem Menschen gleichsam freundlicher begegnet und ihm nicht so in allen ihren Schrecknissen nur als wilde und ungezügelte Macht erscheint. Selbst die Erfahrung, die Geschichte, die Überlieferung, die Deutung der in der toten Natur als Kennzeichen des Geschehenen liegenden Spuren der Begebenheiten und Umwälzungen bestätigen und begründen dies Vertrauen. Kommt nun zu demselben die Anwendung aller Mittel hinzu, durch welche der Mensch sich gegen die Natur und ihre Macht sichern kann, so ist jenes Wiederanbauen eines denselben Gefahren ausgesetzten Landstrichs von allem Vorwurf gerechtfertigt.

Es freut mich sehr, daß Sie nicht aufhören, sich mit den Sternen gern und anhaltend zu beschäftigen. Der Himmel und der Eindruck, den er auf das Gemüt durch seinen bloßen Anblick macht, ist so verschieden von der Erde in allen Gefühlen und Vorstellungen, daß, wer nur an der Natur des Erdbodens Gefallen findet, die Hälfte und gerade die wichtigste Hälfte der ganzen Natursicht entbehrt. Ich sage darum nicht, daß sich der Schöpfer größer, wunderbarer, weiser oder gütiger am Firmament offenbart, als auf der Oberfläche der Erde. Seine Macht, Weisheit und Güte leuchten aus jedem Wesen ebenso, als aus dem größten Weltkörper hervor. Allein der Himmel erweckt unmittelbar im Gemüt reinere, erhabene, tiefer eindringende und uneigennützigere, weniger sinnliche Gefühle. Ich selbst kann leider wenig nach den Sternen aufsehen,

da mein Gesicht zu schwach ist, in diesen hellen Sommernächten andere als die größten Sterne zu erkennen.

Da Sie die Bestimmung eines Tages wünschen, so bitte ich Sie, Ihren nächsten Brief am 23. d. M. abzuschicken. Leben Sie recht wohl. Ich verbleibe mit der unveränderlichsten Teilnahme und Freundschaft der Ihrige. H.

Zweiundvierzigster Brief

Bad Gastein, den 20. August 1829.

Ich bin überzeugt, daß Sie mir, nach Ihrer gewöhnlichen Güte und Freundschaft und nach Ihrer so oft erprobten Pünktlichkeit, genau an dem Tage geschrieben haben, an dem ich Sie bat, Ihren Brief auf die Post zu geben. Dennoch habe ich noch keinen erhalten. Es liegt dies an dem so sehr langsamen Postenlauf. Bis Salzburg gehen die Briefe vermutlich ohne so großen Aufenthalt und bringen nur die der Weite des Wegs angemessene Zeit zu. Allein von da geht die Post nur zweimal wöchentlich hierher. Hat nun ein Brief das Unglück, gerade den Tag nach dem Abgange anzukommen, so bleibt er unbarmherzigerweise liegen. Es hat mir sehr leid getan, zu denken, daß Sie auf diese Weise sehr lange ohne Brief von mir sein werden. Mein letzter war, soviel ich mich erinnere, vom 29. Julius, er muß also in den ersten Tagen dieses Monats in Ihren Händen gewesen sein. Der heutige aber kann erst kurz vor Ende August Sie erreichen.

Ich bin seit Sonntag, den 16. d. M., wieder in den bekannten Bergen und bewohne dieselben Zimmer als in den vorigen Jahren. Es ist mir das ganz besonders lieb und eine angenehme Überraschung, welche mir der Zufall bereitet hat. Denn wirklich ist es nur ein Werk des Zufalls. Ich hatte, noch mit meiner seligen Frau zusammen, für dies Jahr andere Zimmer bestellt, die den Vorzug hatten, der Morgensonne zu genießen, die besten in dem kleinen Schlosse waren, das sonst nur überall den Namen eines Wohnhauses führen würde, und die gewöhnlich vom Erzherzog Johann, der sich

nun aber ein eigenes Haus erbauet hat, bewohnt werden. In diese glaubte ich zu ziehen, und es tat mir schon sehr leid, nun alle anschaulichen Andenken, die die alten hervorrufen mußten, zu entbehren. Bei meiner Ankunft hier aber fand ich, daß aus Versehen oder Versehen eine Verwechslung vorgegangen war, man die von uns bestellten Zimmer anderen gegeben und mir unsere alten aufbewahret hatte. Man machte mir viele Entschuldigungen darüber, aber es bedurfte dieser nicht, die Sache war mir so bei weitem lieber. Das Wetter war seit meiner Ankunft hier sehr günstig, nur einen Tag regnete es unterbrochen mehrmals. Auf den noch gar nicht weit entfernten, nur etwas höhern Bergen liegt freilich Schnee. Aber er glänzt freundlich im warmen Sonnenschein, und es hat auch etwas Erfreuliches, den Wechsel des Jahres so mit einem Blick zu übersehen. Die Sonne ist, wo sie trifft, sehr heiß und ordentlich brennend, da die Strahlen auch von den Felsen zurückprallen. Aber vor der Hitze darf man hier niemals bange sein. Die ganze Gegend ist schattig, die vielen großen und kleinen Wasserfälle wehen einem überall eine frische Kühlung zu, und man muß die Sonne, und wenn es nur irgend kühl ist, die warmen Stellen mit Mühe auffuchen. Hat man aber eine gewisse, doch nur sehr mäßige Höhe erreicht, so befindet man sich in einem ganz ebenen, freien, sonnenbeschieneenen, nur von sehr hohen Bergen umgebenen Tale. Dies ist mein gewöhnlicher Nachmittags-Spaziergang. Kurz vor Tisch pflege ich, doch nur bei heiterm und freundlichem Wetter, einen kürzeren auf die Gloriette zu machen. Ich habe Ihnen so oft von Gastein aus geschrieben, daß ich dieses Orts gewiß schon gedacht und Ihnen die Lage geschildert habe. Ich will Sie daher nicht mit einer Wiederholung ermüden. Es ist dort eine höchst überraschende, theatralische, dekorationsartig malerische Aussicht, die aber des hellen Ganzes der Sonnenstrahlen auf den schneeweißen Wasserfall bedarf. Bei dunklem Wetter ist es ohne Anmut.

Ich bin in acht Tagen, also da die Entfernung doch von 110 Meilen ist, nicht gerade langsam hierher gereist.

Eine solche Reise hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Lesen

eines geschichtlichen Buchs. Wie in diesem eine Reihe von Zeiten, so durchläuft man reisend eine Reihe von Gegenden. In Absicht auf den Menschen, der doch in aller Weltbetrachtung immer der wichtigste, am meisten den Ernst und die Anstrengung der Beobachtung in Anspruch nehmende Gegenstand ist, trifft bei beiden Fällen der Umstand ein, daß der einzelne in einer gewissen Masse verschwindet, die individuelle Existenz keinen Wert zu haben scheint gegen die Bestimmung des größeren und kleineren Ganzen, zu dem sie gehört. Dagegen fühlt nun doch der Betrachter, der Lesende oder Reisende, ganz vorzugsweise sein Ich. Er kann auch mit größter Anspruchslosigkeit es sich nicht ableugnen, daß dies für ihn der Mittelpunkt aller Bestrebungen sein muß. Ich meine nicht, um sich äußere Güter, Genuß und Glück zu verschaffen, aber womit gerade oft das freiwillige Aufgeben des Genusses und Glücks verbunden sein kann, um das Heil seiner Seele zu besorgen. Ich bediene mich mit Absicht dieses Ausdrucks, um keine Art auszuschließen, die der Mensch bei seiner geistigen Veredlung wählen kann. Denn er kann durch immer reichere und reinere Entwicklung seiner Ideen, durch immer angestrebtere Bearbeitung seines Charakters, sich zu einer höheren Stufe der Geistigkeit erheben, oder zu der gleichen auf dem kürzeren Wege stiller Gottseligkeit gelangen.

Wenn man die Welt weltlich betrachtet, so tritt vor zwei sich aufdrängenden gewaltigen Massen das Individuum ganz in den Schatten zurück, oder wird vielmehr in einem großen Strom fortgerissen. Dieser Eindruck entsteht nämlich, wenn man den Zusammenhang der Weltbegebenheiten und wenn man den Wechsel des sich auf der Erde ewig erneuernden Lebens ins Auge faßt. Was ist der einzelne in dem Strome der Weltbegebenheiten? Er verschwindet darin nicht bloß, wie ein Atom gegen eine unermessliche, alles mit sich fortreisende Kraft, sondern auch in einem höheren, edleren Sinne. Denn dieser Strom wälzt sich doch nicht, einem blinden Zufall hingegeben, gedankenlos fort; er eilt doch einem Ziele zu, und sein Gang wird von allmächtiger und allweiser Hand geführt. Allein der einzelne erlebt das Ziel nicht, das erreicht werden soll, er genießt, wie ihn der Zufall, worunter ich nur hier eine

ihren Gründen nicht erforschbare Fügung verstehe, in die Welt wirft, einen größern oder kleinern Teil des schon in der That erreichten Zweckes, wird dem noch zu erreichenden oft hingeopfert und muß das ihm dabei angewiesene Werk oft plötzlich und in der Mitte der Arbeit verlassen. Er ist also nur Werkzeug und scheint nicht einmal ein wichtiges, da, wenn der Lauf der Natur ihn hinwegrafft, er immer auf der Stelle ersetzt wird, weil es ganz widersinnig zu denken wäre, daß die große Absicht der Gottheit mit den Weltbegebenheiten durch Schicksale schwacher einzelner auch nur um eine Minute könnte verspätet werden. In den Weltbegebenheiten handelt es sich um ein Ziel, es wird eine Idee verfolgt, man kann es sich wenigstens, ja man muß es sich so denken. Im Laufe der körperlichen Natur ist das anders. Man kann da nichts andres sagen, als daß Kräfte entstehen und so lange auslaufen, als ihr Vermögen dauert. Solange man bei einzelnen stehen bleibt, scheint darin ein Mensch gar sehr von andern verschieden, verschieden an Tätigkeit, Gesundheit und Lebensdauer. Sieht man aber auf eine Masse von Geschlechtern, so gleicht sich das alles aus. In jedem Jahrhundert erneuert sich das Menschengeschlecht etwa dreimal, von jedem Lebensalter stirbt in einer gewissen Reihe von Jahren eine gleiche Zahl. Kurz, es ist deutlich zu sehen, daß die nur auf die Masse, auf das ganze Geschlecht, nicht auf den einzelnen berechnete Einrichtung vorherrscht. Wie man sich auch sagen und wie fest und tief man empfinden mag, daß darin einzig und ausschließlich allweise und allgütige Leitung waltet, so widerstrebt doch nichts so sehr der Empfindung des einzelnen, zumal wenn sie eben schmerzlich bewegt ist, als dies gleichsam rücksichtslose Zurückwerfen des fühlenden Individuums auf die nur wie Naturleben betrachtete Masse. Darum fand man es so empörend, wie einmal kurz nach der französischen Revolution kalt berechnet wurde, daß die Zahl aller vor den Gerichtshöfen gefallenen Opfer nur immer einen ganz geringen Teil der Bevölkerung Frankreichs ausmache. Dazu kommt noch, daß in dieser Betrachtung der Mensch sich mit allem übrigen Leben nur den am meisten untergeordneten vermischt. Dies Geschlecht vergeht und erneuert sich nicht anders als die Ge-

schlechter der Tiere und Pflanzen, die ihn umgeben. Diese Betrachtungen, die ich die weltlichen nannte, verschlingen also das individuelle Dasein, und da man ihnen innere Wahrheit nicht absprechen kann, so würden sie das Gemüt in öde und hilflose Trauer versenken, wenn nicht die innere Überzeugung tröstlich aufrichtete, daß Gott beides, den Lauf der Begebenheiten und den der Natur, immer so richtet, daß, die Existenz überirdischer Zukunft mitgerechnet, das Glück und das Dasein des einzelnen darin nicht nur nicht untergeht, sondern im Gegentheil wächst und gedeiht. Die wahre Beruhigung, der wahre Trost, oder vielmehr das Gefühl, daß man gar keines Trostes bedarf, entstehen erst, wenn man die weltlichen Betrachtungen ganz verläßt und zur Beschauung der Natur und der Welt von der Seite des Schöpfers übergeht. Der Schöpfer konnte den Menschen nur zu seinem individuellen Glück ins Leben setzen, er konnte ihn weder dem blinden Wechsel eines nach andern allgemeinen Gesetzen fortschreitenden Lebensorganismus hingeben, noch einem idealischen Zwecke eines lange vor ihm entstandenen und weit über ihn hinaus fortdauernden Ganzen opfern, dessen Grenzen und Gestalt er niemals zu überschauen imstande ist. Jeder einzelne, zum Eintritt ins Leben Geschaffene sollte glücklich sein, glücklich nämlich in dem tiefem und geistigen Sinne, wo das Glück ein inneres Glück, gegründet auf Pflichterfüllung und Liebe, ist. In diesem Sinne regiert und liebt die Gottheit ihn und würdigt ihn ihrer Obhut. In ihm, in dem einzelnen liegt der Zweck und die ganze Wichtigkeit des Lebens, und mit diesem Zwecke wird der Lauf der Natur und der Begebenheiten in Einklang gebracht. Nirgends ist diese Vatersorge Gottes für jedes einzelne Glück so schön, so wahrhaft beruhigend ausgedrückt, als im Christentum und im Neuen Testament. Es enthält die einfachsten, aber auch rührendsten und das Herz am tiefsten ergreifenden Äußerungen darüber.

Ich bitte Sie, liebe Charlotte, mir jetzt nicht eher wieder zu schreiben, als ich es Ihnen anzeigen werde. Es könnte nichts helfen, wenn ein Brief von Ihnen während meiner Abwesenheit in Tegel ankäme.

Leben Sie herzlich wohl, ich bleibe mit unveränderter Freundschaft und Teilnahme der Ihrige.

H.

Dreiundvierzigster Brief

Legel, den 24. Dezember 1829.

So spät im Jahre, liebe Charlotte, habe ich Ihnen noch nie von hier aus geschrieben. Ich war seit langen Jahren immer in der Stadt um diese Zeit. Nur in früheren, glücklicheren Epochen meines Lebens brachte ich auch den Winter auf dem Lande zu. Was ich damals im heitern Zusammensein tat, wiederhole ich jetzt allein. Das ist der Gang des menschlichen Schicksals. Es ist heute hier und, da so kleine Entfernungen keinen Unterschied machen, gewiß auch bei Ihnen ein äußerst kalter Tag. Doch war ich aus. Ich gehe alle Tage gerade so spazieren, daß ich die Sonne untergehen sehe. Ich versäume den Moment nicht gern, und die halbe Stunde vor und nachher sind mir im Sommer und Winter die liebsten des Tages. Der Mond wartet dann oft schon, wenn die Sonne ihn nicht mehr überstrahlt, seinen Glanz wieder zu gewinnen. Heute ging die Sonne so in Nebel gehüllt unter, daß man statt ihrer Scheibe nur einen mattgelben Dunst sah. Wenn ich immer betrachtende Ruhe liebte und mich ihr auch oft da hingab, wo ich mich im Gedränge von Menschen und Gewühl von Geschäften befand, so versenkt mich meine jetzige Einsamkeit noch mehr darin. Ich habe zu nichts anderem Neigung. Meine wissenschaftlichen Beschäftigungen sind damit verwandt, und ich fühle mit jedem Tage mehr, wie das reine und besonnene Nachdenken über sich selbst das Innere zusammenschließt und den Frieden gibt, der gewiß immer das Werk Gottes ist, den aber doch, gerade nach Gottes deutlich zu erkennen gegebenem Willen, der Mensch nicht, wie eine äußere Gabe von ihm erwarten, sondern durch die eigne Anstrengung seines Willens aus sich selbst schöpfen soll. Ich bin in jeder Epoche meines Lebens sehr gefaßt auf den Augenblick gewesen, der uns wieder daraus abrufft. Ich bin es jetzt mehr wie je, wo ich dessen beraubt, was mir in jedem Augenblicke Genuß und die heiterste Freude gab, nun auf den kalten Ernst des Lebens zurückgewiesen bin. Ich glaube auch mit ziemlicher Gewißheit vorauszu- sehen, daß ich die mir vielleicht noch bestimmten Jahre wie die jetzt

verflossenen Monate zubringen werde. Nur sehr bedeutende Dinge könnten mich zu einer Umänderung bringen. Bei kleineren würde ich's schon zu machen wissen, daß die Umänderung nur scheinbar wäre. Ich sehe daher mein Leben jetzt von der Seite an, daß es ein Vollenden, ein Abschließen der Vergangenheit ist. Es ist aber in meiner Art zu empfinden gegründet, daß mich dies nicht zur Beschäftigung mit dem Tode und dem Jenseits, sondern gerade zu den Gedanken, die auf das Leben gerichtet sind, bringt. Ich halte das auch nicht für eine Eigenheit in mir, sondern ich glaube, es müßte überhaupt so sein. Wenn man an den Tod zu denken empfiehlt, so ist das eigentlich nur gegen den Leichtsinn gerichtet, der das Leben wie eine immer dauernde Gabe ansieht. Davon ist ein in sich gesammeltes Gemüt schon von selbst frei. Ubrigens aber weiß ich nicht, ob anhaltende Beschäftigung mit dem Tode und dem, was ihm folgen wird, der Seele heilsam sei. Zwar möchte ich nicht darüber absprechen, da es mehr Sache des Gefühls, als der Untersuchung durch bloße Vernunftgründe ist. Ich glaube es aber nicht. Die aus dem Vertrauen auf eine Allgüte und Allgerechtigkeit entspringende Zuversicht, daß der Tod nur die Auflösung eines unvollkommenen, seinen Zweck nicht in sich tragenden Zustandes und der Übergang zu einem Besseren und Höheren ist, muß dem Menschen so gegenwärtig sein, daß nichts sie auch nur einen Augenblick verdunkeln kann. Sie ist die Grundlage der innern Ruhe und der höchsten Bestrebungen und eine unversiegbare Quelle des Trostes im Unglück. Aber das Ausmalen des möglichen Zustandes, das Leben mit der Phantasie darin, zieht nur vom Leben ab und setzt nur scheinbar etwas Besseres an die Stelle, da allerdings die Gegenstände erhabner sind, nach denen man trachtet, man sie aber doch so, wie man es da versucht, nicht zu fassen vermag. Gott hat auch deutlich gezeigt, daß er eine solche Beschäftigung nicht wohlgefällig ansieht, denn er hat den künftigen Zustand in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt und jeden einzelnen in gänzlicher Unwissenheit gelassen, wann der Augenblick ihn ereilen wird. Ein sicheres Zeichen, daß das Lebende dem Leben angehören und darauf gerichtet sein soll. Wozu mich also die Gewißheit, sich in dem letzten

Lebensabschnitt zu befinden, mahnt, ist ein an das Leben gerichtetes Bestreben, das Bestreben, das Leben abzurunden, ein inneres Ganzes daraus zu machen. In den Stand gesetzt zu sein, dies zu tun, dadurch, daß man nicht mitten aus dem Treiben des Lebens hinweggerissen wird, sondern einen Zeitraum der Muße und Ruhe behält, ist eine Wohlthat der Vorsehung, die man nicht ungenutzt vorübergehen lassen muß. Ich meine damit nicht, daß man noch etwas tun, etwas vollenden solle. Was ich im Sinne habe, kann jeder in jeder Lage. Ich meine, in seinem Innern arbeiten, seine Empfindungen in vollkommene Harmonie bringen, sich selbständiger und unabhängiger von äußern Einflüssen zu machen, sich so zu gestalten, wie man sich in den ruhigsten und klarsten Geistesmomenten gestaltet sehen möchte. Dazu geht jedem, wieviel er auch an sich getan haben möge, viel ab, daran ist längere Dauer, als vielleicht die Dauer des Lebens verstaten wird. Dies aber nenne ich den eigentlichen Lebenszweck, dieser aber gibt auch dem Leben immer noch Wert, und wenn mich irgendein Unglück, wie es jedem, wie glücklich er scheine, betreffen kann, dahin bringen sollte, das Leben nicht mehr zu diesem Zwecke zu schätzen, so würde ich mich selbst mißbilligen und die Gesinnung in mir ausrotten. Allein auch über einen solchen Lebenszweck kann man nicht unfruchtbar mit seinem Gedanken brüten. Er muß nur die der Seele gegebene Richtung sein; nur das, wie sich die Gelegenheit darbietet, urteilende, billigende, zurechtweisende Prinzip. Das Leben ist zugleich eine äußere Beschäftigung, diese Arbeit selbst, die einen großen Wert besitzt, aber es ist ein Faden, an dem sich das Bessere, die Gedanken und Empfindungen anknüpfen, oder das, woneben sie hinlaufen. Es ist der Ballast, ohne den das Schiff auf den Wellen des Lebens keine sichere Haltung hat. So sehe ich auch im Grunde hauptsächlich nur meine wissenschaftlichen Beschäftigungen an. Sie sind vorzugsweise dazu gemacht, weil sie an sich mit Ideen in Verbindung stehen. Ich bin hierüber ausführlich gewesen, um Ihnen einen Begriff zu geben, was ich meine Einsamkeit und meine Freude daran nenne. Sie ist ursprünglich keine freiwillige, sondern eine durch das Schicksal herbeigeführte. Der von zweien Zurückge-

bliebene ist allein, und es ist dann eine natürliche und zu billigende Empfindung, daß man auch fortwährend allein bleiben will. Dann aber begünstigt auch die Einsamkeit jenes Nachdenken über sich selbst, jene Arbeit an sich, jenes Abrunden und Schließen des Lebens, von dem ich eben sprach. Endlich kommen die Studien hinzu, denen man auch ihre Stelle gönnen muß. Darum gehe ich nur sehr selten zu meinen Kindern in die Stadt und freue mich, wenn sie hierher kommen. Die Leute bedauern erst meine Abwesenheit, das ist die Höflichkeit; dann finden sie dies Zurückziehen in meinem Alter und in meiner Lage natürlich, das ist die Wahrheit. Überdruß am Leben, Stumpfheit an seinen Freuden, Wunsch, daß es enden möge, haben an meiner Einsamkeit keinen Teil. . . .

Ich habe Ihnen, liebe Charlotte, zwei Briefe geschrieben, die bei Abgang des Ihrigen noch nicht angekommen waren. Ich verlange, eine Antwort auf diese zu erhalten. Ich bitte Sie, wenn Sie können, mir noch in diesem Jahre zu schreiben. Zu dem, welches wir neu beginnen, nehmen Sie meine herzlichsten Wünsche. Möge der Himmel Ihnen wieder Heiterkeit, Freude, Lebenslust und Lebensmut und vor allem Gesundheit und Kräfte verleihen! Was ich dazu beitragen kann, will ich mit herzlicher Freude tun, wo und wie es mir möglich ist. Leben Sie nun recht wohl! Gedenken Sie meiner mit freundschaftlicher Liebe und rechnen Sie mit Zuversicht auf meine aufrichtige und unter allen Schicksalen unwandelbare Teilnahme an allem, was Sie betrifft. Ihr H.

Vierundvierzigster Brief

Regel, den 17. März 1830.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am 6. d. M. abgegangenen Brief vom 1. bekommen, so daß der Brief wieder sehr lange unterwegs gewesen ist. Doch kann er wohl zwei volle Tage in meinem Hause in Berlin gelegen haben. Es ist mir sehr lieb, daß der Abgang der Posten wieder geregelt ist. Ich werde Sie jetzt immer bitten,

Ihre Briefe am Dienstag abgehen zu lassen. Es war sonst immer der Tag, den Sie vorzogen. Ihr längeres Stillschweigen hat mich diesmal nicht beunruhigt. Ich war gewiß, daß Sie nicht krank sein konnten. Ich habe Sie so bestimmt gebeten, mir in diesem Fall zu schreiben, daß ich gewiß darauf rechnen konnte, daß Sie es gethan haben würden. Ich erriet aber die Ursache Ihres Nichtschreibens und sehe nun aus Ihrem Briefe, daß ich ganz richtig vermutet hatte. Es war eine zu natürliche, Ihrer Empfindungsart zu angemessene Empfindung, als daß sie nicht hätte in Ihnen aufsteigen sollen. Ihr jetziger Brief aber hat mir die größte Freude gemacht, besonders wegen der ruhigen Stimmung, die darin herrschend ist, und die ich, da sie Ihnen notwendig die wohlthätigste sein muß, so sehr liebe, um deren Erhaltung ich Sie dringend bitte. Auch Lebenslust und Lebensfreude an den dem Leben bleibenden Gemüßen kann erst auf dieser Grundlage im Gemüt emporsprießen. Die Ruhe ist die natürliche Stimmung eines wohl geregelten, mit sich einigen Herzens. Außere Ereignisse können sie bedrohen und das ruhigste Gemüt aus den Angeln heben. Ein großes weicht zwar auch da nicht, allein obgleich es Frauen gibt, welche diese Stärke mit der größten und lebendigsten Regsamkeit der Empfindung und der Einbildungskraft verbinden, so kann man das bewundern, aber nicht fordern. In einem Manne aber ist es Pflicht, es läßt sich verlangen, und er verliert gleich bei allen richtig Urtheilenden an Achtung, wie hierin in ihm ein Mangel sichtbar wird. —

Meine Gesundheit ist fortwährend gut. Sogar von kleinen Übeln bin ich frei, und an den Augen bemerke ich keine Veränderung. Ich mache mir indes dennoch keine Täuschung darüber. Es liegt in der Natur der Sache, daß eine einmal vorhandene Schwäche, oder eine beginnende Verdunkelung, immer auch, wie alles in der Natur, ihren Gang geht und zunimmt. Aber dies Zunehmen kann so unmerklich sein, daß es die ganze Lebensdauer hindurch zu keinem wirklichen Übel führt. Dies scheint jetzt noch bei mir der Fall zu sein. Mit der Schwierigkeit in der Hand beim Schreiben haben Sie vollkommen recht, sie begleitet gewöhnlich den Eintritt der höheren Jahre. Es tritt dann entweder Zittern ein, oder ein Zu-

stand, den ich mehr Unbehilflichkeit als Schwäche nennen möchte. Das Schreiben erfordert, wenn die Hand fest und deutlich sein soll, eine Menge sehr kleiner und kaum merklicher Bewegungen der Finger, die schnell nacheinander und doch bestimmt voneinander geschieden, gemacht werden müssen. Dazu mangelt im Alter die Gelenkigkeit. Wie beim Schreiben ist es bei allen ähnlichen Verrichtungen, wogegen im Fassen, Tragen, Halten u. s. f. die Hand die gleiche Kraft behält. Daß Gastein mir dabei helfen könnte, glaube ich nicht. Es hat bei mir erst, wie ich schon Gastein gebraucht hatte, recht zugenommen und war im Frühjahr weniger stark, als im Herbst und jetzt. Das Alter erscheint mit den Jahren allmählich, aber mit einer Krankheit oder mit einem großen Unglücksfall, den nichts je wieder gut machen kann, plötzlich. Das letzte ist mein Fall gewesen: Hätte ich den Verlust nicht erlitten, den ich erfahren, so möchte es noch mehrere Jahre so fortgedauert haben. Aber durch die große Änderung, welche dieser Verlust in mir hervorbringen mußte, und die mit jedem Tage nur fühlbarer wird, bei der plötzlichen Vereinzlung nach einem achtunddreißigjährigen gemeinschaftlichen Leben und selbst in der Abwesenheit ununterbrochenen gemeinschaftlichen Denken und Empfinden war es natürlich, daß die Änderung auch körperlich eintrat. Indes ist das sehr leicht zu ertragen, zumal solange die Gesundheit so unangegriffen wie bei mir jetzt bleibt. Ich kann daher, wenn Sie auch nicht immer darin einstimmen, nur dabei bleiben, daß mir das Alter lieb ist. Es ist ein natürlicher menschlicher Zustand, dem Gott seine eigenen Gefühle geschenkt hat, die ihre eigenen Freuden in sich tragen. Wenn ich durch einen Zauberstab machen könnte, daß ich die mir noch übrigen Jahre mit jugendlicher Kraft und Frischeit verleben, oder so wie jetzt bleiben könnte, so wähle ich das erste gewiß nicht. Die jugendliche Kraft und Frischeit paßt nicht zu greisenden Gefühlen, und diese in einem langen Leben erworbenen und erlangten Gefühle möchte ich doch für nichts auf Erden aufgeben. Was Sie von meiner Stimmung sagen, unterschreibe ich insofern, als sie allerdings eine seltene und den tiefsten und gerührtesten Dank erheischende Gabe des Himmels, nicht menschliches Verdienst ist.

Benigstens rechne ich sie mir nicht zu. Ich verdanke sie größtentheils der, welche auch jetzt die unmittelbare Quelle derselben ist. Denn wenn man einem durchaus reinen und wahrhaft großen Charakter lange zur Seite steht, geht wie ein Hauch von ihm auf uns über. Ich würde mir selbst jenes Besitzes unwert erscheinen, wenn ich jetzt anders sein könnte, als innerlich in abgeschlossener Ruhe in der Erinnerung lebend und äußerlich, wo sich die Gelegenheit darbietet, nützlich und wohlthätig beschäftigt.

Es ist mir eine wahre Beruhigung gewesen und hat mich unendlich gefreut, daß Ihnen meine beiden letzten Briefe wohlthätig gewesen sind. Ich habe bei allem, was ich Ihnen schreibe, immer und nur diese Absicht, und ich bitte Sie dringend, danach und nur danach jeden einzelnen Ausdruck zu beurteilen. Wir weichen in einigen wesentlichen Ansichten des innerlichen Lebens von einander ab. Es tut nichts, wenn man nicht über alles gleich denkt, und jeder muß sein inneres Glück auf seine eigne Weise bauen. Nur wenn der eine in vollkommener Übereinstimmung mit der Ansicht des andern es wünscht, wenn er sich ganz vertrauend hingibt, kann man leitenden Einfluß darauf ausüben wollen.

Ich wünsche, daß meine Briefe Sie ruhig, heiter stimmen, Ihnen wie eine Erholung, eine Erquickung erscheinen. Meine dringende Bitte an Sie, liebe Charlotte, ist nur, daß Sie die Ruhe Ihres Gemüths erhalten und es der Heiterkeit, die jede Lage begleiten kann, offen erhalten mögen. Sich selbst heiter stimmen kann man nicht immer, allein heiteren Eindrücken, wenn sich Veranlassungen dazu finden, sich offen erhalten kann man doch. Ich bitte Sie, mir den 27. d. M., wenigstens gewiß nicht später, zu schreiben. Früher soll es mir immer willkommen sein. Leben Sie herzlich wohl, und rechnen Sie mit vertrauender Zuversicht auf meine ununterbrochene freundschaftliche Teilnahme. H.

Fünfundvierzigster Brief

Legel, den 29. Mai 1830.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 16. d. M. vor einigen Tagen empfangen, und so wie Sie es vorausgesehen haben, dop-

pelte Freude daran gehabt, weil er in einem so ruhigen und heitern Tone geschrieben ist. Ich wünsche nichts mehr, als daß Sie in demselben und der ihr entsprechenden Stimmung bleiben mögen, und Sie können es gewiß, wenn Sie sich nicht selbst trübe und irrige Vorstellungen machen, sondern vielmehr der Ruhe nachstreben, welche das Gemüt unabhängig von äußern Ereignissen macht. Ohne diese nur durch innere Bearbeitung seiner selbst zu erlangende Ruhe bleibt man immer ein Spiel des Schicksals und verliert und gewinnt sein inneres Gleichgewicht, wie die Lage von einem nur freudvoller oder leidvoller ist. Das gänzliche Unterlassen alles Spazierengehens ist und bleibt doch eine Entbehrung eines großen Vergnügens, wenn sich auch der Körper daran gewöhnt, ich habe das selbst an mir erfahren. Der Mangel der Bewegung hat mir nie geschadet, aber entbehren tut man viel. Man genießt die Natur auf keine andere Weise so schön, als bei dem langsamen, zwecklosen Gehen. Denn das gehört namentlich zum Begriff selbst des Spazierengehens, daß man keinen ernsthaften Zweck damit verbindet. Seele und Körper müssen in vollkommener und ungehemmter Freiheit bleiben, man muß kaum einen Grund haben, auf eine oder die andere Seite zu gehen. Alsdann befördert die Bewegung die Idee, und man mag etwas Wichtiges denken oder sich bloß in Träumen oder Phantasien gehen lassen, so gewinnt es durch die Bewegung des Gehens bessern Fortgang, und man fühlt sich leichter und heiter gestimmt. Noch vor kurzem ist es mir geschehen, daß mir durch einen Spaziergang gelang, was sich sehr lange nicht hatte gestalten wollen. Ich hatte oft vergebens an etwas gearbeitet, und plötzlich beim Herausgehen draußen kam es mir ganz von selbst, daß ich beim Nachhausekommen es nur aufschreiben konnte. Ich gehe aber niemals des Morgens aus. Daran tue ich vielleicht unrecht, aber es hängt bei mir mit so vielen kleinen Gewohnheiten zusammen, daß ich darüber nicht hinauskommen kann. Ich genieße daher nur den Anblick des Grün aus den Fenstern, wo dann die Lichter der Frühsonne im Laube einen wundervoll herrlichen Wechsel des Hellen und Dunkeln gewähren.

Ich habe kürzlich Goethes zweimalige Reise nach Italien oder

vielmehr, da es keine eigentliche Reisebeschreibung ist, seine Briefe von daher gelesen. Sie schrieben mir in derselben Zeit von der Jakobischen. Ich habe diese Reise nie gelesen, wohl aber den Reisenden gekannt und sein Buch loben hören. Er studierte mit mir zugleich in Göttingen und ging, wenn ich nicht irre, auch mit Ihrem Bruder um. Er war ein guter Mensch und sehr fleißig, doch vermied ich seinen Umgang, da er für meine Neigung in zu viele Studentengesellschaften verwickelt war. Was Sie mir aus seiner Reise über die Pracht der Kirchen und des Gottesdienstes sagen, ist sehr wahr, und sehr begreiflich, wie hinreißend es für ein wahrhaft frommes, weibliches Gemüt, wie das Ihrige, erscheinen muß, zu jeder Zeit in den offenen Kirchen eine Zuflucht und „Freistatt,“ wie Sie sagen, für seine tiefsten Bedürfnisse zu finden. Ich bin durch ihre Bemerkungen an etwas erinnert. Vielleicht haben Sie wohl von Fernow gehört, der mehreres über Kunst und Literatur und eine sehr geschätzte italienische Grammatik geschrieben hat. Dieser war viele Jahre in Rom und heiratete dort eine Frau, die von geringem Stande war und als Wirtschafterin gedient hatte. Nach mehreren Jahren der Heirat lehrte er nach Deutschland zurück, nahm die Frau mit und lebte in Weimar. Der Frau mißfiel der dortige Aufenthalt ungemein, sie starb sogar bald, woran das Heimweh mit Ursache sein mochte. Sehr merkwürdig war, was sie beständig sagte und immer wiederholte: „Wie arm und wie dunkel!“ Das letzte begriff man leicht, da es auf das Sonnenlicht gehen konnte. Aber das arm schien sonderbar, da sie in Rom unmittelbar auch nur armselige Umgebungen gehabt haben konnte. Es bezog sich aber offenbar auf die Kirchen, die hell, groß, prachtvoll und in jeder Art reich ausgestattet sind. Diese sah sie als zu ihrem Leben, ihrer täglichen Umgebung gehörend an und konnte es. Die Kirchen in den italienischen Städten, und es ist wohl in allen katholischen Ländern nicht anders, sind den ganzen Tag offen, vom frühen Morgen bis späten Abend, und jeder kann ungehindert hineingehen und darin bleiben, solange er will. Jeder im Volke kann sie also als sein Eigentum ansehen, und so tat es diese Frau. Wie ärmlich es in ihrer Stube aussehen mochte, der Reichtum und

die Pracht der Kirchen gehörte zu ihrem Genuß. Es ist aber auch in anderer Rücksicht, wie Sie bemerken, und wie es auch mir erscheint, eine lobenswürdige Sitte, daß man jedem Gelegenheit gibt, in jedem Moment, wo er Stimmung dazu hat und fühlt, an einen Ort gehen zu können, wo er Stille und Einsamkeit oder zu seiner Stimmung passende Vorrichtungen findet, einen Ort, der ihm schon an und für sich, sobald er ihn betritt, Ehrfurcht und dazu eine gewisse Linderung einflößt. Unsere evangelischen Kirchen werden viel zu sehr als Orte, die zum Predigen bestimmt sind, angesehen, und auf die religiöse Erhebung des Gemüths in Gebet und Nachdenken wird zu wenig gedacht.

Die Goetheschen Briefe aus Italien lehren nicht gerade Italien und Rom kennen. Sie sind ganz und gar nicht beschreibend. Man muß mit den Gegenständen durch eigne Ansicht oder durch andere Reisen bekannt und bereits vertraut sein, um nur die Bemerkungen darüber ganz zu verstehen. Aber sie malen sehr hübsch und interessant Goethe selbst und zeigen, was Rom und Italien sind, durch den Eindruck, den sie auf Goethe gemacht haben. Jedenfalls gehören sie zu den merkwürdigsten Schilderungen. Dann erkennt man auch daraus, welche unglaubliche Sehnsucht Goethe Jahre hindurch hatte, Italien und vor allem Rom zu sehen.

Ich reise morgen früh ab und gehe zunächst nach Breslau. Leben Sie herzlich wohl, und seien Sie meiner unveränderlichen Theilnahme gewiß. Von Herzen Ihr
H.

Sechsendvierzigster Brief

Legel, den 12. August 1830.

Ich bin am 2. d. abends glücklich hierher zurückgekehrt und bin schon wieder hier ganz eingewohnt. Auf meiner Reise ist mir durchaus kein Unfall begegnet, die Hitze war zwar oft sehr groß, aber ich scheue sie nicht. Der Staub war zum Teil lästig und stark, aber er hat meinen Augen dennoch nicht weiter geschadet. Was mich am meisten jetzt freut, ist der Gedanke, daß ich nun wieder ein ganzes

Jahr vor mir habe, in dem ich gewiß bin, die hiesige Gegend nicht zu verlassen. Es ist Zwiefaches, wodurch mir diese Sicherheit von großem Wert ist. Einestheils habe ich die Ruhe und das ununterbrochene Verweilen an demselben Ort, und dann liebe ich diesen Ort vorzüglich. Zu Berlin habe ich zwar nicht dieselbe Liebe, aber es knüpfen mich doch so viele Verhältnisse an die Stadt, daß ich sie jeder andern vorziehen würde, wenigstens in Deutschland. Auch erlaubt mir meine Lage, dasjenige, was mir angenehm, durch die Nähe und das Besuchen von Berlin zu benutzen und wieder fast allem aus dem Wege zu gehen, was mir störend sein könnte. Das letztere liegt aber nicht sowohl speziell in Berlin, als überhaupt in dem Charakter und den Eigentümlichkeiten einer Stadt und der damit verbundenen Notwendigkeit, doch einigermaßen auch die Gesellschaft zu sehen. Von dieser Notwendigkeit habe ich mich zwar ziemlich losgemacht, allein die Mühe dieses nicht immer leichten Losmachens ist selbst eine Last und Beschwerde, die zu oft wiederkehrt, da die Leute nie an die Dauer einer solchen Verzichtleistung glauben und sich wieder nähern. Es ist gar nicht, daß ihnen persönlich so viel an einem läge, sie wollen es nur nicht dulden, daß man sich absondert und anders handelt, als sie tun. Mit welcher stillen und innigen Freude ich wieder hier einheimisch werde, kann ich nicht ausdrücken. Außerdem, daß ich unendlich gern mit meinen Kindern zusammen bin, und dies die einzige Gesellschaft ist, die mir große Freude geben kann, weil sie sich an angeborene Gefühle knüpft und eins ist mit dem, was mich an die Erinnerungen der Vergangenheit ausschließlich fesselt, sprechen mich auch hier alle einzelnen Gegenstände auf eine meinen Neigungen zusagende Weise an. Ich habe zwar vollkommen die Gewohnheit, unter allen Umständen, selbst störenden, und in Umgebungen, die gar nicht zu der Arbeit passen, die ich gerade vornehme, arbeiten zu können und doch sicher zu sein, daß die Arbeit nicht schlechter, als unter günstigern, gerät. Ich habe jetzt in Gastein viel gearbeitet und gerade das zustande gebracht, was ich mir vorgenommen hatte. Allein so gern als hier arbeite ich nirgend. Es scheint ordentlich, als lehren Gedanken und Empfindungen, wie von den Naturgegenständen, leichter zurück,

wo man öfter und anhaltender solche gehabt hat, und da ich in den verschiedenen Epochen meines Lebens hier bald länger bald kürzer gewesen bin, so bin ich nirgends so wie hier den ganzen Kreis durchlaufen, der zu meinen individuellen Ansichten gehört. Ich habe übrigens wieder meine Wohnung in Gastein bestellt und in mir gelächelt, indem ich äußerlich ernsthaft tat. Der Mensch, der keinen Tag des folgenden sicher ist, nimmt Maßregeln für ein Jahr und hält das mit einem gewissen Ernst für notwendig. Bei solchen Dingen, wie eine Badereise, scheint mir das doppelt sonderbar. Denn sonst ist es sehr in meiner Art und selbst in meinen Grundsätzen, in meinen Lebensplänen, Arbeiten, sonstigen Beschäftigungen, auf die Unterbrechung gar nicht zu achten, welche die Möglichkeit des Todes machen kann, oder gewissermaßen Berechnungen der wahrscheinlichen Lebensdauer in meine Pläne aufzunehmen. Ich würde ohne Bedenken das Weitläufigste anfangen. Man vollendet so viel, als das Schicksal vergönnt, das ist manchmal unerwartet und überraschend viel, sei es, daß längere Zeit vergönnt wird, oder daß Umstände die Arbeit schneller fördern. Wird man aber früher abgerufen, nun so ist der Faden angeschnitten, aber man tritt dann in einen Zustand, von dem man allerdings nichts weiß, aber von dem man wohl das mit Gewißheit behaupten kann, daß er keinem Bedauern Raum geben wird, hier etwas unvollendet gelassen zu haben.

Ich habe mit großer Freude, liebe Charlotte, Ihren Brief hier empfangen, und noch größere hat mir der Inhalt gemacht. — Daß Ihnen meine Briefe spät zugekommen sind, tut mir sehr leid, ist mir aber sehr begreiflich. Briefe, die man so auf Reisen auf Posten abgibt, mit deren Abgangstagen man nicht bekannt ist, müssen oft das Schicksal erfahren, einige Tage liegen zu bleiben. Überhaupt aber ist der Postenlauf von Gastein und den Provinzen der österreichischen Staaten sehr langsam. Die Leute, die überall Mißtrauen hegen, glauben, daß man die Briefe über Wien gehen lasse, um sie dort zu erbrechen und zu lesen. Ich kann mir kaum denken, daß dies mit Briefen geschehen sollte, deren Adresse man es ansieht, daß sie kein politisches Interesse berühren können, sondern bloß

Privatverhältnisse angehen. Ich glaube, daß die Sache in andern Ursachen, vermutlich in Anordnung der Posten liegt. Der Beschuldigung, daß man des Portos wegen die Briefe so viel Umwege machen lasse, als nur immer möglich ist, darf man wohl nicht Glauben beimessen! — Sie haben mir, liebe Charlotte, eine große Freude dadurch gemacht, daß ich aus Ihrem Briefe sehe, daß Ihre Stimmung ruhiger, zufriedener, mehr mit dem Leben im Einklang ist, als es bisher der Fall war. Ich bitte Sie dringend, alles, was von Ihnen abhängt, zu tun, um sich darin zu erhalten. Die Erfahrung wird Ihnen bestätigen, was ich Ihnen oft sagte, daß man doch sehr viel dazu tun kann. Gott hätte den Menschen nicht das erregbare, leicht bewegliche, dem Gram und dem Schmerz so zugängliche Gemüt gegeben, wenn er nicht zugleich darein hätte die Kraft legen wollen, diese Gefühle zu beherrschen und diesen Schmerz zu besiegen. Er gibt nichts unmittelbar, er will immer, daß der Mensch durch eigne Kraft seinen Segen erlange, man kann nicht sagen: erwerbe oder verdiene, denn das Menschliche kann nicht auf diese Weise an das Göttliche reichen. Alles, auch was Gott gibt, muß noch ebenso durch den Menschen und sein eignes Tun gehen, als wäre es einzig und allein sein Werk. Es ist mit dem Samenkorn, das im Grund aus dem Herzen geistige Frucht trägt, ebenso als mit demjenigen, welches aus der Erde emporsteigt, oder wenigstens auf ganz ähnliche Weise. Die Frucht wird auch nicht unmittelbar von Gott, ja nicht einmal von der Natur gegeben, sie muß alle Zustände durchgehen, welche sie nach und nach zur Reife bringen, und wenn der Mensch auch unter dem glücklichsten Himmel und in dem am meisten günstigen Boden derselben gewiß sein will, muß er selbst seine Mühe und den Schweiß seiner Stirn daranwenden. Noch viel mehr aber ist das der Fall bei der Frucht des Geistes und des Herzens, allein die Sicherheit ist da auch unendlich größer. Es kann da kein störendes Naturereignis dazwischen treten. Denn wenn ungünstige Stimmungen auftauchen, so kann die Kraft des Gemüths auch gegen sie ankämpfen. Der höhere Segen gehört freilich auch da zum Gelingen. Allein man kann sicher annehmen, daß dieser Segen genau im Verhältnis steht mit der Anstrengung, mit der man

selbst im Herzen zum Ziel zu gelangen strebt. Bei Ihnen, liebe Charlotte, scheint mir nun gar nicht einmal der Fall zu sein, daß es einer Anstrengung oder eines Kampfes bedürfte. Es kommt vielmehr nur darauf an, daß Sie sich für die heitern Eindrücke, die beruhigenden Gefühle, welche der Seele wohlthun und Ihnen aus dem Innern eines Gemüths, wie das Ihrige, reich zuströmen müssen, offen erhalten. In dieser Beziehung halte ich es, wie ich Ihnen neulich schrieb, für das Einflußreichste, daß Sie darauf denken, sich ein lebendiges Interesse durch geistige Beschäftigung zu schaffen. Sie werden alsdann, von diesem Interesse geleitet, gern die Erholung von Ihrer gewöhnlichen Arbeit in dieser Beschäftigung suchen. Darum ist es mir sehr lieb, daß Sie mir in Ihrem Briefe von einer arbeitsfreien Zeit reden, der Sie entgegengehen. — Schreiben Sie mir den 31. August, mein Brief geht erst heute den 18. ab, da ich ein paarmal unterbrochen bin. Leben Sie herzlich wohl. Der Ihrige. H.

Siebenundvierzigster Brief

Regel, den 7. September 1830.

Ihr am 31. v. M. abgegangener Brief hat mir, liebe Charlotte, sehr viel Freude gemacht, weil er in einer ruhigen, wirklich erfreulichen Stimmung geschrieben ist. Ich danke Ihnen sehr dafür. Ich lebe nun wieder ganz in meinen alten Gewohnheiten. Mein Befinden ist sehr erwünscht, und ich müßte nicht, worüber ich zu klagen hätte. Wenn Sie aber von meiner kräftigen Gesundheit reden, so bedarf das doch einer Einschränkung. Meine Gesundheit ist gut, weil sie mich nicht leiden macht, und vorzüglich, weil ich sie durch die Regelmäßigkeit meines Lebens erhalte und befördere. Ubrigens sieht man mir das Alter viel mehr an, als andern Menschen von gleichen Jahren, und ich bin auch weniger rüstig, als es meinem und einem weit höheren Alter gemäß ist. Auch abwesend können Sie das in meiner Handschrift sehen, deren Ungleichheit und Mangel an Festigkeit gar nicht von den Augen, sondern allein von der

Hand herkommt. Das ist allerdings Folge der Jahre, aber daß es so früh und so plötzlich gekommen ist, ist allein Folge des Todes meiner Frau. Wenn man, wie es mein Fall war, so verheiratet war, wie man es einzig sein konnte und sein mußte, so ist die Trennung dieses Bandes nicht der bloß geänderte Zustand, sondern ein durchaus neuer. Ich klage nicht, ich weine nicht, der Tod einer Person und noch dazu in höheren Jahren ist ein natürliches, ein menschliches, ein unabänderliches Ereignis, ich suche nicht Hilfe oder Trost — denn der Kummer, der nach Hilfe oder Trost verlangt, ist nicht der höchste und kommt nicht aus dem Tiefsten des Herzens. Ich bin auch gar nicht unglücklich, ich bin vielmehr auf die einzige Art glücklich und zufrieden, auf die ich es sein kann, aber ich bin anders als sonst, ich hänge mit dem Menschen und der Welt nur insofern zusammen, als ich Ideen daraus schöpfe, oder als ich durch äußerliches Wirken nützen kann, sonst habe ich keinen andern Wunsch, als allein zu sein. Jede Störung meiner Einsamkeit, jeder, auch nur Stunden dauernde Besuch ist mir höchst unangenehm, wenn ich auch den Menschen, die mich besuchen, gut bin. Ich tue nichts dazu und mache nichts darin, es hat aber seit einem Jahre sehr zugenommen, und ich schließe daraus, daß es nicht vergehen wird. Sie können denken, daß ich in Berlin, wo ich so lange lebte, unter vielen Bekannten einige Männer und Frauen der engsten Vertraulichkeit habe. Ich pflegte sie wöchentlich, auch öfter zu sehen. Seit dem unglücklichen Verluste habe ich sie kaum drei- oder viermal gesehen. Sie fühlen und begreifen mich, und eine natürliche Diskretion hält sie ab, mich ohne ausdrückliche Einladung zu besuchen. Ich lade aber niemand ein, sondern überlasse das meinen Kindern. Ist jemand bei ihnen, so brauche ich nicht länger dabei zu sein, als ich Lust habe. Ich erzähle Ihnen das, weil sie gern einen Begriff meines Zustandes haben. Mit meinen Augen geht es aber nicht schlimmer. Besser kann es natürlich auch nicht gehen. Vielmehr, da man in allen Dingen klar sehen muß, sage ich mir, daß die Schwäche mit den Jahren auch zunehmen muß, und daß leicht eine Zeit kommen kann, wo ich das Lesen und Schreiben ganz aufgeben werde. Bei Licht stelle ich es schon sehr ein. Ich sitze oft abends allein zwei bis drei Stunden,

ohne scheinbar etwas zu tun. Ich kann aber nicht sagen, daß diese Zeit mir unnütz und noch weniger unangenehm verstriche. Das Träumen in Bildern und Erinnerungen hat etwas sehr Süßes, und strengt man sich an, ernsthafter und in gewisser Folge zu denken, so nützt es für die Arbeit des folgenden Tags. Ich ziehe dies einsame Sizen einem Gespräch weit vor. Oft indes und in den frühen Abendstunden lasse ich mir vorlesen. — Heute war ein selten schöner Tag, eine milde, angenehme Luft, kein Wind, ein reiner, blauer, schöner Himmel, aber sehr herbstlich ist es bei uns schon, ich weiß nicht, ob auch bei Ihnen. Das Laub ist schon so gelb, und wenn man eine ganze Allee hinunter sieht, bemerkt man auch, daß die Bäume nicht mehr die Blätterfülle wie im Sommer haben. Es ist unglaublich, wie schnell die Zeit hingeht. Eine Woche, ein Monat sind vorbei und, ehe man sich umsieht, das ganze Jahr. Es scheint gar nicht der Mühe wert, eine so alte und allgemein anerkannte Sache noch zu wiederholen. Allein mir ist es wirklich, als wäre mir diese Empfindung nie sonst in gleichem Grade lebendig gewesen. Es mag daher kommen, daß ich die Zeit mehr nach Arbeiten als nach sonst einer Ausfüllung messe, und da ist mir immer die Zeit, in der etwas zustande kommen soll, unzureichend zu demjenigen, was man darin erwartet. Kein Tag bringt ganz hervor, was er soll, und aus diesen Lücken der einzelnen Tage entsteht ein großes Defizit im ganzen. Ich habe darum den Winter nicht so ganz ungerne, weil man doch, selbst in meiner, das ganze Jahr hindurch sehr ruhigen, muhevollen und freien Lage, immer im Winter mehr und angestrongter arbeitet.

Es war mir überraschend, in Ihrem Briefe zu sehen, daß Sie so weit in der Sternkunde sind, so darin befestigt, Freude und Genuß daran zu haben. Es ist das schön und lobenswert und gehört, möchte ich sagen, in Ihr einsames, stilles Leben. Sie haben sehr recht, wenn Sie sagen, daß der nächtliche Himmel die Seele erhebe, sie von der Erde, die man in der Stille der Nacht mit ihrem unendlichen Jammer und mannigfaltigen Schmerz zuweilen vergesse, abziehe und das bange Herz mit Trost erfülle. Es macht mir Freude, daß der Anblick des Sternenhimmels so auf Sie wirkt, und daß ich

Sie veranlaßt habe, mehr darauf zu achten und sich damit zu beschäftigen; aber es tut mir zugleich sehr leid, daß fort und fort Ihre Empfindungen die trübe Farbe behalten. — Sie erwähnen der Kantischen Hypothese von unserer dereinstigen Fortdauer auf dem Jupiter. Ich glaube, wir haben schon einmal in unsern Briefen über diesen Gegenstand gesprochen. Es tut mir leid — da Ihnen die gewagte „Idee“, wie Sie es nennen, lieb ist — zu sagen, daß ich sie nicht teilen kann, und daß ich nicht begreife, wie Kant das annehmen kann. Aber ich komme einmal darauf zurück, da es eine Lieblingsidee von Ihnen zu sein scheint.

Sie wünschen ferner in Ihrem Briefe, daß ich, nach dem wiederholten Rat, daß Sie eine abziehende und anziehende geistige Beschäftigung beginnen, Ihnen sagen soll, was Sie vornehmen könnten? Sie bemerken dabei, was ich auch voraussetzte, daß es weder zu viel Zeit kosten, noch einen umständlichen Apparat erfordern dürfe. Das ist eigentlich eine schwere Aufgabe. Denn die Wahl muß doch vorzüglich durch Ihre Lust bestimmt werden, und über die können nur Sie urteilen. Ich will indes versuchen, Ihren Wunsch zu erfüllen. Ich folge dabei einem Wink, den mir Ihr Brief selbst gibt. Sie reden von der Erde, und allerdings muß auf den Himmel diese folgen. Was Sie aber eigentlich mit Vergnügen von der Erde erkennen wollen? Ich denke alles, was die Erde in Beziehung auf das Menschengeschlecht und dieses wieder in Beziehung auf sie ist. Was Sie interessieren kann, muß immer diese Verbindung berühren, nicht das einzelne zu abgerissen verfolgen. Hier weiß ich nun ein Buch, welches diese Bedingungen ganz erfüllt. Das ist Ritters Erdkunde. Es ist eines der geistvollsten und genialsten Bücher, die seit lange erschienen sind. Ritter behandelt die Erdkunde oder Geographie auf eine ganz neue Weise, teilt die Erde in ihre natürlichen Gebiete von Gebirgen, Thälern und Strömen ab und bringt überall das aus der Geschichte bei, was den allgemeinen Zustand des Menschengeschlechts schildert, ohne in die einzelnen kleinlichen politischen Händel einzugehen. Von dieser Seite wird das Buch ganz Ihren Endzwecken und Ihrem Bedürfnis entsprechen. Es ist auch darin für Sie zweckmäßig, daß es nicht ein Buch ist, was

man schnell weglesen muß, sondern eines, das oft im einzelnen wiedergelesen und studiert sein will. Sie haben sehr recht, das bloß lange und viele Lesen nicht zu lieben. Man muß suchen, sich von dem, was man kennen lernen will, erst einen richtigen Begriff zu machen. Dies wird Ritter bei Ihnen für die Erde bewirken, wenn Sie es recht anfangen. Sie müssen, meines Erachtens, nicht mehr als täglich eine Stunde in dem Buche lesen. Das werden Sie mit wenigen Ausnahmen können. Dann müssen Sie aber im Gedanken das Gelesene wieder durchlesen und so suchen, dasselbe sich zu eigen zu machen. Dies läßt sich, da allein die Gedanken damit zu tun haben, sollte ich denken, mit Ihrer Arbeit verbinden. Interessiert Sie dann irgend ein Punkt genauer, so könnten Sie andere Bücher darüber nachlesen. Ein Mangel an dem Buche ist, daß keine Karten dabei sind. Die Beschreibung der Gebirgszüge und des Stromlaufes ist aber so deutlich, daß, wenn man nur irgend eine Karte zu Hilfe nimmt, die Einbildungskraft leicht alles darauf Fehlende ersetzt. Ich sollte gewiß meinen, daß Ihnen dies Buch, so nach und nach langsam durchgegangen, eine angenehme und nützliche Beschäftigung gewähren würde. Ritter hat bis jetzt Asien und Afrika abgehandelt, und ich würde Ihnen raten, wenn Sie die Einleitung durchgegangen wären, zuerst Asien, nicht Afrika vorzunehmen, obgleich in dem Werke Afrika zuerst steht. Asien ist, wenn man in die Vorzeit zurückgeht, offenbar der wichtigste Weltteil. Es blühen da schon Religion, Philosophie und Dichtung aller Art, zu einer Zeit, von der man nicht einmal mit Gewißheit weiß, ob und wie Europa bewohnt war. Auch steht alle Kultur und Wissenschaft, deren wir uns noch heute erfreuen, mit Asien in Verbindung und läßt sich darauf als auf ihre Quelle zurückführen.

Sie erwähnen der neuesten unruhigen Auftritte. Seit Sie schrieben, haben sich diese sehr vervielfältigt und sind sogar in unsere Nähe gekommen. Es ist schmerzlich mit anzusehen, wie Leidenschaft, wilde Roheit und Übermut den Frieden bedrohen, dessen man so lange genoß. Indes wird sich auch das wieder beruhigen. Die Dinge der Welt sind in ewigem Steigen und Fallen und in unaufhörlichem Wechsel, und dieser Wechsel muß Gottes Wille

sein, da er weder der Macht, noch der Weisheit die Kraft verliehen hat, ihn aufzuhalten und ihn zum Stillstand zu bringen. Die große Lehre ist auch hier, daß man seine Kräfte in solchen Zeiten doppelt anstrengen muß, um seine Pflicht zu erfüllen und das Rechte zu tun, daß man aber für sein Glück und seine innere Ruhe andere Dinge suchen muß, die ewig unentreibbar sind. —

Ich bitte Sie, Ihren nächsten Brief am 28. d. M. zur Post zu geben. Leben Sie recht wohl, erhalten Sie sich heiter, und seien Sie meiner aufrichtigen und unveränderlichen Teilnahme versichert.

H.

Achtundvierzigster Brief

Regel, den 4. Januar 1831.

Da ich jetzt wenige Briefe selbst schreibe, so fiel es mir auf, als ich die Jahreszahl hinkritzelte, denn wirklich kann ich nur Kritzeln mein jetziges Schreiben nennen, daß ich dies in diesem Jahr zum erstenmal tue. Nehmen Sie also auch, liebe Charlotte, meinen herzlichen Glückwunsch an. Möge nichts Außeres, Widerwärtiges Ihnen zustoßen, und mögen Sie immer die nötige Stärke haben, sich die innere Ruhe zu erhalten, wenn sie, wie man bei menschlichen Schicksalen nie eine sichere Bürgschaft hat, einmal bedroht würde. Nach der Art, wie die Menschen, vorzüglich die höheren Stände, leben, hat, genau genommen, der Jahreswechsel seine wahre Bedeutung verloren. Im Grunde fängt man mit jedem Tag ein neues Jahr an. Nur die Jahreszeiten machen einen wirklichen Abschnitt. Diese aber haben bei uns kaum auf mehr als unsere Annehmlichkeit und Bequemlichkeit Einfluß. Mir ist aber demohngeachtet ein neues Jahr immer eine Epoche, die mich aufs neue in mir selbst sammelt. Ich übergehe, was ich getan habe, etwa noch tun möchte, ich gehe mit meinen Empfindungen zu Rate, mißbillige oder billige, befestige mich in alten, mache neue Vorsätze und bringe so gewöhnlich die ersten Tage des Jahres müßig und arbeitslos hin. Ich lächle dann selbst, daß ich die guten Vorsätze mit Müßiggang verbringe, aber

es ist nicht sowohl Müßiggang als Muße, und diese ist bisweilen heilsamer als Arbeit. Worauf aber diese periodischen Betrachtungen immer und gleichmäßig zurückkommen, ist die Freude, daß ein Jahr mehr sich an das Leben angeschlossen hat. Es ist dies keine Sehnsucht nach dem Tode, diese habe ich schon darum nicht, weil ja Leben und Tod, unabänderlich miteinander zusammenhängend, nur Entwicklungen desselben Daseins sind, und es also unüberlegt und kindisch sein würde, in demjenigen, was moralisch und physisch seinen Zeitpunkt der Reife haben muß, durch beschränkte Wünsche etwas ändern und verrücken zu wollen. Es ist auch nicht, ja noch viel weniger Überdruß am Leben. Ich habe dieselbe Empfindung in den genußreichsten Zeiten gehabt, und jetzt, da ich gar keiner äußeren Freude mehr empfänglich bin, wenigstens keine suche, aber still in mir und der Erinnerung lebe, kann ich noch weniger dem Leben einen Vorwurf zu machen haben. Aber der Verlauf der Zeit hat in sich für mich was Erfreuliches. Die Zeit verläuft doch nicht leer, sie bringt und nimmt und läßt zurück. Man wird durch sie immer reicher, nicht gerade an Genuß, aber an etwas Höherem. Ich meine damit nicht gerade die bloß trodene Erfahrung, nein, es ist eine Erhöhung der Klarheit und der Fülle des Selbstgefühls, man ist mehr das, was man ist, und ist sich klarer bewußt, wie man es ist und wurde. Und das ist doch der Mittelpunkt für des Menschen jetziges und künftiges Dasein, aber das Höchste und Wichtigste für ihn.

Das wird Ihnen, liebe Charlotte, mehr und besser zeigen, wie ich es meine, wenn ich das Alter der Jugend vorziehe. Mein eigentlicher Wunsch wäre aber, daß ich allein alt würde, und alles um mich her jung bliebe. Damit würden dann auch die andern zufrieden sein und gegen diese Selbstsucht keine Einwendung machen. Ganz im Ernst zu sprechen, obgleich auch das mein Ernst ist, ich meine nur in dem Ernst zu sprechen, den auch andere dafür nehmen würden — so bin ich weit entfernt zu verkennen, daß die Jugend im gewissen und im wahren Sinne eigentlich nicht bloß schöner und anmutiger, sondern auch in sich mehr und etwas Höheres ist, als das Alter. Eben weil wenig einzelnes entwickelt ist, wirkt das Ganze

mehr als solches, auch entwickelt das Leben nicht immer alle Anlagen, oft nur wenige, da ist dann die Jugend wirklich mehr. Auch liegt da in beiden Geschlechtern ein großer Unterschied. Dem Manne wird es viel leichter, den Schein und selbst die Wirklichkeit zu gewinnen, als sei er im Alter mehr und viel mehr geworden. Man schätzt in ihm viel mehr die Eigenschaften, die wirklich dem Alter angehören, und erläßt ihm die Frische und den Reiz der jüngeren Jahre. Er kann immer bleiben und selbst mehr werden, wenn er auch die körperliche Kraft sehr einbüßt. Bei Frauen ist das nicht ganz der Fall, und die Strenge der Willensherrschaft, die Höhe der freiwilligen Selbstverleugnung, durch die das weibliche Alter sich eine so jugendliche Kraft erhalten kann, haben nur wenige den Mut sich anzueignen. Allein auch in Frauen bewahrt das Alter vieles, was man in ihrer Jugend vergebens suchen würde, und was jeder Mann von Sinn und Gefühl vorzugsweise schätzen wird. —

Über Ihre Beschäftigung mit Palästina freue ich mich sehr. Es ist Ihnen gewiß wohlthätig, nicht ewig mit derselben Arbeit beschäftigt zu sein und nicht, wenn Sie dieselbe verlassen, sich wieder bloß Selbstbetrachtungen zu überlassen, sondern sich mit einem äußern, den Geist anziehenden Gegenstand zu beschäftigen. Man kehrt durch einen solchen dennoch mittelbar in sich zurück.

In dem, was Sie über den Unterschied zwischen der neueren Geschichte und dem Altertum sagen, stimme ich Ihnen vollkommen bei. Man befindet sich auf einem ganz andern Boden im Altertum. Es erging zwar den Menschen in jenen fernen Jahrhunderten auch wie uns jetzt. Aber die Verhältnisse waren natürlicher, einfacher und wurden, was die Hauptsache ist, frischer aufgenommen, ergriffen, behandelt und umgestaltet. Auch die Darstellung würdiger, hinreißender und vor allem poetischer, die Poesie war damals noch wahre Natur, nicht eine Kunst, sie war noch nicht geschieden von der Prosa. Dies poetische Feuer, diese Klarheit anschaulicher Schilderung verbreitet sich nun für uns über das ganze Altertum, das wir nur durch diesen Spiegel kennen. Denn allerdings müssen wir uns sagen, daß wir wohl manches anders und schöner sehen, als es war. Ich will damit nicht geradezu sagen, daß die Art, wie die Dinge

erzählt werden, unrichtig sei. Das nicht. Allein das Kolorit ist ein anderes. Wir sehen die Menschen und ihre Taten in andern Farben. Auch fehlen uns eine Menge kleiner Details, wir sehen nicht alle, oft nur hervorstechenden, wenn auch nicht mit Fleiß ausgewählten Züge. So wird alles überraschender und kolossaler.

Ich vermute, daß Sie bei dem schönen, gelinden und oft sonnigen Wetter auch täglich Ihren Garten besuchen. Ich lasse keinen Tag ohne Spaziergang vorübergehen. Die Sonne aber entgeht mir bisweilen, da ich mich in meinen Spaziergängen nicht nach ihr richte. Ich gehe immer Sommer und Winter am Nachmittag, und die Sonne versteckt sich hier in diesen Tagen um Mittag in Nebel.

Meine Gesundheit, denn ich sehe, daß ich noch nicht von ihr gesprochen, ist sehr gut. Ich habe bis jetzt in diesem Winter nicht einmal einen Schnupfen gehabt. Ich könnte also nur über Altersschwächen klagen; diese sind aber natürlich, und ich ertrage sie, ohne mich über sie zu wundern.

Ich bitte Sie, liebe Charlotte, Ihren nächsten Brief am 25. d. M. zur Post zu geben. Leben Sie nun recht wohl, und rechnen Sie immer auf meine unveränderliche Teilnahme. H.

Neunundvierzigster Brief

Legel, den 6. April 1831.

Ich habe diesmal, liebe Charlotte, keinen Brief von Ihnen seit meinem letzten bekommen, habe also keinen zu beantwortenden vor mir. Der Grund Ihres Nichtschreibens könnte in Ihren Augen liegen, was mich sehr schmerzen sollte, dann hätten Sie aber doch wohl einige Zeilen geschrieben; auch wenn Sie krank geworden, würden Sie es mir gewiß gesagt haben. Die natürlichste Vermutung über die Gründe Ihres Stillschweigens scheint mir daher die, daß Sie gefürchtet haben, mir gerade in den Wochen zu schreiben, wo der Verlust mich traf, in den seitdem meine Seele einzig versenkt ist. Ich danke Ihnen in der Tiefe meiner Seele für diese Zartheit. Ihr Brief würde mir zwar gleiche Freude gemacht haben, als alle

anderen. Man feiert die Toten nicht würdig durch verringerte Theilnahme an den Lebendigen, oder wenn man sich entzieht, ihnen hilfreich zu werden, und am wenigsten paßt das für die, welche ich betrauerere. Aber die Empfindung in Ihnen ist so natürlich, sie entspricht so sehr Ihrem Gefühl und Ihren Gefinnungen, ist edel und zart, daß sie mich lebhaft gerührt hat.

Ich bin den ganzen März hindurch nur einen Tag in Berlin gewesen und habe hier, theils allein, theils mit meinen Kindern, eine beneidenswürdige Ruhe genossen. Auch war das Wetter nur selten unfreundlich und es hat mich nicht gehindert, täglich auszugehen. Jetzt beginnt der Frühling sehr schön, und ich denke mir, daß auch Sie dies jugendliche Erwachen der Natur in Ihrem Garten genießen. Ich weiß nicht, ob Sie auch wohl darauf geachtet haben, was ich in sehr verschiedenen Klimaten, auch in Spanien und Italien gefunden habe, daß, wenn die Tage auch noch so regnerisch sind, sich der Himmel aufhellt um die Zeit des Sonnenunterganges. Meist hört der Regen auf eine halbe Stunde vor und nach Sonnenuntergang. Dies ist auch die gewöhnliche Zeit meiner Spaziergänge. Die Wolkenerscheinungen sind dann die größten, schönsten und glänzendsten, und seit meiner Kindheit machen sie den größten Theil meiner Freude an der Natur aus. Wie man auch darüber nachdenken mag, ist es schwer zu sagen, worin der Reiz eigentlich besteht. Gewiß ist es nicht das sinnliche Farbenspiel, wie schön und prachtvoll es auch ist, allein. Das mannigfache Schauspiel am Himmel regt die Seele tiefer und lebendiger an, als jeder irdische Reiz tun könnte. Daß es vom Himmel kommt, zieht wieder zum Himmel hin. Freilich allemal wehmütig, aber doch groß und im Tiefsten ergreifend ist das allmähliche Verglühen der Farben, das Ersterben des Glanzes, der zuletzt, noch ehe er der Dunkelheit Platz macht, von einem falben Grün überzogen wird. Ich kann mich dabei nie erwehren, an etwas Ernsteres und Wichtigeres zu denken. Es gibt zwar vorzüglich in den höher und innerlich Gebildeten, aber mehr oder doch in allen, eine Menge von Gedanken, die nie zu einer That werden, nie ins wirkliche Leben treten, sondern still und nur dem bewußt, der sie hat, im Busen verschlossen bleiben. Es entspringt aber

aus ihnen, und oft vielmehr als aus Reden und Thaten, Freude und Leid, Glück und Elend. Ihr Hin- und Herfluten im Gemüte, die Bewegung, in die sie versetzen, läßt sich in vielem jenen farbig flammenden Himmelserscheinungen vergleichen. Für den Ernst des äußern Lebens sind sie wirklich, sich mit ihm nicht bewegend, lustige Wolkengebilde. Sie verschwinden auch wie diese und lassen in der Seele eine Kühle und Leere zurück, die sich dem Grau der Dämmerung und dem Dunkel der Nacht vergleichen läßt. Sind sie aber darum dahin? Kann das, was das Gemüt so bewegt, so aus seinem innersten Grunde erschüttert hat, ganz wieder untergehen? Dann könnte der ganze Mensch selbst vielleicht auch nur eine vorübergehende Wolkenerscheinung sein. Sie werden mir einwenden, daß es auf jeden Fall, wie alles, was einmal im Gemüt gewesen ist, auf dieses, auf den Geist und Charakter zurückwirkt und in dieser Zurückwirkung fortlebt. Allein das ist doch nicht genug. Es müßte doch von bestimmten Seelenbewegungen auch etwas Bestimmtes ausgehen. Diese Gedanken ergreifen mich meistens, wenn ich den Himmel am Abend oder vor oder nach einem Gewitter ansehe. Ich habe aber, wenn ich es gleich nicht erklären und beweisen kann, ein festes Ahnungsgefühl, daß jene Gedankenerscheinungen auf irgend eine Weise wieder aufflammen und einen Einfluß ausüben, der bedeutender ist als gewöhnlich so hochgeachtete Reden und Handlungen. Der Mensch muß sich nur ihrer würdig erhalten, auf der einen Seite nicht trocken und nüchtern, auf der andern Seite nicht schwärmerisch und wesenlos werden, vor allen Dingen aber selbständig sein, die Kraft besitzen, sich selbst zu beherrschen, und den innern Gang seiner Gedanken allem äußern Genuß und Treiben vorziehen.

Indem ich auf das Geschriebene zurücksehe, muß ich Sie, liebe Charlotte, ordentlich um Verzeihung bitten, Ihnen so allgemeine Dinge und Betrachtungen zu schicken. Aber es ist dies, neben dem Andenken an die Vergangenheit, die nie für mich zurückkehren kann, das einzige, worin ich lebe. Solche Ideen schließen sich an meine wissenschaftlichen Bemühungen an, und so haben Sie den ganzen Kreis, worin ich lebe, wenn ich in mir sein kann, und aus dem ich

nur halb und geteilt herausgehe, wenn mich Pflicht oder freiwillige Sorge für andere herausruft. Diese Art zu sein hat sich ohne mein Zutun in mir gestaltet. Ich bin mir bewußt, daß ich sie nicht absichtlich hervorgerufen habe. Ich würde auch nicht entgegenarbeiten, wenn ich plötzlich fühlte, daß es anders in mir würde, daß ich wieder Lust an den Dingen hätte, die mich vor jenem Schlage erfreuten, daß ich mich wieder freiwillig ins Leben mischte, daß ich anderer Freude fähig sei, als die ich aus mir selbst und der Vergangenheit schöpfe, so würde ich mich frei darin gehen lassen, wenn ich mir auch selbst gestehen müßte, daß diese Aenderung meine innere parteilose Billigung nicht erhalten könnte. Ich denke nicht einmal daran, ob meine jetzige Stimmung mich bis ans Ende meiner Tage begleiten, oder ob die Zeit, wie die Leute so und oft ganz mit Unrecht sagen, auch meine Gefühle abstumpfen und abändern wird. Ich bin hierin nicht bloß allem Affektierten, sondern auch allem Absichtlichen Feind. Kann das Gefühl, das ich, seit ich eine solche Verbindung kannte, immer gehabt habe, daß es eine innere Verbindung zwischen Menschen gibt, deren Auflösung dem Zurückbleibenden alle Fähigkeit, alle Neigung und allen Wunsch nimmt, anderswoher Glück und Freude zu schöpfen, als aus sich selbst und dem Andenken, kann, sage ich, dies Gefühl untergehen, so möge es plötzlich verschwinden oder nach und nach ersterben. Im Reiche der Empfindungen muß nichts länger leben, als es innere Kraft zu leben hat. Bis jetzt ist es nur immer in mir gewachsen, und ich verdanke ihm alles, was ich seit jener gewaltsamen Zerreißung an innerer Stärke, Beruhigung und wirklicher Heiterkeit genossen habe, und was mir kein Mensch auf Erden, selbst meine Kinder nicht, ohne jenes Gefühl hätten geben können. Ich empfinde die Wohltätigkeit dieses Gefühls auch an der größeren Klarheit und Sicherheit meiner Ideen und Empfindungen. Denn, wenn ich auch zu manchen äußeren Geschäften weniger geschickt sein mag, als sonst, so fühle ich dagegen deutlich, daß meine Ideen in jener Rücksicht lichtvoller und fester geworden sind.

Ich bestimme Ihnen heute keinen Tag zum Schreiben, da mein Wunsch und meine Bitte dahin geht, daß Sie mir so bald schreiben

mögen, als Sie können. Mit unveränderlicher Theilnahme und Freundschaft der Ihrige. S.

Fünzigster Brief

Legel, den 6. Mai 1831.

Unmittelbar nach dem Abgang meines letzten Briefes an Sie, liebe Charlotte, empfing ich den Ihrigen und ersah daraus, daß ich die Ursache Ihres verzögerten Schreibens richtig erraten habe. Bald darauf erhielt ich auch Ihren zweiten Brief und ersehe mit Freuden aus beiden, daß Ihr Augenübel, wenn auch nicht ganz vorüber, doch Sie nicht mehr sehr beunruhigt und mehr ein nervöser leidender Zustand als Augenschwäche war. Vor allen Dingen schonen Sie die Augen, soviel es nur möglich ist. Leider gestattet Ihre Art der Beschäftigung keine gänzliche Schonung, das beunruhigt mich in der That, und ich bitte Sie recht herzlich, schonen Sie sich, soviel als irgend thunlich ist. Denken Sie daran, daß es auch zu meiner Beruhigung gereicht. Ich fürchte immer noch, daß es Folge Ihrer übermäßigen Anstrengung im vergangenen Winter war. Auch bitte ich und rate aus eigner Erfahrung, schränken Sie sich nur auf das notwendigste Schreiben ein, auch auf Lesen, wie groß auch die Entbehrung sei.

Sie gedenken der Zeitumstände und sagen, bei Krieg und Durchmärschen möchte ich doch in einer Gartenwohnung übel beraten sein. Das ist allerdings wahr, der Einquartierung kann niemand entgehen, und das ist eine drückende Last. Ich hoffe indes immer, daß der Friede wird erhalten werden können. Halten Sie auch die Hoffnung fest und lassen den Mut nicht sinken. Ihren Schrecken, den Sie beim Ausbruch der polnischen Revolution empfanden, finde ich sehr natürlich und begreife auch zugleich Ihren warmen Anteil an der unglücklichen Nation. Sie setzen bescheiden und hübsch hinzu, daß Sie doch zu wenig richtig belehrt seien, um sich ein Urtheil zu erlauben, und wollen das meinige hören. Unsägliches Unglück wird diese polnische Revolution zur Folge haben bei der Aufregung und

dem kriegerischen Sinne des Volkes. Der wilde Anfang war von jungen unbesonnenen Leuten gemacht. Allerdings ist die Teilung von Polen eine Ungerechtigkeit gewesen, aber das Reich war auch so in sich zerfallen, daß dies die Begebenheit hervorrief. Ohne diesen innern Zustand hätten die fremden Mächte den Gedanken der Teilung wohl nicht fassen können. Es ist nur auf Ihren Wunsch, daß ich hier einige Worte über die Begebenheiten der Zeit einschalte; sonst liegt es außer dem Plane und dem Geiste unseres Briefwechsels. . . .

Ich habe Sie längst befragen wollen, liebe Charlotte, ob Sie je Schillers Leben von Frau von Wolzogen gelesen haben; die edle Schriftstellerin kann Ihnen wohl nicht unbekannt geblieben sein. Wo nicht, so rate ich Ihnen, das Buch ja bald zu lesen. Ich glaube nicht, daß es ein zweites, so schön geschriebenes, so geistvoll gedachtes und so tief und zart empfundenes Buch gibt. Ein Mann könnte gar nicht so schreiben, wenn er auch sonst vorzüglich von Kopf und Gemüt wäre. Unter allem, was ich bisher von Frauen gelesen habe, weiß ich nichts damit zu vergleichen. Außerdem sind viele Briefe von Schiller in dem Werke, und unter diesen vortreffliche. Das Buch wird Ihnen Freude machen. An die Erdkunde von Ritter gehen Sie aber ja nicht eher, bis Ihre Augen wieder hergestellt sind; es ist wirklich ein schlimmer Druck, und das mit dem Lesen verbundene Auffuchen auf der Karte fordert ungeschwächte Augen.

Was ist Poesie? — sagen Sie und setzen hinzu: ich denke, man muß sie empfinden. — Ich bin ganz Ihrer Meinung. Wer recht lebendig empfindet (denn empfunden muß und kann es eigentlich nur werden), daß etwas poetisch ist, bedarf nicht der Erklärung, und wer kein Gefühl dafür hat, dem kann alle Erklärung durch Worte nicht helfen. Insoweit es möglich ist, hat es gewiß Schiller getan, der mehr als irgend jemand die Gabe besaß, in Worte zu kleiden, was in seiner eigentümlichen Natur dem Ausdruck widerstrebt. Beispiele erklären es schon besser. Nehmen wir zwei gleichzeitige Dichter, die Sie gleich gut kennen, Gellert und Klopstock. Beide sind miteinander zu vergleichen, weil sie beide geistliche Stoffe be-

handelt haben, weil sie gewiß beide von gleich edler Frömmigkeit und gleich reiner Tugendliebe beseelt waren, und endlich auch weil sie eine große und tiefe Wirkung auf die Gemüter und die Herzen ihres Zeitalters hervorgebracht haben. Aber gewiß sind Sie meiner Meinung, daß in Klopstock ein ungleich höherer Schwung ist, daß man bei seinen Worten mehr denkt, von ihnen hingerissen wird. Gellerts Verse sind nur gereimte Prosa, Klopstock war durchaus eine poetische Natur. — Ich bitte Sie, Ihren nächsten Brief am 24. abzusenden. Leben Sie herzlich wohl. Mit der aufrichtigsten Teilnahme und Freundschaft der Ihrige. H.

Einundfünfzigster Brief

Regel, den 1. Januar 1832.

Ich habe endlich, liebe Charlotte, durch Ihren Brief vom 16. Dezember Nachricht von Ihnen erhalten. Da ich sie früher erwartete, so fiel mir das Ausbleiben sehr auf. Besorgt war ich aber nicht, ich vermutete eine zufällige Abhaltung, aber gewiß nicht die, daß Sie meinen Worten eine solche Deutung geben würden. Es ist wirklich eine ganz unbegründete Scheu, die Sie wünschen läßt, daß ich Ihnen immer den Tag bestimme, an dem Sie Ihren Brief absenden. An jedem Tage machen mir Ihre Briefe Freude.

Ich bin fortdauernd sehr wohl und kann auch weniger über Schwächlichkeit klagen als sonst. Das Seebad hat mir offenbar wohlgetan, nur mit dem Schreiben geht es gleich langsam und schlecht, und die Stumpfheit der Augen nimmt doch zu. — —

Sie freuen sich, daß ich mich wieder heiter dem Leben zuwende, und da Sie liebevollen Anteil an mir nehmen, so können Sie sich allerdings meiner größeren Kräftigkeit freuen. Mit dem heitern Zuwenden zum Leben aber ist es eine eigne Sache. Es ist wahr und nicht wahr zugleich. Ich hatte mich niemals vom Leben abgewendet, dies zu tun ist ganz gegen meine Gesinnung, solange man lebt, muß man das Leben erhalten, sich ihm nicht entfremden, sondern darein eingreifen, wie es die Kräfte und die Gelegenheit

erlauben. Das Leben ist eine Pflicht, die man erfüllen muß; man ist allerdings in der Welt, um glücklich zu sein, aber der Gutgesinnte findet sein höchstes Glück in der Pflichterfüllung, und der Weise trauert nicht, wenn ihm auch kein anderes wird, als was er sich selbst zu schaffen imstande ist. In einem andern Sinne aber dem Leben zugewendet habe ich mich nicht. Die Aenderung, die das Gefühl größerer Kräftigkeit in mir hervorgebracht hat, ist die, daß es mich gewöhnt hat, da ich das Vermögen in mir dazu besitze, noch allerlei zu vollenden, was ich im Sinn habe, eingedenk der Ungewißheit der mir dazu übrig bleibenden Zeit. Die Folge ist also gewesen, daß ich noch haushälterischer mit meiner Zeit umgehe und mich seit meiner Rückkehr von Norderney noch einsamer zurückgezogen habe, mich noch anhaltender mit mir selbst beschäftige, und mir alles andere noch gleichgültiger in Beziehung auf mich ist. Die Heiterkeit am gegenwärtigen Augenblicke kann mir nicht wieder werden, seitdem meinem Leben etwas fehlt, für das es keinen Ersatz gibt, aber die Beschäftigung mit der Vergangenheit gibt mir eine sich immer gleich klare und ruhige Heiterkeit. Das Leben recht eigentlich in seinen guten und bitteren Momenten durchzuempfinden und das Tiefste und Eigenste, was die Brust in sich schließt, seinen äußeren Einwirkungen entgegenzustellen, nannte ich oben eine Pflicht, und sie ist es gewiß, aber es wäre auch widersinnig, es nicht zu tun. Das Dasein des Menschen dauert gewiß über das Grab hinaus und hängt natürlich zusammen in seinen verschiedenen Epochen und Perioden. Es kommt also darauf an, die Gegenwart zu ergreifen und zu benutzen, um der Zukunft würdiger zuzureisen. Die Erde ist ein Prüfungs- und Bildungsort, eine Stufe zu Höherem und Besserem, man muß hier die Kraft gewinnen, das Überirdische zu fassen. Denn auch die himmlische Seligkeit kann keine bloße Gabe sein und kein bloßes Geschenk, sie muß immer auf gewisse Weise gewonnen werden, und es gehört eine wohl erprüfte Seelenstimmung dazu, um ihrer durch den Genuß theilhaftig zu werden.

Es hat mich sehr geschmerzt, aus Ihrem Briefe zu ersehen, daß neue Trauerfälle Ihnen das Ende des Jahres trüben, es hat mir

um so mehr leid getan, da Sie eben auf dem Wege waren, größere Heiterkeit zu gewinnen. Die Schicksale des Lebens gehen ihren Gang, scheinbar fühllos, fort. Ich habe in diesem Jahre drei sehr langjährige Freunde, einen älter, als ich war, zwei jüngere, verloren. Aber die Gewöhnlichkeit und Natürlichkeit dieser Fülle mildert den Schmerz nicht und wehrt nicht der Trauer. Die beklommene Brust fragt sich immer, warum, da so viele länger leben, der Dahingegangene gerade vorangehen mußte. Was Sie von Ihrer ersten Erzieherin sagen, hat mich sehr gefreut und gerührt. Jedes gutgesinnte Gemüt, geschweige denn zart und edel fühlende, bewahrt durch das ganze Leben willig gezollte Dankbarkeit für die Pfleger der Kindheit. Schon im Altertum ist das wahr und schön beschrieben. Die Behandlung der Kindheit erfordert Geduld, Liebe und Hingebung, und diese Jahre hindurch ihr gewidmet zu sehen, berührt, wie auch übrigens der Mensch sein mag, die weichsten und zartesten Saiten des Busens. Dies Gefühl ist im ganzen sich immer gleich, der Unterschied beruht vorzüglich auf der Innigkeit des Empfindenden. Der Maßstab der Dankbarkeit ist aber der Grad der Liebe, den der, an den sie knüpft, in das Geschäft legte. Viele, die bei Kindern sind, tun ihre Pflicht, aber das Herz ist nicht dabei, das merkt das Kind gleich. Ich fühle recht, daß es das war, was Sie in der Verlorenen schätzten. Möge das neue Jahr Ihnen Heiterkeit und Freude bringen, Sie vor Verlusten in dem schon engen Kreise bewahren und über Ihre Stimmung, wie ernst sie auch manchmal sein möge, immer das freundliche Licht ausgießen, in dem man, wenn man auch das Leben nur als einen Weg zum Höheren ansieht, sich doch noch auch am Anblick des Weges erfreut. Erhalten Sie mir auch Ihre liebevolle Anhänglichkeit, wie Ihnen meine unveränderliche und herzlichste Teilnahme immer gewidmet bleibt. Seien Sie auch nicht besorgt um mich, ich bin gerade so glücklich, wie ich jetzt lebe, und kann es nur so sein. Wenn mir die Einsamkeit und mein täglicher stolzer Spaziergang bleibt, kann mir in den Außerlichkeiten des Lebens viel Unglück begegnen, ohne daß es mein Inneres berührt.

Leben Sie wohl! Der Ihrige.

H.

Zweiundfünfzigster Brief

Regel, den 7. Mai 1832.

Ich habe zwei liebe Briefe von Ihnen zur Beantwortung vor mir und fange in meiner Erwiderung zuerst mit dem an, womit Sie enden, mit dem Duell. Ich habe die erste Nachricht davon durch Sie erfahren, da ich Zeitungen sehr unordentlich und oft in vier und sechs Wochen gar keine lese. Das wird Ihnen unglaublich scheinen. Aber die sogenannten großen Begebenheiten bieten seit Jahren so wenig dar, woran sich das Gemüt innerlich interessieren könnte, daß mir sehr wenig daran liegt, sie früher oder später oder auch gar nicht zu erfahren. In solche Periode des Nichtlesens war jene unselige Geschichte gefallen. Ich habe bis jetzt nicht erfahren können, ob es der St. war, an dem Sie Theil nahmen, und der hier war. Man vermutet es aber, da er solchen Zufällen nicht aus dem Wege ging, vielmehr sich wenig in acht nahm, sie selbst herbeizuführen, ich werde Ihnen aber sichere Auskunft darüber verschaffen. Ich habe ihn kaum gekannt, er war aber hier, trotz mancher Sonderbarkeiten, beliebt, und auch jetzt höre ich, daß die selbst noch ungewisse Nachricht viel Theilnahme erweckt.

Mit den Duellen ist es übrigens eine eigene Sache. Viele, und deren mag St. allerdings mehrere gehabt haben, sind freilich bloße Jugendtorheiten. Allein mit andern verhält es sich doch anders. Sie sind ein notwendiges Übel, und in ihnen selbst liegt eine edle Art, einen einmal unheilbaren Zwiespalt zu lösen und abzumachen. Im Volke ziehen sich Feindschaften mit Erbitterung und Rachsucht Jahre lang hin. Der Zweikampf, der nicht immer lebensgefährlich ist und oft ganz unblutig abgeht, führt schnell die Versöhnung herbei und endet allen Groll.

Sie haben, liebe Charlotte, sehr lange der Sterne nicht erwähnt, aber gewiß versäumen Sie solche nicht. Ich habe sie nie schöner als dies Jahr gesehen. Die Gegend um den Orion ist bezaubernd. Ich habe an zwei schönen Abenden meinen Spaziergang bis zur recht späten Sternzeit verlängert und einen großen Genuß gehabt. Von jeher habe ich meine Spaziergänge gern so eingerichtet,

daß der Sonnenuntergang die größere Hälfte desselben beschließt. Es hat etwas so Liebliches, die Dämmerung nach und nach untergehen zu sehen. Die Nacht hat überhaupt manche Vorzüge vor dem Tage. Eine stürmische ist erhabener, und eine sanfte und stille zieht das Gemüt ernster und tiefer an. Die kleineren Sterne entgehen nur jetzt meinen Augen, und man gewinnt doch nur dann eine richtige Ansicht der Sternbilder, wenn man auch die kleineren Sterne darin auffuchen kann. Vormittags ist's eigentlich wärmer und in gewisser Art, besonders im Winter, besser zu gehen. Ich tue es aber nie, oder höchstens wenn mich jemand, was ich aber gar nicht liebe, um die Mittagszeit besucht. Überhaupt ist es eine große Rettung vor langweiligen Besuchen auf dem Lande, den Schauplatz ins Freie zu verlegen. Die langweiligen Töne verhalten leichter in der weiten Luft, und man hat mehr Zerstreuung um sich her, indem man ihnen ein halbes Ohr leiht.

Die Betrachtungen, welche Ihr Brief vom 1. Februar über das verflossene Jahr und die Resultate enthält, die es auf Sie gehabt, haben mich sehr interessirt und gefreut; ich wünsche, daß Sie darauf zurückkommen und würde es Ihnen Dank wissen. Haben Sie aber Gründe, nicht näher darauf einzugehen, so lassen Sie meine Frage unerwähnt; ich will Ihnen keine Geständnisse abdringen, die Ihnen unangenehme Empfindungen erregen. Den ernstestn Blick in sein Inneres bedarf jeder, er muß dem Entschluß des Handelns vorausgehen und ihn läutern, auch hat man über keinen Gegenstand alle Momente zur Beurteilung so vollständig und richtig beisammen, da man nur in den eignen Busen hinabzu- steigen braucht. Zwar kann auch das täuschen, man beschönigt die Schwächen, oder vergrößert aus einer andern Verirrung der Eitelkeit die Schuld seiner Fehler, denn allerdings findet die Beurteilung dadurch Schwierigkeit, daß der Gegenstand der Beurteilung das eigne Ich ist. Wenn man aber mit schlichter Einfachheit des Herzens und in der reinen und ungeheuchelten Absicht die Prüfung unternimmt, um vor sich und seinem Gewissen gerechtfertigt dazustehen, so hat man von jener Gefahr nichts zu fürchten. Und ein lebendiges Bild seines Innern muß sich jeder immer machen.

Es ist gewissermaßen der Punkt, auf den sich alles andere bezieht. Man muß bei dieser Selbsterforschung nicht streng nur bei demjenigen stehen bleiben, was Pflicht und Moral angeht, sondern sein inneres Wesen in seinem ganzen Umfange und von allen Seiten nehmen. Wirklich ist es ein viel zu beschränkter Begriff, wenn man sich selbst gleichsam vor Gericht ziehen und nach Schuld und Unschuld fragen will. Die ganze Veredlung des Wesens, die möglichste Erhebung der Gefinnungen, die größte Erweiterung der innern Bestrebungen ist ebensowohl die Aufgabe, die der Mensch zu lösen hat, als die Reinheit seiner Handlungen. Es gibt auch im Sittlichen Dinge, die sich nicht bloß unter den Maßstab des Pflichtmäßigen und Pflichtwidrigen bringen lassen, sondern einen höheren fordern. Es gibt eine sittliche Schönheit, die so wie die körperliche der Gesichtszüge, eine Verschmelzung aller Gefinnungen und Gefühle, einen freiwilligen Zusammenhang derselben zu geistiger Einheit erheischt, die sichtbar zeigt, daß alles Einzelne darin aus einem aus der innersten Natur stammenden Streben nach himmlischer Vollendung quillt, und daß der Seele ein Bild unendlicher Größe, Güte und Schönheit vorschwebt, das sie zwar niemals erreichen kann, aber von da immer zur Nacheiferung begeistert, zum Übergang in höheres Dasein würdig wird. Auch die Entwicklung der intellektuellen Fähigkeiten bis zu einem gewissen Grade gehört zu der allgemeinen Veredlung. Aber ich bin ganz Ihrer Meinung, daß dazu nicht gerade vieles Wissen und Bücherbildung gehört. Das aber ist wirklich Pflicht und ist auch dem natürlichen Streben jedes nicht bloß an der irdischen Welt, ihrem Gewirre und Land hängenden Menschen eigen, in den Kreis von Begriffen, den er besitzt, Klarheit, Bestimmtheit und Deutlichkeit zu bringen und nichts darin zu dulden, was nicht auf diese Weise begründet ist. Das kann man wohl das Denken des Menschen nennen. Dazu ist das Wissen nur das Material. Es hat keinen absoluten Wert in sich, sondern nur einen relativen in Beziehung auf das Denken. Der Mensch sollte nicht anders lernen, als um sein Denken zu erweitern und zu üben, und Denken und Wissen sollten immer gleichen Schritt halten. Das Wissen bleibt sonst tot

und unfruchtbar. In Männern findet sich das sehr oft, ja man möchte es als die Regel ansehen. Es fällt aber weniger auf, weil schon ihr Wissen gewöhnlich zu andern äußeren Zwecken und Nutzen wenigstens eine Anwendung findet. Aber ich habe es auch bei Frauen gefunden, und da erregt das Mißverhältniß des Denkens zum Wissen ein viel größeres Mißbehagen. Ich kenne, von meiner frühesten Jugend an und vor der Universität, eine Frau dieser Art, der ich durch alle Perioden ihres Lebens gefolgt bin. Sie kennt sehr gründlich die alten und die meisten neueren Sprachen, ist frei von aller Eitelkeit und Affektion, versäumt nie über den Büchern eine häusliche Obliegenheit, hat aber durch ihr Wissen nichts an Interesse gewonnen. Wenn sie gleich die ersten und schwersten Schriftsteller aller Nationen gelesen hat, schreibt sie darum auch keinen Brief, der einem sonderlich zusagen könnte. Sie bemerken ganz recht in dieser Beziehung, daß Christus seine Jünger aus der Zahl ungebildeter und unwissender Menschen wählte. Es hing aber auch mit den Zwecken und der Natur der Religion, die er stiften wollte, zusammen, und in dem Volke, in dem er auftrat, gab es in jener Zeit kein anderes Wissen als ein totes und mißverstandenes. Es gab nur Schriftgelehrte, welche das Auslegen der heiligen Bücher auf eine spitzfindig-hochmütige Weise mit Bedrückung und Verachtung des Volks trieben.

Erhalten Sie Ihre Gesundheit und heitre Gemüthsstimmung. Mit unveränderlicher Teilnahme der Ihrige. H.

Dreiundfünfzigster Brief

Legel, den 5. Mai 1832.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren ausführlichen Brief empfangen und danke Ihnen innig dafür. Sie werden unzufrieden sein, daß ich ihn so spät beantworte, da Sie meines tröstendes Zuspruchs bedürftig und leidend waren und mich um baldige Antwort baten. Es war auch mein fester Vorsatz, Ihren Wunsch zu erfüllen. Ich wollte Ihnen aber eigenhändig schreiben, und mit eigenhändigen Briefen

hänge ich jetzt gar sehr von Zeit und Umständen ab. Bei der Langsamkeit, womit ich schreibe, mache ich in einer Stunde nicht viel, und wenn ich nicht einen vollen freien Nachmittag vor mir habe, fange ich keinen Brief an, und in einem Nachmittag endige ich keinen, der es wert ist, eigenhändig geschrieben zu werden.

Diese Abhängigkeit von andern, gerade in demjenigen, worin die Freiheit am wünschenswürdigsten, ja selbst am notwendigsten ist, im Schreiben, gehört zu den unangenehmsten und störendsten Folgen kränklicher Schwäche. Denn es gehört doch mehr der Kränklichkeit als dem Alter an. Ich bin auch vernünftig genug, darin keine wahre Besserung weder von selbst, noch von Mitteln zu erwarten. Ich bin sehr zufrieden, wenn die Verhinderung nicht zunimmt und nicht lästiger wird. Ebenso mit den Augen. Die meisten Leute machen sich selbst bloß durch übertriebene Forderungen an das Schicksal unzufrieden. Bei den Klagen, daß sie etwas aufgeben müssen, was sie früher genossen, vergessen sie innerlich dafür dankbar zu sein, daß sie es bis dahin ungestört genossen.

Es hat mir sehr leid getan, liebe Charlotte, daß Sie eine so schmerzlich unruhige Zeit bei sich verlebt haben, und daß Sie Augenzeuge eines so schmerzhaften Krankenlagers sein mußten, das doch endlich zum Tode führte. . . .

Gleich lebhaften Anteil habe ich an Ihrem eignen, durch die Gemütsbewegungen und Anstrengung erfolgten Uebelbefinden genommen und freue mich, daß Sie mir beim Schluß Ihres Briefes und beim Anfang desselben sagen, daß Sie sich wieder ziemlich hergestellt fühlen. . . .

Was Sie mir vom sanften und heitern Ansehen im Tode, selbst nach einem so schweren Todeskampf sagen, bemerkt man wohl bei allen Toten. Bei einigen geht es wie ins Verklärte über. Es mag auch Fälle des Gegenteils geben, wo der Ausdruck der Leidenschaft oder gräßlicher Leiden auch im Tode nicht erlischt, und auf den Schlachtfeldern 1813 und 1815 habe ich wohl dergleichen, aber auch

viel Gefallene voll edler Ruhe in den Zügen gesehen. Diese Verschönerung im Tode, denn so kann man es wohl nennen, ist ein Vorrecht des Menschen. In den Tieren findet sich das Gegenteil; das schönste, mutigste, edelste Pferd sieht auf dem Schlachtfelde häßlich und widerwärtig aus.

Der Grund liegt doch wohl in dem Eindruck, den die Seele auf die Züge des Gesichts macht. Dieser Eindruck, wenn die Gemüthsart sonst unverdorben war, ist in sich nun natürlich ruhig, sittlich rein und selbst bei Personen von geringen Geistesgaben bis auf einen gewissen Punkt edel. Im Leben wird er durch die augenblicklichen Erregungen des Gemüths, durch die Umstände immer mehr oder weniger aus dem Gleichgewicht gebracht. In dem Leiden einer Krankheit ist das doppelt der Fall. Mit dem Tode weicht nun jener augenblickliche Einfluß auf die Züge, der ursprüngliche, durch das ganze Gemüt bewirkte aber bleibt und erhält sich, solange die körperliche Gestalt der Teile nicht zerfällt, auch ohne die fortdauernde Anwesenheit des Gemüths, gleich einem eingprägten Bilde. In diesem muß dann natürlich eine vollkommene Ruhe liegen, da das bewegliche Leben in den ewigen Schlummer eingewiegt ist. Vielleicht hat aber auch die Erscheinung einen schöneren und höheren Grund. Wir sehen — und können nicht anders — den Tod als ein Scheiden der Seele, eine Befreiung derselben von den Banden des Körpers an. Wir wissen aber durchaus nicht, was aus der fliehenden wird. Vielleicht ändert sie schon im Augenblicke, wo sie den Körper verläßt, ihre irdische Natur und wirft nun einen scheidenden Strahl auf die Zurückbleibenden, dessen Licht wir in den immer den Seeleneindrücken folglichen Gesichtszügen erblicken. Alles in diesen letzten Momenten ist wunderbar und unbegreiflich, und wenn wir uns auch selbst darin befinden werden, werden wir doch auch mit der größten Besonnenheit nichts mehr davon wissen und erfahren, denn gewiß endigt sich zunächst nur das Leben in völliger Bewußtlosigkeit. Die Natur wirft einen dichten Schleier über ihre Verwandlungen.

Ich bekomme soeben Ihren am ersten Ostertag angefangenen und am ersten Mai abgegangenen Brief. Mit großer Freude sehe

ich daraus, daß Sie sich wenigstens frei von Krankheit fühlen. Die Kräfte werden ja auch wiederkommen.

Daß Sie das gute, arme Mädchen, das bei Ihnen herangewachsen und ganz Ihrer Sorge hingegeben war, überall vermissen, begreife ich ganz. Sie müssen doch aber suchen, sie bald zu ersetzen. Ich habe oft die Erfahrung gemacht, kein Mensch ist unersetzbar in Geschäften, und das ist ein sehr edler und menschenfreundlicher Glaube. Man betrauert nun einen Gestorbenen nicht, weil man durch ihn etwas Außeres verliert, sondern bloß um seiner selbst, um seines Innern willen. Denn Treue, Liebe, Anhänglichkeit, das sind die wahrhaft unersetzlichen Dinge, die man durch den Tod wirklich verliert und betrauert.

Suchen Sie sich zu stärken und Ihren Geist zu erheitern, und seien Sie meiner herzlichsten und aufrichtigsten Freundschaft gewiß.

h.

Daß Sie im Gemüte sich wieder gestärkt fühlen, ist mir eine große Freude, und noch mehr, daß Sie mir einigen Anteil daran zuschreiben. Ich habe bei unserm Briefwechsel nie eine Absicht für mich gehabt und habe daher alles, was unter uns zur Sprache kam, immer mit völligster Unparteilichkeit in Betrachtung ziehen können. Dann glaube ich aber auch viel mehr, als die meisten andern mir an Talent sonst überlegenen Männer, das, was sich auf den Zusammenhang der Gesinnungen und Empfindungen im Menschen bezieht, studiert und erforscht zu haben. Ich habe von jeher viel an mir selbst gearbeitet und weiß also, was im Herzen vorgeht und vorgehen kann. Ich habe es von jeher an mir selbst nicht leiden können, in meinem innern Dasein etwas anderes als mich selbst zu brauchen. Darum kenne ich, was Kraft und Haltung zu geben vermag. So begreife ich, was Sie, liebe Charlotte, obgleich Sie es viel zu hoch stellen, von meinen Briefen sagen und rühmen. Es kommt nur von den zwei Umständen her, daß es auf der einen Seite klar und bestimmt gedacht und auf der andern durch die innere Erfahrung bewährt ist. . . .

Sie bemerkten in einem früheren Briefe, daß Ihnen der Stolz im Leben viel zu thun gemacht habe. Die Unterdrückung des Stolzes ist allerdings lobenswert, und es freuet mich, wenn es Ihnen damit so ganz gelungen ist. Der Stolz, den man wirklich nicht aufgeben soll, bleibt jedem Rechtlichgesinnten dennoch. Diesen sollte man aber nicht Stolz, sondern richtig abgewägtes Selbstgefühl nennen. Es ist eigentlich dies die Erhebung des Gemüths, welche daraus entsteht, daß es fühlt, daß eine würdige Idee sich mit ihm vereinigt, sich seiner bemächtigt hat. Der Mensch ist da eigentlich stolz auf die Idee, auf sich nur in sofern, als die Idee eins mit ihm geworden ist.

Man vermeidet die Abwege, wohin der Stolz führt, am leichtesten und sichersten, wenn man sich in allem Tun und Lassen recht natürlich gehen läßt, jede Aeußerung des Stolzes streng wegweist, aber darauf nicht weiter Wert legt, sondern es als etwas ansieht, das sich von selbst versteht, wo man recht haben würde, sich Vorwürfe zu machen, wenn man anders gehandelt hätte. . . .

Es freut mich, daß Sie des Saturns erwähnen. Ich sehe ihn auch in diesen Wochen immer mit Vergnügen. Das Wiederkehren der Planeten nach einer Reihe von Jahren bei denselben Sternbildern hat etwas sehr Bewegendes im Leben. Für den Saturn hat man übrigens, noch von den Astrologen her, eine geringere Zuneigung. Aber den Jupiter erinnere ich mich mehrmals im Löwen gesehen zu haben, das erstemal in einer sehr glücklichen Zeit meines Lebens. . . .

Sie werden, wie es schon hätte früher geschehen sollen, nächstens meinen Briefwechsel mit Schiller empfangen. Ich habe Order gegeben, daß er Ihnen geschickt wird. Vor meinem Briefwechsel werden Sie eine Einleitung über Schiller und seine Geistesentwicklung finden, die Ihnen, wenn Sie seine Schriften dabei haben, zum Leitfaden dienen kann. Ich gehe darin seine Werke von den frühesten bis zu den spätesten durch und zeige, wie er von dem einen zu dem andern übergegangen und gekommen ist. Auch die

Briefe handeln fast ganz von Schillers Arbeiten, die er gerade in jenen Jahren machte und mir nach und nach, wenn ich abwesend war, mittheilte. Schwerlich hat je jemand Schiller so genau gekannt als ich. Es haben ihn sehr wenige so lange und so nahe gesehen. Mit einem Manne wie er, der nicht zum Handeln, sondern zum Schaffen durch Denken und Dichten geboren war, heißt sehen — sprechen, und ganze Tage und Nächte haben wir eigentlich mit einander sprechend zugebracht. Wenn daher auch der Jahre, die wir miteinander verlebt, so viele nicht waren, so war des Zusammenlebens doch sehr viel.

Die Lieblichkeit des Wetters dauert fort, auch fängt alles an zu knospen und zu keimen.

Leben Sie recht wohl. Mit unveränderlicher Teilnahme und Freundschaft der Ihrige. H.

Vierundfünfzigster Brief

Norderney, den 2. August 1832.

Ich bin wieder hier, liebe Charlotte, bewohne wieder die nämlichen Zimmer und führe wieder dasselbe nicht sehr erfreuliche Badeleben. Ein solcher von Jahr zu Jahr wiederkehrender Aufenthalt hat immer etwas Sonderbares für mich. Er ruft die Frage hervor, ob man im künftigen Jahr wiederkehren wird, und wenn nicht, aus welchem Grunde? Denn das Bad dann entbehren zu können, bin ich nicht so töricht zu erwarten. Ich bin nicht krank, eher gesund. Das, wogegen das Bad wirken kann, ist Alterschwäche, die durch Umstände früher zum Durchbruch gekommen ist. Diese kann eine Kur nicht aufheben, nur mindern. Ich sage dies mit Fleiß, damit sich Ihr freundschaftlicher Anteil an mir nicht Hoffnungen macht, in denen Sie sich notwendig getäuscht finden müßten. Den Erfolg aber, den man mit Recht und Billigkeit sich versprechen kann, glaube ich auch diesmal erwarten zu können. Meine Tochter ist allerdings wieder mit mir hier. Das Bad hat ihr voriges Jahr so wohlgetan, daß sie unrecht getan haben würde, die Kur nicht

zu wiederholen. In den Einrichtungen hier ist vieles besser geworden. Daß die Zeitungen gesagt haben, ich sei nach den Rheinprovinzen gegangen, war ein grundloses Gerücht. Sie hätten sich die Mühe von mir zu reden ganz ersparen können. Ich bin auf dem gewöhnlichen Wege hergegangen und hasse alle kleinen Reisen und Umwege so gründlich, daß ich mich nicht darauf einlassen würde. Sollte ich einmal eine längere Abwesenheit von Hause nicht scheuen, so würde ich nach Italien oder England gehen, und hiervon möchte ich die Möglichkeit nicht bestreiten, vorzüglich wenn mein Gesicht schwächer würde und mich am eignen Arbeiten hinderte. Es freut mich sehr, daß Ihnen mein Briefwechsel mit Schiller Freude gemacht hat. Mir ist es mit dem Buche sonderbar gegangen. Ich hatte den Schillerschen Erben die Herausgabe versprochen. Als sie mich, da darüber mehrere Jahre verflossen waren, dazu auforderten, war es mir höchst lästig, mich damit zu befassen. Ich mußte den ganzen Briefwechsel durchgehen, um alles auszuschalten, was sich für den Druck nicht geeignet hätte. Dessen war so viel, daß das Ganze gut und gern zur Hälfte zusammenschmolz, und die Arbeit kostete mich einige Wintermonate, dann schrieb ich die Vor Erinnerung. Ich erwartete keinen großen Anteil für das Buch, höchstens für einen Teil der Briefe Schillers und für einige wenige von mir. Der Erfolg hat aber meine Erwartungen übertroffen, und es ist viel mehr gelesen worden, als ich dachte, und besonders von Frauen. Viele haben mir davon gesprochen, einige ausführlich geschrieben, und so, daß sie ganz in die Ideen eingegangen waren und einige davon weiter ausspannen. Ich glaube auch nicht, daß, wie Sie meinen, die Briefe gewonnen hätten, wenn sie früher erschienen wären, eher umgekehrt. Ich bin überhaupt gegen alles Drucken von Briefen. Die Herausgabe dieser rechtfertigt nur der Name eines wahrhaft großen Mannes, an den sich der andere mit immer gleich sichtbarer Unterordnung anschließt, so daß man doch immer auch in ihm nur jenen sieht. Briefe haben immer einen Anflug des wirklichen Lebens. Je mehr sie also aus der Ferne erscheinen, desto mehr überraschen sie. Gleich nach dem Tode sind sie eine schwache Fortsetzung der noch in dem Gedächtnis

lebenden Wirklichkeit. Nach langer Zeit erscheinend, führen sie Personen zurück, die man nicht mehr gewohnt war sich mit den Umgebungen zu denken, wie sie das Leben begleiten. Ich dachte auch nicht, daß es störend auffallen könnte, wenn in den Briefen gewissermaßen kunstmäßig beurteilt wird, was man in der Zeit mit Begeisterung aufgenommen hat. In der Dichtung ist wenig oder gar keine Kunst, die erlernt oder studiert werden mußte. Eine solche ist aber auch nicht in den Rasonnements dieses Briefwechsels entwickelt, wenn man einige leicht zu überschlagende Stellen über das Silbenmaß ausnimmt. Beide, Schiller und ich, haben nur gesucht, die Gründe darzulegen, aus welchen das Gefühl entspringt, die Bedingungen, unter denen es steht. Wer nun die Gründe wahr findet, in dem müssen sie das Gefühl erhöhen, da sie es mit andern und gleich großen Ideen in Verbindung bringen. Wem sie nicht zusagen, der wird sich dadurch noch mehr in seinem Gefühle bestimmt finden und sich nun vielleicht durch die Widerlegung leichter die Gründe selbst entwickeln.

Der Stelle in der Delphine erinnere ich mich nicht. Wenn Frau von Stael¹⁾ damit meinte, daß eine in der Jugend geschlossene und bis ins Alter fortgesetzte Ehe das Wünschenswürdigste ist, so bin ich vollkommen derselben Meinung. Ich fürchte aber sehr, sie meinte es anders, und dann ist es eine aus oberflächlicher französischer Ansicht geschöpfte Behauptung. Sie müssen darum nicht glauben, daß ich den Wert der Stael verkenne. Sie war meiner tiefsten Überzeugung nach eine wahrhaft große Frau und nicht bloß von Geist, sondern wahres und tiefes Gefühl und eine sich nie verleugnende, unendliche Güte und auch von Herz und Charakter. Sie hatte die feinste Empfindung der edelsten Weiblichkeit. Sie war in ihrem Innersten dem eigentlichen französischen Wesen fremd, aber es begegnete ihr doch zuzeiten, französische Ansichten ihren Äußerungen beizumischen, und das ist nicht zu verwundern,

¹⁾ Frau von Stael stellt nämlich in der Delphine den Satz auf, daß für das Alter, oder die späteren Jahre, wo man allein stehe, die Ehe nötig und erwünscht sei. Die Jugend finde überall ihre Freuden.

(Charlotte Diede.)

da sie immer in Frankreich lebte. Sie hat sogar erst spät Deutsch gelernt, und ich habe sie selbst noch in Paris unterrichtet.

Allein die Ehe mehr ein Bedürfnis des Alters als der Jugend zu nennen, ist ein Einfall, der eben so der Natur und der Wahrheit, als jeder schöneren Empfindung widerspricht. Die Frische der Jugend ist die wahre Grundlage der Ehe. Ich sage damit gewiß nicht, daß das Glück der Ehe mit der Jugend aufhört, oder auch nur im mindesten dadurch verliert. Aber die Erinnerung der zusammen genossenen Jugend muß in die höheren Jahre mit hinübergehen, wenn das Glück vollkommen sein und nicht gerade die Eigentümlichkeit des ehelichen verlieren soll. Diese Ansicht ist nicht als eine sinnliche zu betrachten. Die tiefsten und heiligsten Empfindungen hängen damit ganz enge zusammen, und man müßte aller Liebe den Stab brechen, wenn man dies nicht anerkennen wollte. Ein junges, sich gegenseitig gleich herzlich liebendes Ehepaar ist allemal ein im Tiefsten erfreulicher Anblick, auch in niedrigen Ständen, insofern das Gefühl nur irgend die Feinheit hat, die ihm die Natur in gutartigen Gemütern gibt. Von den in höheren Jahren über 40 oder 45 geschlossenen Ehen, zweiten oder ersten, läßt sich das nicht sagen. Man wird sie gewiß nicht tadeln, man läßt gern jedem seine Empfindung, solche Verbindungen können sehr vernünftig, sie können auch für Leute, die einmal keine hohen Forderungen an ihr Gefühl machen, beglückend sein. Wer aber tiefer empfindet, sagt sich, daß er sie nicht eingehen würde. Mann oder Frau wird in solcher Verbindung fühlen, daß, wenn ihm der Gegenstand jugendlicher Liebe entrissen ist, oder er nie einen gefunden hat, er auf ein Glück Verzicht leisten muß, dessen wahre Blüte ihm nicht mehr werden kann. Es wird ihm innerlich unmöglich sein, nach dem so Geringen zu greifen. Ich kann auch nicht in das einstimmen, was man über das Alter sagt. Es kann ein unglückliches und freudenloses geben, wie eine solche Jugend. Aber die Schicksale, gleichgestellt, finde ich das Alter, selbst mit allen Schwächen, die es mir bringt, nicht arm an Freuden, die Farben und die Quellen dieser Freuden sind nur anders. Sie entspringen für mich immer ausschließlicher aus der Einsamkeit

und der Beschäftigung mit meinen Ideen und Gefühlen. Das nimmt mit jedem Tage in mir zu. Ich fühle mich darin und nur darin glücklich, und das ist so sichtbar, daß die wahrhaft diskreten unter meinen ältesten Bekannten diese Stimmung stillschweigend, aber durch die That ehren. Mir ist sie darum doppelt lieb, da sie mit meinen Jahren und mit meiner Lage übereinstimmt. Verzeihen Sie, daß ich wieder auf mich zurückkomme, aber diese Dinge sind von der Art, daß man nur nach seinem individuellen Gefühl davon reden kann. Wer möchte sich anmaßen, über Fremdes darin abzusprechen?

Über meine Abreise kann ich noch nicht fest bestimmen, bitte Sie aber, mir nach Berlin zu schreiben, und so, daß der Brief zwischen dem 26. und 30. August dort anlangt. Mit der aufrichtigsten, unveränderlichsten Teilnahme Ihr

H.

Fünfundfünfzigster Brief

Regel, den 3. September 1832.

Ich bin am 26. August gesund und wohl hierher zurückgekehrt, liebe Charlotte, und habe gleich am folgenden Tage meine Beschäftigungen wieder vorgenommen. Von dem Bade sehe ich der Fortdauer der guten Wirkung, die ich schon spüre, entgegen. Das Wetter war vom August an in Norderney sehr schön, ohne Regen und Sturm, und doch nie zu warm, da es nie an kühlender Seeluft fehlt. Sonnenschein war nicht immer; es ist allen Inseln, besonders den kleineren eigen, auch bei sehr milder Luft wenig eigentlich sonnige Tage zu haben. In Irland zum Beispiel zählt man deren unglaublich wenige. Ich habe mich aber bei meinem diesjährigen Aufenthalte im Seebad vollkommen überzeugt, daß, wenn man, wie doch natürlich ist, bloß auf seine Gesundheit Rücksicht nimmt und nicht weichlicher Weise die Unannehmlichkeit scheut, man sich schlechtes und kein gutes Wetter wünschen kann. Bei ruhig gutem Wetter ist die See eben nichts anderes als eine große Badewanne. Der Sturm und die Wellen geben ihr erst Seele und Leben. Wie

das Meer in seiner erhabenen Einförmigkeit immer die mannigfaltigsten Bilder vor die Seele führt und die verschiedenartigsten Gedanken erweckt, so ist mir erst jetzt bei den anhaltenden heftigen Stürmen recht sichtbar geworden, welche schmeichelnde Freundlichkeit das Meer gerade in seiner größten Furchtbarkeit hat. Die Welle, die, was sie ergreift, verschlingt, kommt wie spielend an, und selbst den tiefen Abgrund bedeckt lieblicher Schaum. Man hat darum oft das Meer treulos und tückisch genannt, es liegt aber in diesem Zuge nur der Charakter einer großen Naturkraft, die sich, um nach unserer Empfindung zu reden, ihrer Stärke erfreuet und sich um Glück und Unglück nichts kümmert, sondern den ewigen Gesetzen folgt, welchen sie durch eine höhere Macht unterworfen ist.

Hier im Haus und Garten habe ich alles im besten Stande gefunden. Im Garten ist gegen voriges Jahr, wo ich nur wenige Tage später zurückkam, ein angenehmer Unterschied. Jetzt ist noch das vollste schönste Grün. Es muß davon kommen, daß der Sommer kühler und nasser gewesen ist, was in dem hiesigen sandigen Boden große Wichtigkeit hat. Im vorigen Jahre traf ich zugleich mit der Cholera hier ein, und viele waren in großen Sorgen deshalb, einige in ängstlicher Bestürzung; ich selbst machte die damals üblichen angeblichen Sicherungsanstalten mit. Jetzt ist die Cholera an vielen Orten und kann sehr leicht auch wieder nach Berlin kommen, obgleich noch keine Spur davon ist. Geschähe es aber, so würde man sie wenig mehr als jede andere Krankheit fürchten. So gewöhnt man sich an alles, und viele Schrecknisse sind es größtentheils nur in der Einbildung. Selbst in vielen und wahren Krankheiten fügt diese bei Leuten, die furchtsam und ängstlich sind, noch vieles hinzu. Sie rühmen meine Gelassenheit und klagen die Ungeduld der Männer in Krankheit an. Diese rührt doch wohl daher, daß die meisten an äußerer Tätigkeit hängen, die ihnen dann entgeht. Das ist mein Fall nicht. Die Stille, zu der die Krankheit verurteilt, ist mir an sich nicht zuwider. Die Unruhe, die gewisse Krankheiten mit sich führen, mindert sich, wenn man ihr moralische Ruhe entgegensetzt. Mit dem positiven Schmerz ist es allerdings anders. Aber auch da kann man viel tun. Überhaupt ge-

winnt man sehr, wenn man die Krankheit nicht wie ein Leiden ansieht, dem man sich hingeben, sondern als eine Arbeit, die man durchmachen muß. Denn es ist gewiß, daß der Kranke viel zur Aufrechterhaltung seiner Kräfte und zu seiner Heilung beitragen kann. Meine sogenannte Gelassenheit ist gar kein Verdienst, sondern nur ein Glücksvorzug des Temperaments. Wenn man mich ruhig läßt, sich wenig um mich kümmert und mir nicht durch Verdauern Bangigkeit und ungeforderte Pflege Langeweile macht, so müßte die Krankheit sehr lästig sein, um mich ungeduldig zu machen. Sie halten in Ihrem letzten Briefe dem Alter eben keine Schutzrede, aber ich bleibe meiner Meinung getreu, nicht bloß für mich, sondern auch für andere. Indes sage ich damit nicht, daß ich gewünscht hätte, alt zu werden; dies ist ebensowenig der Fall, als ich jetzt wünsche, viel älter zu werden. Überhaupt hat mich das Wünschen nie sehr beschäftigt. Aber da ich einmal ohne mein Zutun alt geworden bin, so scheint es mir angemessener, mich bei den Vorzügen des Alters aufzuhalten, als mir gerade die Nachteile vorzustellen. Dieses gedenke ich nur in der Absicht, um mich vor den Fehlern des Alters, besonders vor Überschätzung seiner Kräfte zu hüten. Denn darin stimme ich ganz mit Ihnen überein, daß man allerdings von einer gewissen Lebensperiode an, die sich aber nicht allgemein bestimmen läßt, auch geistig an Kräften abnimmt. Aber das Alter — es sei dies nun eine wohlthätige oder lästige Einrichtung der Natur — gehört nun einmal zu den Entwicklungsperioden des menschlichen Lebens, und es wäre unrecht, wenn der Mensch nicht in seinem geistigen Charakter, seinen Gedanken, Empfindungen und Gesinnungen dasjenige aufzufinden strebte, was dem physischen Lebensabschnitt entspricht. Sowas gibt es aber un-leugbar und im edeln Sinne des Worts. Mit dem Gemeinplaz, daß man Erfahrungen erhält und Leidenschaften verliert, muß man das Alter nicht abfertigen, diese Ansicht ist aus einem zu niedrigen Standpunkte genommen, und was man in diesem Sinne Erfahrungen und Leidenschaften nennt, hat beides keinen großen Wert. Um Erfahrungen ist es dem Alter nicht zu tun. Diese zu sammeln fordert ein kräftiges und tätiges Leben. Aber in natürlich gut

gearteten Menschen sind dem Alter Ruhe, Aufhören vom Zufall abhängiger Bestrebungen, Geduld, Freiheit von zu ängstlichen Sorgen eigen, und diese Vorzüge erhöhen und verschönern alles. Man wirft wohl dem Alter gerade das Gegentheil von allem diesem vor, aber das ist der selteneren Fall und findet sich nur in Gemütern, von denen zu sprechen nicht die Mühe lohnt. Bei den Besseren findet sich entweder ein liebenswürdiger gutmütiger Frohsinn, oder mehr und ernstere Tiefe, die darum doch auch gar nichts Düsteres hat. Aus diesen beiden verschiedenen Richtungen stammt es her, daß eben so viele alte Leute die Gesellschaft als die Einsamkeit suchen. Das Alter wirkt da der ursprünglichen Verschiedenheit der Charaktere gemäß. Wendet es sich auf die innerliche Betrachtung, so bearbeitet der Mensch den im Leben gesammelten Stoff, zu dem denn auch allerdings die Erfahrungen gehören, in sich, indem es davon ausscheidet, was sich geistig nicht erhalten kann. Ich meine natürlich nicht, daß dabei ein Resultat oder gar ein Buch herauskommen soll, aber es ist nur überhaupt ein Leben oder auch ein Träumen in Ideen aller Art, ein geistiges Schweben über Vergangenheit und Zukunft, oder vielmehr ein sinniges Verknüpfen beider. Ist der Mensch durch Neigung oder Bedürfnis auf äußere Wirksamkeit gerichtet, so paßt gerade für das Alter die Beschäftigung, die nach Schillers Idealen Sandkorn an Sandkorn reiht. Über die Leidenschaft wäre viel zu sagen, aber darauf komme ich ein anderesmal zurück. Es ist mir eine erfreuliche Aussicht, jetzt wahrscheinlich wieder ein ganzes Jahr hier ungestört zubringen zu können.

Ich bitte Sie, für unsere Briefe wieder die frühere Adresse zurückzunehmen. Leben Sie recht wohl, und genießen Sie in Ihrem Garten des jetzt sehr schönen Wetters. Wie immer der Ihrige.

H.

Sechshundfünfzigster Brief

Legel, den 4. Oktober 1832.

Ihr am 27. September abgegangener Brief, liebe Charlotte, war so reich an Mitteilungen, die meinem Herzen wohlthaten, da

die Gegenstände, die sie betrafen, Ihnen große Beruhigung gewährten, daß er mich innigst erfreut hat. Doch will ich zuerst von dem reden, womit auch Sie anfangen, daß die Cholera, was ich schon mit großer Freude aus den Zeitungen ersehen hatte, nicht eigentlich sehr bössartig in R. ausgebrochen ist. Ihr Brief scheint dies zu bestätigen. Allerdings kann es schlimmer werden, aber die eigentliche große Furcht vor ihren Verheerungen ist doch verschwunden, und das mit Recht. Die Krankheit ist nicht mehr ganz so schlimm, und die Menschen sind klüger geworden. Sie haben sehr recht, wenn Sie sagen, die Voranstalten und die grauen-erregenden Begrabungen sind furchtbarer, als die Krankheit selbst, die ja doch ein kurzes Ende macht. Ich selbst hing der Meinung an, daß sie ansteckend sei, habe mich aber jetzt eines andern überzeugt. Ich hoffe fest, Sie bleiben ganz unberührt von der doch immer furchtbar bleibenden Krankheit. Selbst Ihr abgeschiedenes Gartenleben beruhigt mich, mehr noch Ihr so ungemein einfaches und mäßiges Leben. Wer so lebt und so wenig Todesfurcht kennt, an dem geht sie ganz still vorüber. Sollten Sie sich indes einmal nur unwohl fühlen, lassen Sie es mich auf der Stelle wissen, darum bitte ich sehr, dann bin ich, selbst in Ihrem Schweigen, völlig beruhigt. Möge der Himmel, daß Ihr Wohlbefinden fortdaure! Mit meiner Gesundheit geht es fortwährend gut. Ich habe nicht die Ahndung eines Schmerzes. Nur daß ich mehr Schlaf bedarf als sonst, daß ich in allen körperlichen Verrichtungen nicht Mattigkeit, aber Unbehilflichkeit, ich möchte sagen: Ungeschmeidigkeit der Gelenke fühle, daß Gesicht und Gehör stumpfer werden, nur über diese Dinge kann ich klagen. Daß ich aber auch darüber nicht klage, trauen Sie mir gewiß zu. Ich bin vielmehr auch darin mit dem Schicksal sehr zufrieden.

Der Mensch beurteilt die Dinge lange nicht so sehr nach dem, was sie wirklich sind, als nach der Art, wie er sie sich denkt und sie in seinen Ideengang einpaßt.

Durch etwas, was der Mensch einmal in seine Ordnung und in die Reihe der gewöhnlichen Naturereignisse aufgenommen hat,

läßt er sich, ohne eben zu murren, vom Schicksal und sogar von Menschen plagen. Nur das Außerordentliche ist ihm, wenn es verlegend ist, unangenehm und widrig. Es gefällt sich auch eine moralische Idee hinzu. Das Außerordentliche ist, oder erscheint vielmehr als eine Ungerechtigkeit des Himmels.

Man pflegt zu sagen, daß die Gewohnheit auch unangenehme und schmerzhaftige Dinge erträglich macht. Ich glaube aber gar nicht, daß der Eindruck der Dinge selbst um so viel anders ist, die Sache ist bloß die, daß der Mensch das immer Wiederkehrende als unvermeidliche Notwendigkeit ansieht und sich darein ergibt.

Es ist das edle Vorrecht des Menschen, daß er dem Unglück und dem Tode sagen kann: ich will dich erdulden, und daß er dem Tode und dem Unglück die eigentliche Gewalt über sich nimmt. Ohne diese Stärke wäre das ihm so oft bewohnende Voraussehen des Schmerzhafsten und Kummervollen ein großes und bedeutendes Unglück. So entspringt das Heilmittel aus der gleichen Quelle. Mit den Krankheiten, ich meine den verschiedenen Krankheitsformen, ist es aber eine eigne Sache. Es gibt nur eine Gesundheit und eine Menge von Krankheiten. Diese haben aber ihr Dasein wie andere lebendige Wesen auf Erden. Sie entstehen ohne erkennbare Ursachen und gehen eben so auch wieder unter. Das Altertum kannte Krankheiten, die wir glücklicherweise nicht mehr haben, und umgekehrt. Nicht weniger merkwürdig sind die Veränderungen, wie wir sie jetzt an der Cholera sehen. Es ist immer nicht ausgemacht, ob die Krankheit, die doch die Aufmerksamkeit der Menschen so sehr gespannt hält, sich bloß von Menschen zu Menschen, oder auch unmittelbar durch die Luft mittheilt, so sehr viel wahrscheinlicher auch das letztere ist.

Im November.

Was sagen Sie zu dem außerordentlich schönen Herbst? Ich dünkte, ich hätte nie einen ähnlichen erlebt. Noch jetzt scheint er mehr ein Ausgehen aus dem Sommer, als ein Eingang in den

Winter. Ich gehe noch immer eine Stunde vor Sonnenuntergang spazieren. Da ist es, selbst bei stürmischen Tagen, meist ruhig und bei regnerischen heiter. Sie haben gewiß auch oft gesehen, wie die scheidende Sonne sich dann durch ihre eignen Strahlen einen lichten Streifen bildet, in den sie sich dann hinabsenkt. Ist dann recht dunkles Gewölke über ihr, so regnet es meist unmittelbar nach dem Untergange, bisweilen auch noch während des Untergangs. Es ist mir die liebste Zeit des Tages. — Sie schreiben mir, daß die Zentifolien in R. blühen. Auch hier habe ich es zu meiner großen Verwunderung gesehen. In mittäglichen Ländern ist dies wiederholte Blühen ganz gewöhnlich. Man sieht daran, daß das vegetierende Leben beständig die Neigung hat, Blüten hervorzubringen, aber nur durch die Abwesenheit begünstigender Umstände daran verhindert wird. So traurig aber auch der Winter und seine lange Dauer sind, so entschädigt doch der Frühling dafür, nicht bloß sein Erscheinen und der Genuß desselben, sondern ganz vorzüglich das Erwarten desselben. Diese Sehnsucht ist eine der einfachsten und natürlichsten von allen und eine der reinsten Quellen, woraus jede andere Sehnsucht fließt, die so vieles und Großes im Gemüte schafft und aus dessen innersten Tiefen hervorrucht. Es ist dies gewiß eine der Ursachen, daß die nördlicheren Nationen doch eine tiefer ergreifende Poesie haben, als die südlicheren, wenn diese auch klangvollere Sprachen besitzen. Es liegt unendlich viel in dem Einfluß, den die Natur um uns her auf uns ausübt, und es kommt da nicht darauf an, daß sie gerade Genuß gibt, sondern weit mehr darauf, daß sie Empfindungen weckt und die Kräfte in Tätigkeit bringt. Leben Sie wohl. Ihr

H.

Siebenundfünfzigster Brief

Legel, Dezember 1832.

Der Ton der ruhigen Zufriedenheit und selbst einer frohen Heiterkeit, in welchem Ihr letzter Brief geschrieben ist, liebe Charlotte, hat mir eine lebhaftere Freude gemacht. Ich hege nun auch

die gewisse Hoffnung, daß diese Stimmung bleibend in Ihnen sein wird. Was mich in dieser beruhigenden Ansicht bestärkt, ist, daß Sie sich auch körperlich wohler fühlen, seit Sie sich befreiet fühlen von einem sorglichen Kummer, der seit längerer Zeit schwer auf Ihnen lastete, und wodurch Sie nun der Ruhe und Heiterkeit wiedergegeben sind, die ein Gemüt, wie das Ihrige, das mit sich und der Vorsehung eins ist, immer genießen mußte.

Daß eine schon in sich ernste Seele in Zeiten, wo außerordentliche Erscheinungen diesen Ernst vermehren, noch ernster gestimmt wird, ist ganz natürlich. An den Wunsch und das Verlangen, nichts unberichtigt zu lassen, knüpft sich ein moralisches Gefühl, und zwar eins der wesentlichsten und achtungswürdigsten.

Der Mensch fühlt ein Bedürfnis, die großen Ideen, die in ihn gelegt sind, und die er in der Natur ausgeprägt findet, in dem kleinen Kreise seines Daseins nachzubilden, und oft, selbst wenn er ganz andern, aus dem gewöhnlichen Leben geschöpften Bewegungsgründen zu folgen glaubt, folgt er in der That diesem geheimen Zuge. Überhaupt ist die menschliche Natur in ihrem tiefen Grunde viel edler, als sie auf der Oberfläche erscheint. Ja selbst in andern Stücken. Eitle Menschen sind oft in einigen mehr wert, als sie sich selbst glauben.

Sie brauchen in Ihrem Briefe den Ausdruck: sein Haus bestellen. Dies ist mir immer eine so passende und gehaltvolle Rede geschienen. Es ist ein ältertümlicher, echt biblischer Ausdruck, der, wie mehrere dieses Gepräges, tief aus dem Leben geschöpft ist und tief in die Seele eingreift. Auch längst, ehe ich in die Jahre kam, wo das Bestellen des Hauses wahrhaft dringend wird, habe ich mir dadurch Abschnitte im Leben zu machen gesucht und habe dies immer sehr wohltätig gefunden. Es gibt aber im Innern ein Bestellen seiner Seele, wie im Außern seines Hauses. Man zieht dann das Gemüt auf einen kleinen Kreis von Empfindungen zurück, übergibt die andern der Vergessenheit und freut sich der Ruhe in der selbstgewählten Beschränkung. Wenn man dies recht tut,

tut man dies nur einmal. Man verläßt dann nicht wieder den Raum, wie man ihn eng umgrenzt und umzogen hat.

Sie rühmen meine Geduld. Sie hat nichts Verdienstliches und hat mir nie Mühe gekostet. Ich möchte sie mir angeboren nennen. Die Zeit, die ich über eine Sache sitzen muß, um sie zu Ende zu bringen, wird mir nie lang.

Sie gedenken bei einem Ereignisse der Vergangenheit Holzminden im Braunschweigischen. Das hat mir lebhaft eine Erinnerung zurückgerufen. Von diesem kleinen Orte reiste ich 1789 mit Campe nach Paris. Campe kam von Braunschweig, ich von Göttingen aus dahin. Die Reise, die Sie gelesen haben können, da Campe sie herausgegeben hat, war kurz, aber meine erste außer Deutschland. Campe war, wie ich Ihnen schon früher glaube gesagt zu haben, Hauslehrer im Hause meines Vaters, und es gibt noch eine Reihe großer Bäume hier, die er gepflanzt hat. Er hat nicht gerade ein unglückliches, aber ein bedauernswürdiges Ende gehabt. Er war die letzten Jahre seines Lebens ganz blödsinnig. Ich habe bei ihm schreiben und lesen gelernt und etwas Geschichte und Geographie nach damaliger Art, die Hauptstädte, die sogenannten sieben Wunderwerke der Welt u. s. w. Er hatte schon damals eine sehr glückliche, natürliche Gabe, den Kinderverstand lebendig anzuregen. — —

Ich bin vollkommen wohl, und mir ist in meiner in mir vergrabenen Stimmung sehr wohl. Ich bitte Sie, Ihren Brief an mich wie gewöhnlich abgehen zu lassen, und wünsche von inniger Seele, daß Sie das Jahr gesund und heiter beschließen und eben so das neue beginnen mögen. Begleiten Sie mich bei dem Wechsel der Jahre mit dem Wunsch, daß mich nichts im Genuß meiner Einsamkeit, die mein wahres Glück ist, stören möge, und machen Sie, daß ich mir Ihr Leben ruhig und zufrieden denken kann. Mit der herzlichsten Freundschaft und unveränderlichsten Teilnahme der Ihrige.

H.

Achtundfünfzigster Brief

Legel, den 8. März 1833.

Auch diesmal komme ich viel später zum Schreiben, als es mein Vorfaß war, liebe Charlotte, und da ich immer viel Zeit zum Schreiben brauche, so werden Sie es noch später bekommen. Sie müssen sich aber nie deshalb beunruhigen. Sie werden sagen, daß man darüber nie Herr ist. Mit jedem Ersten des Monats denke ich daran, Ihnen zu schreiben, aber es treten bei meiner Lebens-einteilung oft Tage und Reihen von Tagen ein, wo ich nicht zum Schreiben an Sie, auch mit dem besten Willen, kommen kann. Der Vormittag ist unabänderlich wissenschaftlichen Arbeiten gewidmet. Davon mache ich hier in Legel keine Ausnahme (in der Stadt muß ich es freilich), diese Arbeiten machen jetzt eigentlich mein Leben aus, meine Gedanken sind ihnen ganz zugewendet, und da ich jetzt vieles Schlafes bedarf, so ist mein Vormittag doch kurz. Den Nachmittag gehe ich eine bis zwei Stunden spazieren, und die übrige Zeit bleibt für meine ziemlich weitläufige Korrespondenz und vielfachen Geschäfte u. s. w. Fällt nun in diesen Dingen etwas ungewöhnlich Dringendes vor, wie es diesmal der Fall war, oder kommt Besuch, so verzögert sich gegen mein Wünschen und Wollen der Abgang meines Briefes an Sie. Dennoch bin ich glücklicherweise viel weniger Störungen ausgesetzt wie andere und genieße noch der höchst nützlichen Gabe, nie durch Mangel an Stimmung abgehalten zu werden, oder die Stimmung abwarten zu müssen. Wie ich die Sache vornehme, ist, wenn ich bisweilen auch lieber etwas ganz andres täte und mich zum Anfange wahrhaft zwingen muß, die Stimmung da. Bei dem Wort fallen mir Ihre Tabellen ein. Sie haben mich sehr interessiert. Es ist eine originelle Idee, die täglichen Zustände des Lebens schnell an einander zu reihen, die Stimmung und alle andere Dinge, von denen sie abhängen kann, aufzuzeichnen. Auch nur ein halbes Leben so verzeichnet, würde zu einer Menge von Vergleichen Stoff darbieten.

Ihr ganzer Brief hat mir Freude gemacht, da eine ruhige, in

jeder Art erfreuliche Gemütsstimmung daraus hervorgeht. Nur hat mich für Sie der neue Verlust sehr geschmerzt, den Sie abermals erlitten haben. Das Vorgehen so vieler ist allerdings bei vorrückenden Jahren etwas die ruhige Heiterkeit des Gemüts sehr schmerzlich Trübendes. Ich gehe aber noch weiter. Auch das Altwerden derer, die man in Jugendkraft des Körpers und Geistes gekannt hat, ist betrübend. Ich wollte schon immer alt werden, wenn nur die, die um mich her sind, jung blieben. Indes ist es, wenn es auch nicht scheint, ein eigennütziger Wunsch.

Sie fragen mich, was ich unter Ideen meine, wenn ich sage, daß sie allein das Bleibende im Menschen sind, und daß sie allein das Leben zu beschäftigen verdienen. Die Frage ist nicht leicht beantwortet, ich will aber versuchen, deutlich darüber zu werden. Die Idee ist zuerst den vergänglichem äußeren Dingen und den unmittelbar auf sie bezogenen Empfindungen, Begierden und Leidenschaften entgegengesetzt. Alles, was auf eigennützige Absichten und augenblicklichen Genuß hinausgeht, widerstrebt ihr natürlich und kann niemals in sie übergehen. Aber auch viel höhere und edlere Dinge, wie Wohltätigkeit, Sorge für die, die einem nahe stehen, mehrere andere gleich sehr zu billigende Handlungen sind auch nicht dahin zu rechnen und beschäftigen denjenigen, dessen Leben auf Ideen beruht, nicht anders, als daß er sie tut, sie berühren ihn nicht weiter. Sie können aber auf einer Idee beruhen und tun es in idealisch gebildeten Menschen immer. Diese Idee ist dann die des allgemeinen Wohlwollens, die Empfindung des Mangels desselben wie einer Disharmonie, wie eines Hindernisses, das es unmöglich macht, sich an die Ordnung höherer und vollkommener Geister und an den wohltätigen Sinn, der sich in der Natur ausdrückt und sie beseelt, anzuschließen. Es können aber auch jene Handlungen aus dem Gefühl der Pflicht entspringen, und die Pflicht, wenn sie bloß aus dem Gefühl der Schuldigkeit fließt, ohne alle und jede Rücksicht auf Befriedigung einer Neigung oder irgend eine selbst göttliche Belohnung, gehört gerade zu den erhabensten Ideen. Von diesen muß man hingegen auch absondern, was bloß Erkenntnis des Verstandes und Gedächtnisses ist. Die kann wohl zu Ideen

führen, verdient aber nicht selbst diesen Namen. Sie sehen schon hieraus, daß die Idee auf etwas Unendliches hinausgeht, auf ein letztes Zusammenknüpfen, auf etwas, das die Seele noch bereichern würde, wenn sie sich auch von allem Irdischen losmachte. Alle großen und wesentlichen Wahrheiten sind also von dieser Art. Es gibt aber sehr viele Dinge, die sich nicht ganz mit den Gedanken fassen und ausmessen lassen und darum doch nicht minder wahr sind. Bei vielen von diesen tritt dann die künstlerische Einbildungskraft ein. Denn diese besitzt die Gabe, das Sinnliche und Endliche, zum Beispiele die körperliche Schönheit, auch unabhängig vom Gesicht und seinem seelenvollen Ausdruck, so darzustellen, als wäre es etwas Unendliches. Die Kunst, die Poesie mit eingeschlossen, ist daher ein Mittel, sehr vieles in Ideen zu verwandeln, was ursprünglich und an sich nicht dazu zu rechnen ist. Selbst die Wahrheit, wenn sie auch hauptsächlich im Gedanken liegt, bedarf einer solchen Zugabe zu ihrer Vollendung. Denn wie wir bisher die Idee nach ihrem Gegenstand betrachtet haben, so kann man sie auch nach der Seelenstimmung schildern, die sie fordert. Wie sie nun, dem Gegenstand nach, ein Letztes der Verknüpfung ist, so fordert sie, um sie zu fassen, ein Ganzes der Seelenstimmungen, folglich ein vereintes Wirken der Seelenkräfte. Gedanke und Gefühl müssen sich innig vereinigen, und da das Gefühl, wenn es auch das Seelenvollste zum Gegenstande hat, immer etwas Stoffartiges an sich trägt, so ist nur die künstlerische Einbildungskraft imstande, die Vereinigung mit dem Gedanken, dem das Stoffartige widersteht, zu bewirken. Wer also nicht Sinn für Kunst oder nicht wahren und echten für Musik oder Poesie besitzt, der wird überhaupt schwer Ideen fassen und in keiner gerade das wahrhaft empfinden, was darin Idee ist. Es ist ein solcher Unterschied zwischen den Menschen in ihrer ursprünglich geistigen Anlage gegründet. Die Bildung tut hierzu nichts. Sie kann wohl hinzutun, nie aber schaffen, und es gibt hundert künstlerisch und wissenschaftlich gebildete Menschen, die doch in jedem Worte deutlich beweisen, daß ihnen die Naturanlage, mithin alles fehlt. Der große Wert der Ideen wird vorzüglich an folgendem erkannt: Der Mensch läßt, wenn er von der Erde geht,

alles zurück, was nicht ganz ausschließlich und unabhängig von aller Erdenbeziehung seiner Seele angehört. Dies aber sind allein die Ideen, und dies ist auch ihr echtes Kennzeichen. Was kein Recht hätte, die Seele noch in den Augenblicken zu beschäftigen, wo sie die Nothwendigkeit empfindet, allem Irdischen zu entsagen, kann nicht zu diesem Gebiete gezählt werden. Allein diesen Moment, bereichert durch geläuterte Ideen, zu erreichen, ist ein schönes, des Geistes und des Herzens würdiges Ziel. In dieser Beziehung und aus diesem Grunde nannte ich die Ideen das einzig Bleibende, weil nichts anderes da hastet, wo die Erde selbst entweicht. Sie werden mir vielleicht Liebe und Freundschaft entgegenstellen. Diese sind aber selbst Ideen und beruhen gänzlich auf solchen. Von der Freundschaft ist das an sich klar. Von der Liebe erlassen Sie mir zu reden. Es mag an sich eine Schwachheit sein, aber ich spreche das Wort ungern aus und habe es ebensowenig gern, wenn man es gegen mich ausspricht. Man hat oft wunderbare Ansichten von der Liebe. Man bildet sich ein, mehr als einmal geliebt zu haben, will dann gefunden haben, daß doch nur das einmal das Rechte gewesen sei, will sich getäuscht haben oder getäuscht sein. Ich rechte mit niemandes Empfindungen. Aber was ich Liebe nenne, ist ganz etwas anderes, erscheint im Leben nur einmal, täuscht sich nicht und wird nie getäuscht, beruht aber ganz und vielmehr noch auf Ideen.

Ich fürchte aber, Sie ermüdet zu haben, ohne Ihnen vollkommen klar zu werden. In diesem Fall verzeihen Sie mir. Sie wollten ausdrücklich, daß ich Ihnen darüber schreiben sollte, und die Schwierigkeit liegt in der Sache. Vielleicht aber finden Sie doch etwas darin, woran Sie sich halten können, und wenn Sie von da aus fragen tun, so kann ich Ihnen weitere Erläuterungen geben, was ich von Herzen gern tun will. Wie immer der Ihrige. H.

Neunundfünfzigster Brief

Norderney, den 13. Juli 1833.

Ich bin gestern mittag gesund und glücklich hier angekommen, liebe Charlotte, und gebe Ihnen gleich Nachricht davon, weil ich

weiß, daß es Sie interessiert. Das Fahren hat mich nicht besonders angegriffen, obgleich ich einige lange Tagereisen gemacht habe. Allein heute beim Baden habe ich doch gefühlt, daß ich schwächer an Kräften als im vorigen Jahre bin. Ich habe deutlich gefühlt, daß ich weniger fest und sicher gegen den Andrang der Wellen stand als im vorigen Jahre. Die Badeleute schieben das freilich auf die Ungewohntheit, aber das eigne Gefühl täuscht nicht, und die Zeit will ihr Recht haben.

In Hamburg war ich seit beinahe vierzig Jahren nicht und fand sehr erhöhten Wohlstand, viel mehr Betriebsamkeit und überall Verbesserungen im Innern und Außern. Sogar auf dieser kleinen Insel ist dies der Fall seit der letzten Badezeit. Wie auch die sogenannten großen politischen Angelegenheiten stehen mögen, die einzelnen Menschen und Familien gehen ihren Weg mit geringer Störung fort, streben, sich ihre Lage besser und gewinnreicher zu machen, benutzen die Mittel, welche die Zeit in sich immer vermehrenden Maßen dazu an die Hand gibt, und vermehren diese Mittel selbst dadurch, daß sie dieselben benutzen. Dies ist ein sehr tröstender Gedanke, und der große Gang der Schicksale des Menschengeschlechts zeigt sich darin viel weniger abhängig von fremder Willkür und Zufall, als es beim ersten Anblick erscheint. In Hamburg habe ich nur meine ältesten Bekannten aufgesucht, unter andern einen, mit dem ich vor mehr als dreißig Jahren Spanien durchreiste. Er war damals ein blutjunger Mensch und hat jetzt eine Reihe blühender Kinder. Klopstocks Grab sah ich mit Rührung. Ich habe ihn noch recht gut gekannt. Mein Gefühl für ihn entspringt doch aber mehr aus frühem Lesen seiner Gedichte. Jetzt ist man freilich in der Poesie an etwas noch tiefer Gehaltvolles gewöhnt und würde schwer in Klopstocks Werken anhaltend viel lesen mögen. Es hat sich ein höherer und offenbar mehr dichterischer Sinn erschlossen. Aber einzelne Oden, wie Anklänge aus einer in andrer Art edlen Zeit, behalten noch jetzt einen hohen Reiz. In dem Leben des Mannes hat mir immer mißfallen, sogar noch in seiner Grabchrift, daß er seine zwiefache Ehe gleichsam heraus hob. Wenn die erste eine glückliche war, habe ich von früh an einen

Widerwillen gegen zweite Ehen gehabt. Nach den gewöhnlichen moralischen, ja nach religiösen Begriffen läßt sich nichts dagegensagen; aber die höhere Sittlichkeit und das echte Zartgefühl erheben sich dagegen. Auch scheint eine gewisse Abndung davon allgemein zu sein. Denn in der griechischen Kirche, wo die Priester sich verheiraten dürfen, sind ihnen doch die zweiten Ehen untersagt. . .

Die Lage von Hamburg hat mich aufs neue durch ihre Anmut überrascht. Der große Strom und die prachtvollen Bäume würden an sich reizend und einladend sein, wenn auch die Wohlhabenheit und der Geschmack der Bewohner sie nicht in große und schöne Gärten, reich an Blumen und erotischen Gewächsen, umgeschaffen hätten. . . .

Das Jahr teilt sich für mich jetzt immer in zwei andere Hälften, als die der Kalender angibt, in die zwei Monate, die ich auswärts zubringe, und die zehn ungestört ruhigen Aufenthalts zu Hause. Die letzten sind mir die allein angenehmen, und ich betrachte den Tag nach meiner Rückkunft in Regel als den ersten eines neu beginnenden Jahres. Ich lächle bisweilen über mich selbst, daß ich mich so gläubig um zwei schöne Monate des Jahres bringe. So wie man es vernünftig überlegt, sieht man ein, wie mißlich es um den Nutzen solcher Reisen steht, und daß diejenigen, die sich nicht darauf einlassen, darum nicht schlimmer daran sind. Der Erfolg ist, wie auch mein Beispiel beweist, nie recht entschieden, ein mehr oder weniger, worauf auch die Einbildung oft noch mitwirkt. Ich gehe bloß hierher, weil es mein Arzt so will, und es mein Grundsatz ist, ihm unbedingt zu folgen, in den Mitteln, die mir zu Gebote stehen. Er hat die Vernunftmäßigkeit seiner Kurart zu verantworten, und mein Befinden ist daher mehr seine als meine Sache. Er muß daher die freie Wahl der anzuwendenden möglichen Mittel haben.

Innerlich und geistig sehe ich meinen hiesigen Aufenthalt dadurch als wohlthätig an, daß mich die Entfernung von vielen Büchern mehr zum freien, stillen eignen Nachdenken zwingt. Ich lebe ganz

und ausschließlich meinen wissenschaftlichen Beschäftigungen, an die sich glücklicherweise auch alle Andenken anschließen, die mir das Leben und die Vergangenheit teuer machen. Denn wenn man die Ideen tief genug verfolgt, so führen sie allemal zugleich in das Gebiet der tiefsten und rein menschlichsten Gefühle. Diese Beschäftigungen fordern nun zugleich freies Nachdenken und angestrenzte Arbeit in Büchern. Beides geht nun zwar immer Hand in Hand, allein es ist nicht übel, zuweilen gewaltsam von den Büchern abgezogen zu werden, nicht zur Erholung, deren man von geistiger, schon in sich stärkender Arbeit nicht bedarf, noch als Zerstreuung, sondern um in derselben Arbeit in ganz freiem, durch nichts Außerem geleitetem Nachdenken fortzufahren. In dieser Art wende ich den hiesigen Aufenthalt an und bedarf also keiner Menschen und Klage nie über Langeweile. Dabei ist das Meer und sein beständiger Anblick, so öde auch Strand und Insel sind, eine schöne Zugabe. . .

Es sind neulich fünf Teile nachgelassener Werke von Goethe erschienen. Der eine enthält die Fortsetzung seines Lebens, unter dem alten Titel: „Wahrheit und Dichtung.“ Es sind darin die Jahre 1774 und 1775 beschrieben, und ein Prediger Ewald in Offenbach wird mehrmals darin erwähnt. Etwas Besonderes wird nicht von ihm erzählt; er wird nur von Goethe genannt als zu dem Kreise gehörig, in dem auch er damals lebte. Dies ist doch wohl derselbe Ewald, von dem Sie mir oft schrieben? Sagen Sie es mir doch ausdrücklich.

Leben Sie wohl. Unveränderlich der Ihrige. H.

Sechzigster Brief

Legel, den 6. Oktober 1833.

Ich sage Ihnen meinen herzlichsten Dank, liebe Charlotte, für Ihren lieben Brief, den ich bei meiner Zurückkunft hier vorfand, und der so viel Liebes und Gütiges über mich enthält. Von mir wiederhole ich nur mit ein paar Worten das, womit ich meinen

letzten Brief schloß, daß ich mich gestärkt durch das Bad fühle, und auch andere finden mich wohler. Auch bin ich durch die gar nicht sehr kleine Reise nicht angegriffen. Das Zittern nur hat nicht nachgelassen, das werden Sie an meinem Schreiben auch erkennen. Ob Sie nichts von Ihrem Befinden erwähnen, so scheint mir doch die Stimmung zu beweisen, daß Sie wohl sind. Sie wissen, welchen lebhaften Anteil ich daran nehme. Sie genießen doch gewiß auch recht in Ihrem Garten die schönen Tage, mit denen das sich zum Ende neigende Jahr scheint alle schlimmen Tage, an denen der Sommer reich war, wieder in Vergessenheit bringen zu wollen. Es ist merkwürdig, wie wunderschön das Wetter ist, ebenso ausgezeichnet schön war der Frühling. Ich dachte, in 20 Jahren kein so blütenreiches Frühjahr hier erlebt zu haben. Die Pracht war über alle Beschreibung. Das schöne Wetter wird aber bei weitem nicht so dankbar von den Menschen erkannt, als man das bloß minder gute gleich übermäßig allgemein tadeln hört. Die Menschen scheinen zu meinen, daß, wenn ihnen auch der Himmel alle übrigen Glücksgaben vorenthielt, er ihnen doch diese, gleichsam die wohlfeilste von allen, gewähren müsse. Wie viel dem Himmel das schöne Wetter kostet, ist freilich schwer zu berechnen. Allein in der Wirkung auf das Gemüt gehört ein wahrhaft schöner Tag zu den allerkostbarsten Geschenken des Himmels. Wenn man im Menschen eine gewisse mittlere Seelenstimmung als die Regel annehmen kann, so bringt mich schlechtes Wetter niemals unter dieselbe, dies erlaubt meine gegen alle äußeren unangenehmen Eindrücke sehr gut verwahrte Natur nicht. Aber ein schöner Tag oder eine strahlend sternhelle Nacht hebt mich unaussprechlich darüber empor. Denn man kann, gerade indem man die Empfindung des Schönen scharft, die Reizbarkeit gegen das Unangenehme abstumpfen.

Was Sie über Herder und Goethe sagen und über die verschiedene Wirkung, welche die Schriften beider auf Sie haben, hat mich zu allerlei Betrachtungen geführt. Ich begreife, daß nach vielen schmerzlichen Erfahrungen und in einer nicht freien, beengenden Lage Sie sich dem erfreuenden Genuß eines erheiternenden Studiums, welcher Art es sei, nicht hingeben dürfen, indem

dadurch Ihnen mancher Lebensdruck völlig unerträglich werden würde. Es hat mich sehr gerührt, was Sie, wenn auch kurz, bemerken, daß Sie sorgfältig vermeiden, sich daran zu erinnern, wie Ihre frühere Lage Ihnen gestattet habe, Ihren Neigungen hier zu folgen. Sie setzen hinzu, daß so, bei weniger Muße, Sie sich nicht ohne Absicht einer Lektüre hingeben können, und in dieser beengenden Stimmung entspreche, im ganzen, Herder mehr Ihrem tieferen Bedürfen als Goethe, dessen Schriften Sie aber wohl, und bis auf wenige Ausnahmen, alle und genau kennen und viel mit ihnen allein gelebt haben. Ich finde das alles sehr natürlich, das nur scheint mir etwas einseitig, daß Sie sagen, Goethe habe für Glückliche gedichtet und sich wohl nie in eine sehr leidenvolle, freudenslose Lage versetzen können, da er ja stets ein höher begabtes Schoßkind des Glückes gewesen. Über die Empfindungen anderer sollte man nicht so scharf absprechen. Beschränken Sie das Gesagte auf sich und andere, deren Gemütsart Ihnen genau bekannt ist, so stimme ich Ihnen gänzlich bei. Was mir aber bei dieser Stelle Ihres Briefs besonders aufgefallen ist, ist, daß sie mir wieder recht klar bewiesen hat, daß es zwei ganz verschiedene Arten gibt, sich einem Buche zu nähern. Eine, mit einer bestimmten Absicht verbunden und ganz nahe auf den Lesenden selbst bezogen, und eine freiere, die mehr und näher auf den Verfasser und seine Werke geht. Jeder Mensch liest, nach Verschiedenheit der Stimmungen und der Momente, mehr auf die eine oder die andere Weise; denn rein und gänzlich geschieden sind beide natürlich nie. Die eine wendet man an, wenn man von einem Buche fordert, daß es erheben, erleuchten, trösten und belehren soll, die andere Methode ist einem Spaziergange in freier Natur zu vergleichen. Man sucht und verlangt nichts Bestimmtes, man wird durch das Werk angezogen, man will sehen, wie sich eine poetische Erfindung entfalte, man will dem Gange eines Râsonnements folgen. Belehrung, Trost, Unterhaltung findet sich nachher ebenso und in noch höherem Maße ein, aber man hat sie nicht gesucht, man ist nicht von einer beschränkten Stimmung aus zu dem Buche übergegangen, sondern das Buch hat frei und ungerufen die ihm entsprechende selbst herbeigeführt.

Das Urtheil ist aber auf diese Weise freier, und da es von augenblicklicher Stimmung unabhängiger bleibt, zuverlässiger. Ein Verfasser muß es vorziehen, so gelesen und geprüft zu werden. Herder kann übrigens jede Art der Beurteilung ruhig erwarten. Er ist eine der schönsten geistigen Erscheinungen, die unsere Zeit aufzuweisen hat. Seine kleinen lyrischen Gedichte sind voll tiefen Sinnes und in der Zartheit der Sprache und der Anmut der Bilder die Lieblichkeit selbst. Besonders weiß er das Geistige unnachahmlich schön, bald mit einem wohl gewählten Bilde, bald mit einem sinnigen Worte in eine körperliche Hülle einzuschließen und ebenso die sinnliche Gestalt geistig zu durchdringen. In diesem symbolischen Verknüpfen des Sinnlichen mit dem Geistigen gefiel er sich auch selbst am meisten, bisweilen, obgleich selten, treibt er es bis ins Spielende. Eine seiner großen Eigenschaften war es auch, fremde Eigentümlichkeiten mit bewunderungswürdiger Feinheit und Treue aufzufassen. Dies zeigt sich in seinen Volksliedern und in der Geschichte der Menschheit. Ich erinnere mich z. B. aus der letzten der meisterhaften Schilderung der Araber. Herder stand im Umfang des Geistes und Dichtungsvermögens gewiß Goethe und Schiller nach, allein es war in ihm eine Verschmelzung des Geistes mit der Phantasie, durch die er hervorbrachte, was beiden nie gelungen sein würde. Diese Eigentümlichkeit führte ihn zu großen und lieblichen Ansichten über den Menschen, seine Schicksale und seine Bestimmung. Da er eine große Belesenheit besaß, so befruchtete er seine philosophischen Ansichten durch dieselbe und gewann dadurch den Reichtum von Tatsachen für seine allegorischen und historischen Ausführungen. Er gehört, wenn man ihn im ganzen betrachtet, zu den wundervollst organisierten Naturen. Er war Philosoph, Dichter und Gelehrter, aber in keiner einzigen dieser Richtungen wahrhaft groß. Dies lag auch nicht an zufälligen Ursachen, an Mangel gehöriger Übung. Hätte er einen dieser Zweige allein ausbilden wollen, so würde es ihm nicht gelungen sein. Seine Natur trieb ihn notwendig zu einer Verbindung von allen zugleich hin, und zwar zu wahrer Verschmelzung, wo jede dieser Richtungen, ohne ihre Eigentümlichkeit zu verlassen, doch in die der andern ein-

ging, und da doch dichtende Einbildungskraft seine vorherrschende Eigenschaft war, so trug das Ganze, indem es die innigsten Gefühle wedte, immer einen doppelt stark anziehenden Glanz an sich. Diese Eigentümlichkeit bringt es aber auch freilich mit sich, daß die Herderschen Råsonnements und Behauptungen nicht immer die eigentlich gediegene Überzeugung hervorbringen, ja daß man nicht einmal das recht sichere Gefühl hat, daß es seine eigne recht feste Überzeugung war, die er aussprach. Beredsamkeit und Phantasie leihen leicht allem eine willkürliche Gestalt. Von der Außenwelt entlehnte er nicht viel. Sein Aufenthalt in Italien hat ihn fast um nichts bereichert, da Goethen der seinige so reiche und schöne Früchte getragen hat. Herders Predigten waren unendlich anziehend. Man fand sie immer zu kurz und hätte ihnen die doppelte Länge gewünscht. Aber eigentlich erbaulich waren die, welche ich gehört habe, nicht, sie drangen wenig ins Herz.

Wenn er jetzt wüßte, daß ich so viel mit unleserlich kleinen Buchstaben über ihn schreibe, würde er sich gewiß wundern, und ich wundere mich über mich selbst. Ich tue es einzig, weil ich denke, daß es Ihnen Freude macht. Sagen Sie mir aber auch, wenn Sie mich nicht mehr lesen können. Denn für mich selbst schreibe ich nicht.

Mit der herzlichsten Teilnahme Ihr

H.

Einundsechzigster Brief

Regel, den 16. Novbr. bis 7. Dezbr. 1833.

Ich fange diesen Brief an, liebe Charlotte, ohne noch einen von Ihnen empfangen zu haben, ich denke aber gewiß, daß in diesen Tagen selbst einer ankommen muß. Zuerst habe ich noch auf eine Stelle Ihres Briefes zurückzukommen, die eigentlich ganz unbeantwortet von mir geblieben ist, und wofür ich Ihnen sehr danke. Es ist nämlich das, was Sie über die verschiedene Art Bücher zu lesen sagen, und über das, was man in ihnen zu suchen hat. Sie beziehen sich dabei auf Goethe. Sie wissen, ich liebe es sehr, wenn

man im freundschaftlichen Briefwechsel es frei ausspricht, wo die Meinungen nicht übereinstimmen. Dann auch haben Sie mich veranlaßt, die schöne Stelle in Goethes „Wahrheit und Dichtung“ wieder zu lesen, auf die Sie sich beziehen. Im ganzen aber ist es, wie es gewöhnlich im Entgegenstellen der Behauptungen geht, daß man einander doch nicht befehrt. Meine Art ist es einmal und wird es immer bleiben, ein Buch ebenso wie einen Menschen als eine Erscheinung an sich, nicht als eine Gabe für mich anzusehen. Ich gehe darum noch nicht, wie Goethe sagt, in die Kritik desselben ein, ebensowenig, wie ich dies bei einem Menschen tue. Aber ich betrachte es wie ein Produkt des menschlichen Geistes, das ohne alle Beziehung auf meine Gedanken und Gefühle einen eignen Ideenzusammenhang und eine eigne Gefühlsweise ausspricht und meine Aufmerksamkeit dadurch in Anspruch nimmt. Ich begreife indes, daß viele Leser die Bücher mehr zu sich hinziehen und sie weniger objektiv nehmen, und wenn Sie mich fragen, ob es einem Schriftsteller unangenehm sein könne, wenn er Beruhigung oder Erheiterung in ein dieser oder jener bedürftendes Gemüt ergieße oder eine gebeugte Seele ermutige, so antworte ich mit voller Überzeugung: er ist gewiß damit zufrieden und fühlt sich belohnt, gesetzt, es wäre auch nicht gerade sein Zweck. Ich wollte Ihnen nur sagen, wie ich Bücher lese, keineswegs aber Ihre Weise tadeln.

Da wir einmal von Büchern reden, so will ich auf eines kommen, auf das ich schon lange Ihre Aufmerksamkeit heften wollte, und dessen Inhalt und Anordnung mich sehr beschäftigt hat. Es ist dies eine neu erschienene geistliche Liedersammlung. Sie ist von unserm Gesandten in Rom gemacht und herausgegeben. Bunsen, der Herausgeber, ist ein vielfach gelehrter und sehr religiöser Mann. Er hat die Lieder aus allen Zeiten gesammelt, jedoch den ältern, besonders denen von Paul Gerhard, den Vorzug gegeben. Mit besonders richtigem Gefühl ist die Bearbeitung der Lieder behandelt. In der Regel sind sie ganz ungeändert geblieben, wo aber etwas gar nicht bleiben konnte, sondern unverständlich oder Anstoß gebend war, da ist die Aenderung leise und kaum bemerkbar und immer

ganz im Geiste des ursprünglichen Verfassers vorgenommen. Wenn man die Wahl der Lieder beachtet, so sieht man, daß dem Herausgeber das vorgeschwebt hat, was ein geistliches Lied eigentlich soll. Es muß nämlich den frommen und erbaulichen Stoff, den es sich zum Inhalt wählt, poetisch wirklich so behandeln, daß der dichterische Schwung dazu beiträgt, die andächtigen Gefühle zu steigern und in Schwung zu bringen. So viele mittelmäßige Lieder, besonders von neueren Verfassern, begnügen sich, fromme Gedanken, die gleich gut in Prosa sein würden, in Reime zu bringen. Es kann durch sie keine Wärme der Frömmigkeit geweckt werden, da sie selbst aus keiner solchen hervorgegangen sind. Solche Lieder und in solchem Geist gemachte Änderungen von anderen sind von dieser Sammlung gänzlich ausgeschlossen worden. Da der Herausgeber sich viel mit der alten kirchlichen Musik beschäftigt hat, so hat er besonders auch darauf geachtet, ob die Lieder leicht und gut sangbar sind oder nicht. Was aber der Sammlung einen besonderen Wert gibt, ist, daß dem Herausgeber so ganz das Bild einer wahrhaft christlichen, andachtsuchenden und schon andachtmitbringenden Gemeinde vorgeschwebt hat. Er hat daher in den Liedern vorzüglich das Volksmäßige gesucht, das Lichtvolle wie das Verständliche, das, was das menschliche Gemüt am tiefsten und allgemeinsten ergreift und am lebhaftesten zu gemeinschaftlicher Inbrunst entflammt. Er hat aber auch durch die Vergleichung einer großen Menge von Gesangbüchern gestrebt zu erforschen, welche Lieder bei den Gemeinden in Deutschland die gewesen sind, die den meisten Eingang gefunden haben, und die man daher in die meisten Sammlungen aufgenommen hat. Ich bin darum so ausführlich über diesen Gegenstand gewesen, weil ich gewiß bin, daß es Ihnen Freude macht. Sie haben mir oft davon geredet, welchen Wert Sie auf alle Kirchenlieder, besonders auf Gemeinde-Gesänge legen; Sie haben namentlich Paul Gerhards Lieder hervorgehoben und sie unsterblich genannt. So habe ich, indem ich mich mit den Liedern beschäftigte, Ihrer und Ihres tiefen Sinnes für fromme Lieder gedacht. Sie haben allerdings recht, es liegt in den alten Liedern ein andrer Geist als in den neueren, der gewiß in seiner hohen und wahren

Einfalt mehr kräftigt, und Sie werden sagen, Bunsen hat sich ein Verdienst erworben um viele, die sich an den Liedern erfreuen werden. Dieser Sammlung folgt dann eine Sammlung von Gebeten. Diese aber hat mich bei weitem nicht so angesprochen. Der Unterschied liegt schon in der Natur der Sache. Die Gebete sind größtenteils für die Andacht der einzelnen bestimmt. Wenn aber der einzelne betet, bedarf er keiner Formel. Er ergießt sich viel natürlicher in von ihm selbst gewählten und verknüpften Gedanken vor Gott und bedarf kaum der Worte. Die recht innige Andacht weiß von keinem andern als von einem aus ihr selbst hervorgegangenen Gebet.

Wenn ich die Zeiten meiner Kindheit und Jugend mit den jetzigen vergleiche, so herrscht doch jetzt ein mehr religiöser Sinn als damals. Ich rede natürlich nur von der hiesigen Gegend, da ich andere Teile Deutschlands nicht so genau von dieser Seite kenne. Hier ist es größtenteils eine Folge der letzten Kriegsjahre gewesen. Doch kann man nicht sagen, und das macht den Gemütern der Menschen desto mehr Ehre, daß das Unglück allein diese Wirkung hervorbrachte. Es hätte gewiß einen höhern Ernst gegeben. Allein die Richtung zu religiösen Gefühlen entstand mehr nach dem gelungenen Erfolg, als Dank für die empfangene Wohltat. Sie wurde zum Teil gleichsam dem Herzen entrissen durch die mit frohem Staunen verknüpfte Überzeugung, daß nur die Vorsehung diese Kraft verleihen, diesen Schutz gewähren konnte. . . .

Wenn behauptet wird, es gehe jetzt von manchen Seiten Strafungs- oder Verdammungswürdiges vor, so ist dabei doch die Frage, ob darum die Gesinnung der Menschen jetzt schlimmer und unmoralischer ist. Ich möchte es bezweifeln. Es scheint mir weit mehr eine Verkehrtheit der Meinungen, eine Verdrehung der Begriffe zu sein. Ehemals war mehr und weiter verbreitete Frivolität. Die scheint jetzt doch weniger und seltener. Gerade die Frivolität aber untergräbt alle Moralität und läßt keinen tiefen Gedanken und kein reines und tiefes Gefühl aufkommen. Es können sich damit natürlich gutmütige und sanfte Empfindungen verbinden, aber es

kann in solcher Seelenstimmung nichts aus Grundsätzen hervor-
gehen, und an Selbstüberwindung und Aufopferung ist nicht zu
denken. Jetzt herrscht doch der Ernst, der zum Nachdenken führt,
und der, auf das Gemüt zurückwirkend, einer Anspannung des
Willens fähig ist und auch da wirksam bleibt, wo der Entschluß
Überwindung kostet.

Das Wetter ist für die Jahreszeit gelinde, aber desto melan-
cholischer. Ich habe das Glück, daß das Wetter keinen Einfluß auf
meine Stimmung ausübt. Ich genieße das schöne, aber das schlechte
läßt mich bloß gleichgültig. Ich fürchte aber, daß die trübe Stim-
mung, die sich, wie Sie mir neulich schrieben, bei Ihnen regte,
durch diesen Novemberhimmel genährt werden wird. Der Mensch
kann es sich oft nicht nehmen, durch die Elemente aus seinen ge-
wöhnlichen Lebensgeleisen herausgebracht zu werden. Auch ist es
einem Menschen mehr als dem andern unmöglich. Ich habe eine
Frau gekannt, die sehr viele Briefe schrieb, es aber bei keinem zu
bemerken vergaß, bei welchem Wetter sie sich zum Schreiben hin-
setzte. Gleich nach dem Datum stand das Wetter und ganz aus-
führlich beschrieben. Das war bei ihr zur festen Gewohnheit ge-
worden, und da der Brief meistens die Farbe des Wetters
trug, so wußte der Empfänger einigermaßen voraus, welcher Stim-
mung er sich in dem Briefe zu gewärtigen hatte. Eine durch so
leichte, mehr äußere und körperliche als innere und geistige Ur-
sache hervorgebrachte trübe Stimmung weicht auch ohne Mühe
jeder Zerstreung. Anders ist es mit der, die, wenn sie gleich nicht
aus wirklichen gegenwärtigen Leiden hervorgeht, doch in einem,
durch schmerzliche Lebenserfahrungen oft getrübten Gemüt ent-
steht. Sie wurzelt tiefer, und es ist ihr schwerer zu begegnen. Ein
solches Gemüt trägt dann aber auch einen Reichtum an Mitteln
in sich, Beruhigung und Heiterkeit zu erlangen. Es hat die dem
Menschen innewohnende Sehnsucht, sich an eine höchste, mit Weis-
heit leitende Macht anzuschließen, in stiller Einsamkeit in sich aus-
gebildet, und wenn etwas die ohne sichtbare Ursache aufsteigende
Trübheit zu heilen und zu zerstreuen vermag, so ist es der von
diesem Vertrauen herstammende Trost und die anhaltende innere

Beschäftigung mit diesen, auf das Himmlische in edler Klarheit des Geistes gerichteten Gefühlen.

Den 4. Dezember. Ich bin nunmehr im Besitz Ihres Briefes vom 24. November und danke Ihnen herzlich für den ganzen Inhalt desselben. Erhalten Sie sich in der ruhigen, heitern, zufriedenen Stimmung. Eine Heiterkeit wie die, von der Sie sagen, daß sie Ihnen natürlich innewohnt, ist eine sehr glückliche Gabe des Himmels oder des Schicksals und, wie Sie selbst sehr richtig bemerken, mehr noch eine Furcht einer natürlich einfachen, bescheiden genügsamen Gemütsart. Wenn sie aber auch so, gleichsam von selbst, im Charakter hervorblüht, so kann und muß man sie doch auch nähren und unterstützen. Ich meine das nicht von außen, sondern recht eigentlich von innen. Ebenso ist es auch mit der Wehmut. Der Mensch hat sich, wenn er irgendein innerliches Leben gelebt hat, ein geistiges Eigentum von Überzeugungen, Gefühlen, Hoffnungen, Ahnungen gebildet. Dies ist ihm sicher, ja, im eigentlichen Verstande unentreißbar. Kann er darin sein Glück, seine Beruhigung, seine stille Heiterkeit finden, so ist ihm diese gesichert und geborgen, wenn seine Stimmung auch wehmütig bleibt. Denn jeder Gegenstand edler Wehmut schließt sich willig an den eben genannten Kreis an. Sobald man überhaupt irgend etwas, was das Gemüt ergreift, in das Gebiet geistiger Tätigkeit hinüberführen kann, wird es linder und mischt sich auf eine sehr versöhnende Weise mit allem, was uns eigentümlich ist, wovon wir, wenn es auch schmerzte, uns nicht trennen könnten, ja nicht trennen möchten. Ich meine aber unter geistiger Tätigkeit nicht die der Vernunft. Diese könnte ein fühlendes Gemüt nur zu starrer Resignation bringen, die immer eine Ruhe des Grabes ist und nicht die schöne lebendige Heiterkeit gewähren kann, von der ich hier rede. Die rein geistige Wirksamkeit hat aber ein viel weiteres Gebiet und verschmilzt mit der Empfindung gerade zu dem Höchsten, dessen der Mensch fähig ist, und diese Verschmelzung enthält das wahre Mittel aller wahrhaft hilfreichen Beruhigung. Der Gedanke verliert in ihr seine Kälte, und die Empfindung wird auf eine Höhe gestellt, auf der sich die verletzende einseitige Beziehung auf das persön-

liche Selbst und den Augenblick der Gegenwart abstumpft. Leben Sie herzlich wohl! Ihren letzten Brief beantwortete ich das nächste mal. Mit dem innigsten Anteil der Ihrige. H.

Zweiundsechzigster Brief

Legel, den 12. Januar 1834.

Sie kommen in Ihrem letzten Briefe noch einmal auf Paul Gerhards Lieder zurück, die Ihnen, wie Sie sagen, immer vorzugsweise lieb waren, so daß Sie wohl alle auswendig wissen, sie unsterblich nennen und bis diese Stunde oft Trost daraus nahmen. Das ist mir nun zwar nicht neu in Ihnen, hat mich aber aufs neue erfreut, und ich stimme Ihnen ganz bei, daß die alten Lieder, um sie in alter Sprache zu preisen, viel kräftiger sind als die neueren. Auch darin mögen Sie recht haben, daß sich wenige Gesandte in Rom mit der Herausgabe eines neuen Gesangbuchs beschäftigen mögen. Es macht Bunsen viel Ehre. Der Stelle von Herder besinne ich mich nicht, wo er sagt: daß, wenn man auch gar kein anderes Buch haben dürfte, man mit Bibel und Gesangbuch leben könnte. (Bemerken Sie mir doch die Stelle und den Band.) Für das Volk wäre es gewiß genug und ausreichend. Über die Bibel theile ich ganz Ihre Meinung. Das Gesangbuch würde ich doch nur als Zugabe ansehen. Was so alles andere ersetzen soll, muß nicht von einzelnen, bekannten, uns nahe stehenden Verfassern herrühren, es muß aus fernen Jahrhunderten als die Stimme der ganzen Menschheit, in der sich immer zugleich die Stimme Gottes offenbart, zu uns herüberschallen. Darum könnte, wessen Gemüt kindlich und einfach genug ist, den Sinn früherer Jahrtausende zu fühlen, auch mit dem Homer getrost in die Einsamkeit gehen. Das ist das, was der Mensch nie genug an der Vorsehung bewundern, und wofür er nie dankbar genug sein kann, daß sie die wahrhaft göttlichen Gedanken, die, auf denen unser innerstes Dasein ruht, bald im Geiste ganzer Völker und Zeiten, bald in einzelnen Menschen weckt und durchbrechen läßt. Über sich selbst bemerken Sie, was

Sie mir schon früher gesagt haben, daß Sie im ganzen zwar gute Bücher, aber in geringerer Zahl gelesen haben, als man es von Ihnen denke; daß sie der neuen, modernen Literatur ganz fremd seien, ja Sie klagen sich fast an, daß Sie nur wenig lesen können, und wenn dann und wann die Neigung sie anwandle, Sie immer wieder die alten Bekannten auffuchen. Von mir gestehe ich Ihnen, daß ich sehr leicht ohne alle Bücher leben könnte. Eine eigentliche Neigung zum Lesen habe ich gar nicht, auch habe ich für ein langes Leben und so vielfache wissenschaftliche Beschäftigungen nur wenig gelesen. Eine Menge Bücher, die andere sehr früh gelesen, kenne ich nur dem Namen nach, und ich kann von Büchern umringt sein, auch wissen, daß neue darunter sind, ohne in eines hineinzusehen. Diese geringe Anziehungskraft aber haben die Bücher nicht erst spät, gleichsam aus einer Art Überdruß, für mich bekommen, es ist, auch wie ich sehr jung war, nicht anders gewesen. Ich habe darum doch sehr viel Tage und Nächte mit Büchern gelebt, allein immer mit dem Zweck, irgend etwas Bestimmtes zu lernen, aufzusuchen oder zu erforschen. Dies aber ist durchaus verschieden von der in einigen Menschen sich bis zur Leidenschaft steigenden Lust zu lesen. Diese Lust liegt in einer inneren Lebendigkeit, die ich nie so besessen habe, an einem Bedürfnis nach Ideenstoff, das aber freilich zugleich an ein Verlangen geknüpft ist, diesen Stoff von außen in bunter Mannigfaltigkeit zu bekommen, anstatt ihn in größerer Einförmigkeit aus seinem Innern zu schaffen. Indes ist diese Neigung darum nicht zu mißbilligen. Der Mangel an jener Strebbarkeit nach außen hin, das Hängen am einsamen Sinnen, das Versenken in sich selbst ist auch nicht immer reines Metall ohne Schlacken. Es entspringt oft aus Apathie, aus Hang zum Müßig gange und ist oft mehr ein weiches Träumen als ein fruchtbares Nachdenken. Es führt aber eine Süßigkeit mit sich, die ich sonst mit nichts vergleichen kann, man mag sich nun in Ideen verlieren, oder Erinnerungen zurückrufen. Das erste ist leichter und müheloser als im Gespräch und im Schreiben, da man nur für sich denkt, also Mittelsätze überspringen und näher zum Ziel gelangen kann, ja, von niemand gedrängt, es nicht so scharf zu erreichen braucht.

Wo aber die Wahrheit auf Gefühlen ruht, da vertrauen sich diese lieber der Verslossenheit des eignen Busens an. Darum sind alle religiösen Menschen der Einsamkeit leicht zugetan. Erinnerungen aber kleiden sich in ein so sanftes Dämmerlicht, daß die Zeit, die man in ihnen zum zweitenmal durchlebt, oft dadurch tiefer in die Seele eindringt, als ihr die Unruhe der Gegenwart es zu tun erlaubt, denn die Gegenwart ist immer mit der Zukunft gemischt, und die Empfindung in ihr ist von einer Seite noch dem Wechsel offen. Auch versezt der Genuß wie der Schmerz in eine Spannung, die der ruhigen Betrachtung des Gegenstandes nicht günstig ist. Wenn nun dies Vergnügen am Nachhängen gewisser Gedanken, die einen gewohnten Reiz über das Gemüt ausüben, der unbestimmten Lust, den Blick in ein Buch zu werfen, gegenübertritt, so bleibt meine Wahl nicht lange unentschieden, und ich könnte sehr gut lange Zeit ohne alle Bücher zubringen.

Sie bemerkten, daß man sehr oft fragen hört: was ist Glück? Wenn man unter dem Worte das Glück meint, durch das man im Leben in der letzten tiefsten Empfindung glücklich oder unglücklich ist, nicht bloß darunter einzelne Glücksfälle versteht, so ist es recht schwer, das Glück zu definieren. Denn man kann sehr vielen und großen Kummer haben und sich doch dabei nicht unglücklich fühlen, vielmehr in diesem Kummer eine so erhebende Nahrung des Geistes und des Gemüts finden, daß man diese Empfindung mit keiner andern vertauschen möchte. Dagegen kann man im Besiz recht vieler Ruhe und Genuß gewährender Dinge sein, gar keinen Kummer haben und doch eine, mit den Begriffen des Glücks ganz unerträgliche Leere in sich empfinden. Notwendig wird also zum Glück eine gehörige Beschäftigung des Geistes oder des Gefühls erfordert, allerdings verschieden nach jedes einzelnen Geistes- oder Empfindungsmaß, aber doch so, daß eines jeden Bedürfnis dadurch erfüllt werde. Die Natur dieser Beschäftigung, oder vielmehr dieses inneren Interesses richtet sich aber dann nach der individuellen Bestimmung, die jeder seinem Leben gibt, oder vielmehr, die er schon in sich gelegt findet, und so liegt Glück oder Unglück in dem Gelingen oder Mißlingen des Erreichens dieser Bestimmung. Ich habe immer

gefunden, daß weibliche Gemüther in dies Gefühl lieber und williger eingehen als Männer und sich auf diese Weise ein stilles Glück in einer freudenlosen, ja oft kummervollen Lage bilden. Auch für das künftige Dasein ist diese Ansicht erfolgreich. Denn alles Erlangen eines andern Zustandes kann sich doch nur auf einen bereits erfüllten gründen. Man kann nur erlangen, wozu man reif geworden ist, und es kann in der geistigen und Charakter-Entwickelung keinen Sprung geben.

Den 4. Februar. Ich habe Ihren am 24. Januar geendeten Brief zur gewöhnlichen Zeit richtig bekommen und danke Ihnen herzlich dafür; es hat mich ungemein erfreut, die ruhige und selbst heitere Stimmung darin zu erkennen, in der Sie ihn geschrieben haben, und noch mehr, daß Sie der meinige in diese Stimmung versetzt hat. Ich schrieb Ihnen genau, wie es wahr ist. Solange ich Ihnen ohne Nachteil meiner Augen schreiben kann, tue ich es selbst, wäre es auch weniger. Dagegen rechne ich auf Ihre Ruhe und Fassung, wenn ich es nicht mehr könnte. Es ist des Menschen würdig, was im Laufe der Natur liegt, auch natürlich zu nehmen. Mir ist dies immer ein Ziel des Strebens gewesen, und ich kann sagen, daß ich es mir in nicht geringem Grade zu eigen gemacht habe. Ich wünsche dann aber auch bei andern dasselbe, besonders in Beziehung auf mich zu finden. Nichts spannt mich auf eine so unangenehme und wahrhaft fruchtlose Weise, als wenn man mir zeigt, daß man für mich besorgt ist, oder sonst meinetwegen in Unruhe, die außer Fassung bringt, gerät. Ruhe und Fassung in jedem Geschehe und sonst Heiterkeit oder Wehmut, das macht das Leben ertragen und hebt die Seele über den Wechsel der Ereignisse. Leben Sie herzlich wohl! Mit dem innigsten Anteil der Ihrige.
H.

Dreiundsechzigster Brief

Legel, den 15. April bis 8. Mai 1834.

Sie haben, liebe Charlotte, bemerkt, daß meine Handschrift in meinen zwei letzten Briefen größer, bestimmter und deutlicher ge-

worden ist, und ich sehe voraus, daß Sie diese Veränderung überraschen und Ihnen auffallen würde. Es ist ein Sieg, den mein Wille endlich durch festen Vorsatz über meine Hand davongetragen hat. In Hinsicht der Unbequemlichkeit, eigentlich nicht schreiben zu können, sondern alles diktieren zu müssen, bringt mich zwar diese Verbesserung nicht weiter, da die neue Methode eher langsamer, als schneller wie die bisherige ist. Es ist indes doch ein wahrer Gewinn, daß es ordentlicher aussieht und keine Schwierigkeit zu lesen macht, da die vorige Schrift auf ängstliche Weise in Unleserlichkeit überging. Man kommt so im Alter auf die Kinderschrift zurück. — Es ist ein großer, wichtiger und mißlicher Punkt im Alter, der wenigstens mich beständig begleitende Zweifel, ob die Jahre nicht allmählich eine Schwächung des Geistes oder Charakters, oder beider unvermerkt hervorbringen. Wer vernünftig ist und mehr mit sich umgeht, muß sich gestehen, daß es kaum anders sein kann. Alles nützt sich durch die Zeit ab, und die Unabhängigkeit der Seele vom Körper kommt dazu. Bisweilen ertappt man sich auch wohl selbst auf einzelnen Beweisen. Es bleibt aber immer ein qualender Gedanke, ob diese Fälle nicht ungleich häufiger sind, als man sie bemerkt. Man mißtrauet mit Recht dem eignen Urtheile, weil seine Schärfe auch durch dieselbe Abnahme gelitten haben muß, und man von andern nie die Wahrheit über solchen Punkt erfährt. Am meisten, behauptet man gewöhnlich, leide das Gedächtnis. Das kann ich aber an mir nicht finden, auch würde mich das, wenn es nicht zu arg damit würde, am wenigsten kümmern. Schlimmer und schwerer zu bemerken ist der Mangel an Festigkeit im Urtheil, ja die Schwierigkeit, sich bestimmt genug aus dem Zweifel herauszuwickeln, um nur überhaupt ein entschiedenes zu fällen. Es ist dies Charakterunschlüssigkeit, welche vom Handeln auf das Denken übergeht, da alles Geistige im Innern des Menschen immer in unzertrennlichem Zusammenhange miteinander steht. Das Schlimmste von allem aber ist die Fruchtbarkeit an Ideen. Sie hängt natürlich von der Stärke, Regsamkeit und Lebendigkeit aller Geisteskräfte zusammengenommen ab. Es ist daher auch natürlich, daß die Zahl der zunehmenden Jahre darauf bedeutenden Einfluß ausübt. Schon

die Abstumpfung der Sinne bringt um sehr viel. Alle Begriffe, die, auch früher gesammelt, auf sinnlichen Wahrnehmungen beruhen, verlieren an Bestimmtheit, Deutlichkeit und besonders an weiter anregender Anschaulichkeit. Was ich aber am meisten besorge, ist eine Art Einschlafen der Seele, daß sie sich immer in einem ihr längst bekannten Kreise herumdrehe und sich einbilde, dadurch in befriedigender Tätigkeit zu bleiben. Das Wachsein des Geistes, seine Fruchtbarkeit an Vorstellungen, die er bald aus der äußeren Beobachtung der Dinge und Menschen, bald aus seinem Innern schöpft, oder das feste Fortrücken in längst begonnenen, vielleicht durch einen Teil des Lebens hindurchgeschlungenen Ideenreihen ist das wahre, dem menschlichen Dasein erst Wert verleihende Glück des Lebens, und zwar nicht bloß für intellektueller organisierte, höher gebildete, mehr dem Denken ergebene Menschen, sondern für alle. Denn jeder hat einen innern Kreis von Ideen und Gefühlen, Wahrheiten und Vorurteilen, Phantasien und Träumen, in dem er wach und regsam bleiben und den er als innere Beschäftigung weiter ausspinnen will. Wie wenig geistig auch ein Mensch in seiner Natur sein möge, so fürchtet er doch keinen Vorwurf so sehr, als den der Geisteschwäche. Vor großer ist man vielleicht ohne besondere bedeutende Krankheit sicher, aber kleinere ist auch betrübend genug, und man ängstigt sich mehr dafür, da sie einem leicht lange unbemerkt bleiben könnte.

Ich habe Ihren letzten Brief später als gewöhnlich empfangen, und es hat mich geschmerzt zu sehen, daß Sie wieder sehr trübe gestimmt waren. Sie sagen zwar selbst, daß die Zeit dies auch wieder heilt, aber das Leben ist doch so kurz, um sich ganze Wochen so rauben zu lassen. Sie waren auch zu meiner großen Freude eine längere Zeit heiterer und zufriedener gestimmt. Kehren Sie dahin zurück, ich bitte Sie recht dringend darum; man kann viel, wenn man sich nur recht viel zutraut. Stimmungen entstehen allerdings oft aus Ursachen, über welche der Mensch nur wenig Gewalt hat, aber sie nehmen zu und werden der innern Gemütsruhe immer verderblicher, wenn man sich in ihnen gehen läßt. Am sichersten stellt man ihnen Gefühle entgegen, und Sie haben

es gewiß oft selbst an sich erfahren, daß das Gefühl für erhabene und tief ergreifende Dinge so erwärmen kann, daß alle dunkeln und dumpfen Stimmungen dadurch verschucht werden.

Mit der freundschaftlichsten Theilnahme der Ihrige. H.

Vierundsechzigster Brief

Regel, November bis 3. Dezember 1834.

Ich schreibe Ihnen heute mit doppelter Freude, weil ich nach Ihrem letzten Briefe voraussetzen kann, daß Sie gesund und heiter gestimmt sind. Sie können mir, liebe Charlotte, keine größere Freude machen und mir Ihre Gesinnungen nicht angenehmer beweisen, als wenn Sie mir dies durch den Inhalt und den Ton Ihrer Briefe zeigen. Die Möglichkeit hängt zwar größtenteils von äußeren Umständen ab; Sache der Seele aber ist es, die innere Heiterkeit so lange und immer in dem Grade zu erhalten, als es möglich ist. Wer sich heiter zu erhalten sucht, der sorgt nicht bloß für sein Glück, sondern er übt wirklich eine Tugend. Denn die Heiterkeit, selbst die wehmütige, macht zu allem Guten aufgelegter und gibt dem Gemüte Kraft, sich selbst mehr aufzuerlegen und mehr für andere zu leisten. Die Erhaltung der Heiterkeit, selbst unter weniger günstigen Umständen, zeugt auch von einem genügsamen, anspruchlosen Gemüt, das nicht selbstüchtig immer sich vor Augen hat und, was ihm begegnet, für größer und merkwürdiger hält, als was andern zustößt. Es ist überhaupt ein schöner, erfreulicher Sinn, der die Einigkeit mit seinem Geschicke so weit, als es möglich ist, erhält, die Freuden heraushebt, die jedem bleiben, und sie zu sammeln und zu genießen versteht. Es bewährt sich auch hier, daß das moralisch Schönste und Edelste auch das am meisten Glück Bringende ist und am sichersten das Gemüt in ruhiger und besonnener Thätigkeit erhält. . . .

Sie fragen mich nach Frau von Barnhagen, deren Briefe unter dem Namen Rahel von ihrem Manne herausgegeben sind. Ich

habe sie allerdings viel gekannt, von der Zeit an, wo sie noch ein sehr junges Mädchen war, ein paar Jahr, ehe ich auf die Universität nach Göttingen ging. Sooft ich seitdem in Berlin war, habe ich sie viel und regelmäßig gesehen. Auch als ich mich mit meiner Familie in Paris aufhielt, war sie mehrere Monate dort, und es fiel nicht leicht ein Tag aus, wo wir uns nicht gesehen hätten. Man suchte sie gern auf, nicht bloß, weil sie von sehr liebenswürdigem Charakter war, sondern weil man fast mit Gewißheit darauf rechnen konnte, nie von ihr zu gehen, ohne nicht etwas von ihr gehört zu haben und mit hinwegzunehmen, das Stoff zu weiterem ernsten, oft tiefem Nachdenken gab oder das Gefühl lebendig anregte. Sie war durchaus nicht, was man eine gelehrte Frau nennt, obgleich sie recht viel wußte. Sie verdankte ihre geistige Ausbildung ganz sich selbst. Man kann nicht einmal sagen, daß der Umgang mit geistvollen Männern irgend wesentlich dazu beitrug. Denn teils ward ihr dieser nicht früh, sondern erst, als sie sich schon selbst die hauptsächlichsten, sie durch das Leben leitenden Ansichten aus ihrem Inneren herausgebildet hatte, teils hatten alle ihre Gedanken und selbst die Form ihrer Empfindungen ein so unverkennbares Gepräge der Originalität an sich, daß es unmöglich war, dabei an irgend bedeutenden fremden Einfluß zu denken. Sie ging auch viel mit uninteressanten Menschen um. Dies entstand aus Zufälligkeiten ihrer äußeren Lage. Da sie aber eine große Lebendigkeit besaß und gern mit Menschen lebte, so vermied sie es auch weniger sorgfältig, als es sonst geistreiche Personen wohl zu tun pflegen. Es war ihr ein eigentliches Talent gleichsam angeboren, auch dem unbedeutend Scheinenden eine bessere und anziehende Seite abzugewinnen. Jede Individualität flößte ihr schon als solche ein gewisses Interesse ein, da sie sie zum Gegenstande ihrer Betrachtung machte, und sich auch wirklich in jeder eine bessere und anziehende Eigenschaft herausfinden läßt. Die Wernhagen ging von jedem Punkt des täglichen Lebens gern zu innerem, tieferem Nachdenken über, sie schöpfte selbst vorzugsweise gern ihren Stoff zu diesem aus der Mannigfaltigkeit der Wirklichkeit. Überhaupt war Wahrheit ein auszeichnender Zug in ihrem intellektuellen und sittlichen

Wesen. Sie kannte darin keine weichliche Selbstschonung, weder um sich etwaige Schuld zu verbergen, oder sie zu verkleinern, noch um in Wunden, die ihr das Schicksal schlug, mit tiefer Selbstprüfung einzugehen. Sie überließ sich aber auch keinen Selbsttäuschungen, keinen trügerischen Hoffnungen, sondern suchte überall nur die reine und nackte Wahrheit auf, wenn sie auch noch so unersreulich oder selbst bitter sein mochte.

Ich breche hier ab, da ich eben Ihren lieben Brief bekomme. Warum aber, liebe Charlotte, fahren Sie in aller Welt fort, den Zeitungen zu glauben und sich und, verzeihen Sie, auch mich zu ängstigen. Ich glaubte Sie eben beruhigt und sehe Sie leider schon wieder so sehr beunruhigt. Mein körperlicher Zustand ist, im ganzen genommen, in diesem Augenblicke sichtbar besser, und ich weiß von keiner besorglichen Kränklichkeit, so daß ich nicht glaube, daß ich je wieder Norderny, noch irgendein anderes Bad besuchen werde. Sie sehen, wie falsch die Zeitungsnachrichten sind. Ich bin so glücklich, nichts von dem zu kennen, was man von mir schreibt. Sie erzeigen mir einen großen Gefallen, wenn Sie sich nicht wieder dadurch beunruhigen lassen. Ich bitte Sie recht herzlich darum! Mit inniger Teilnahme der Ihrige. H.

Fünfundsechzigster Brief

Legel, Februar 1835.

Ich endete meinen Brief mit Wohlgefallen an Ihrer heiteren Stimmung und fange wieder damit an und komme darauf zurück. Da das Jahr so gut angefangen hat, wird es auch erwünscht enden. Es ist schon viel mit der guten Vorbedeutung gewonnen, und der Aberglaube selbst ist nützlich, wenn er im Vertrauen bestärkt. Denn, Hauptereignisse und wahre Unglücksfälle abgerechnet, nehmen die Dinge meistens die Farbe der Seele an. Ein Gemüt, das sich meist in Heiterkeit erhält, ist schon darum so schön, weil es immer auch ein genügsames und anspruchloses ist. Ich rede natürlich nicht von der durch Leichtsinn entstehenden Sorg-

losigkeit. Der Leichtsinn schließt schon den Ausdruck der Heiterkeit aus. Denn dies schöne Wort wird in unserer Sprache immer nur im edelsten Sinn genommen. Was heiter macht, ist entweder die ruhig besonnene Klarheit des Geistes und der Gedanken, oder das Bewußtsein einer frohen, aber des Menschen würdigen Empfindung. Man kann nicht Heiterkeit moralisch gebieten, aber nichtsdestoweniger ist sie die Krone schöner Sittlichkeit. Denn die Pflichtmäßigkeit ist nicht der Endpunkt der Moralität, vielmehr nur ihre unerläßliche Grundlage. Das Höchste ist der sittlich-schöne Charakter, der durch die Ehrfurcht vor dem Heiligen, den edeln Widerwillen gegen alles Unreine, Unzarte und Unfeine und durch die tief empfundene Liebe zum rein Guten und Wahren gebildet wird. In einem solchen Charakter herrscht die Heiterkeit von selbst, wird nur durch wahren Genuß auf Zeiten verdrängt, doch bleibt sie auch da noch, trotz veränderter Gestalt und sich mit der Wehmut vermählend, zurück. So ist sie beglückend und veredelnd zugleich. Daß zur Aufheiterung des Gemüths eine auch heitere Gestaltung der den Menschen zunächst und täglich umgebenden Dinge beiträgt, erkennt niemand so sehr an als ich. Ich bin daher ganz einverstanden mit dem Man, der Sie zu dem Ende beschäftigt, und wünsche von Herzen, daß er gut vonstatten gehen möge, und bitte Sie, mich von der Ausführung in einigem Detail zu benachrichtigen.

Es scheint, als könne man den eigentlichen Winter als beendet ansehen. Solche gelinde Winter wie der diesjährige sind zwar weniger schön für das Auge und gewähren nicht die Wintervergnügungen, aber sie sind, was wichtiger ist, menschlicher. Die starren machende Kälte hat schon für die Einbildungskraft, geschweige für das Gefühl etwas Beengendes und wahrhaft Furchterliches, der Not nicht zu gedenken, in welche ein strenger Winter die ärmeren Volksklassen versetzt, und der auch durch reiche Almosen nie ganz abzuhelpen möglich ist, da selbst wohlhabenden Haushaltungen der Unterschied eines strengen und gelinden Winters immer fühlbar bleibt.

Den 27. Februar.

Ich bin im Besitz Ihres Briefes vom 18. d. Monats und danke Ihnen sehr dafür. Ich freue mich, daß Sie fortfahren, wohl und heiter zu sein. Leben Sie heute recht wohl! Wenn mein nächster Brief abgeht, fangen schon die ersten Blätter an hervorzubrechen. Mit unveränderlicher Teilnahme der Ihrige. H.

Sechshundsechzigster Brief

Tegel im März 1835.

Ich erfahre immer nur durch Sie, liebe Charlotte, was man in den Zeitungen von mir sagt. Diesmal enthält es bloß Wahrheit, insofern es von meiner Gesundheit handelt. Bis jetzt hat mir der sonderbare Winter keinerlei Unbequemlichkeit zugefügt, doch hält man ihn für ungesund.

Wie aber die Leute dazu kommen, so oft und ohne alle äußere Veranlassung in den Zeitungen von mir zu reden! Es beweist recht, wie das Privatgeklatsche zur öffentlichen Sache geworden ist, da man nicht die Naivität haben muß zu glauben, daß es aus wahren Anteil geschehe. Es ist die Sucht, Neuigkeiten mitzuteilen, welcher Art sie auch sein mögen. Ich erinnere mich oft bei solchen öffentlichen Erwähnungen, wie auffallend mir der erste Gedanke daran war. Als ich noch in Göttingen studierte, schrieb mir eine Frau, mit der ich im Briefwechsel stand: jetzt schreibe ich ihr oft, es werde aber eine Zeit kommen, wo sie nur in Zeitungen von mir lesen würde. Es kam mir damals ganz fabelhaft und abenteuerlich vor, daß mein Name in den Zeitungen sollte genannt werden. Man mischte damals noch nicht so häufig wie jetzt Privatverhältnisse den allgemein die Aufmerksamkeit auf sich ziehenden Ereignissen bei.

Wenn Sie von Goethes nachgelassenen Werken nur vier Bände gelesen haben, so fehlen Ihnen noch elf. Es sind fünfzehn neue Bände seit seinem Tode der damaligen vollendeten Ausgabe der 40 Bände hinzugekommen. Die Fortsetzung seiner Lebensge-

schichte rate ich Ihnen nur sehr, zu lesen, sie ist an sich hübsch und anziehend und umfaßt gerade die Zeit, wo Ewald mit Goethe oft in Offenbach zusammentraf, so daß Sie an dieser Epoche ein doppeltes Interesse finden werden, da Sie Ewald oft von dieser Zeit sprechen hörten, und Ihre Erinnerungen jener Gespräche mit den Goetheschen Erzählungen vergleichen können. Da er seine Lebenserzählungen selbst Wahrheit und Dichtung nennt, so mag er sich große Freiheit dabei erlaubt haben. Ich glaube nicht, daß diese nachgelassenen Schriften sonst viel enthalten, das Ihnen nützlich oder angenehm zu lesen sein könnte. Zu den optischen und naturhistorischen kann ich Ihnen nicht raten, Sie werden von dieser Lektüre weder augenblickliche Befriedigung, noch irgend ernsthaften Gewinn ziehen.

Sie werden vielleicht in den Zeitungen ein Buch angekündigt gefunden haben, das den Titel führt: Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Wenn Ihnen dies in die Hände fällt, so rate ich Ihnen, es nicht ungelesen zu lassen. Sie werden darin große Unterhaltung finden, und es wird Ihnen nicht entgehen, daß die Verfasserin sehr ausgezeichnet ist durch Geist und Talent. Sie ist Witwe des als Dichter berühmten Achim v. Arnim und Enkelin der als Schriftstellerin so bekannten Frau v. Laroche; ihre Mutter war die Brentano, deren auch in Goethes Leben so oft erwähnt ist, und die mehrere Kinder hinterlassen hat. Frau von Arnim lebt in Berlin, da ihr Mann in der Nähe Güter besaß. In ihrer ersten Jugend ging sie in Frankfurt am Main viel mit Goethes Mutter um, die sie sehr lieb gewonnen zu haben scheint. Dadurch entstand die Bekanntschaft mit Goethe selbst, anfangs nur durch Briefe, nachher persönlich. Sie hat nun zwei Bände Briefwechsel, teils mit Goethe, teils mit seiner Mutter, und einen Band Tagebuch drucken lassen. Das Hauptthema ist ihre leidenschaftliche Liebe zu Goethe. Nebenher kommen aber andere Erzählungen eigener und fremder Lebensereignisse, Betrachtungen und Râsonnements darin vor. Von Goethe geben uns diese Bände nur etwa dreißig Briefe, von welchen dazu einige nur wenig Zeilen enthalten. Große Anerkennung von Bettinas auch wirklich seltenem Geiste und ihrer wunderbaren

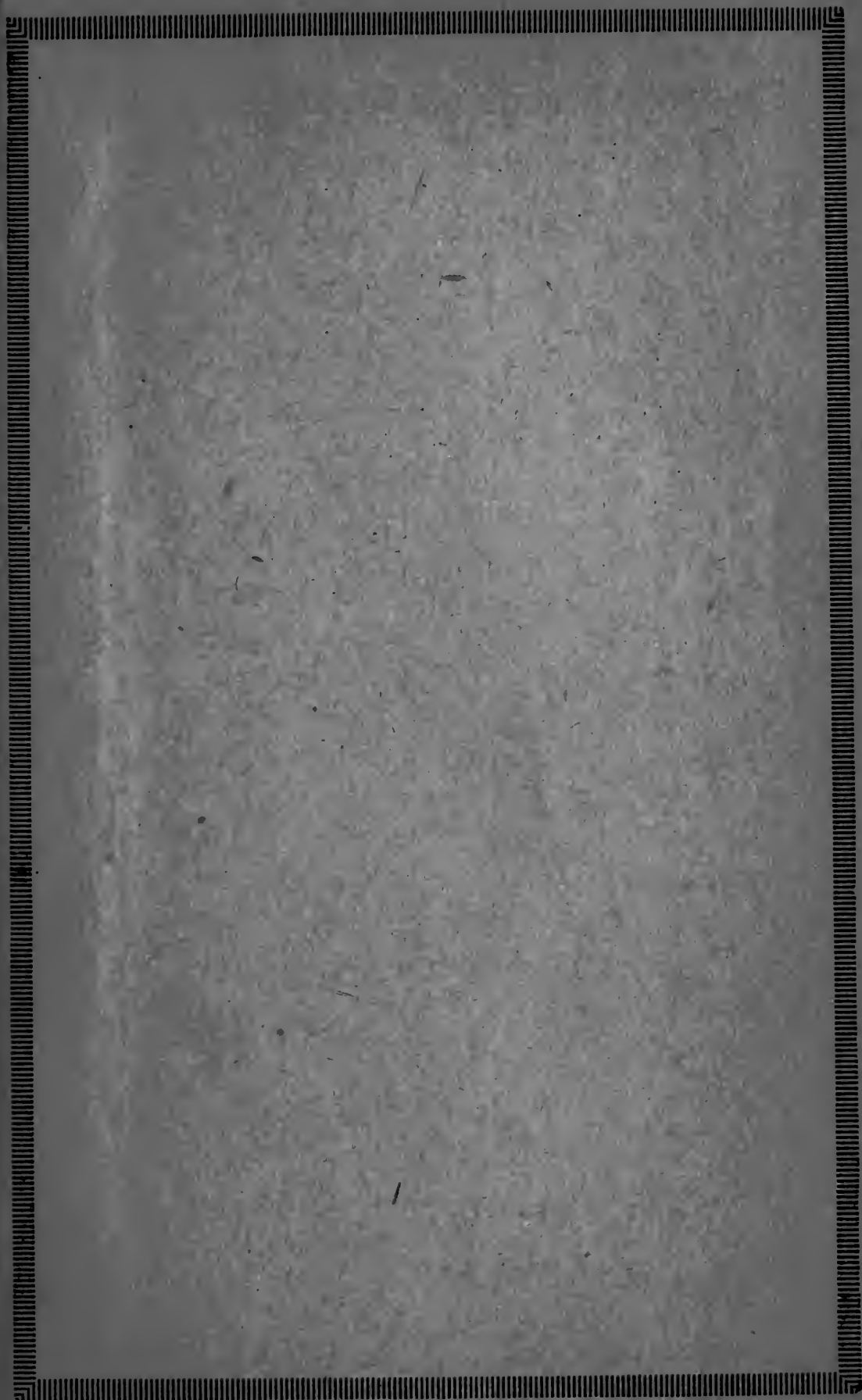
Originalität geht allerdings aus diesen Briefen hervor. Der Briefwechsel fällt in das Jahr 1807 und in die zunächst darauffolgenden, wo die Verfasserin zwar gar kein Kind, sondern ganz herangewachsen, aber allerdings sehr jung war. Im ganzen macht das Buch viel Aufsehen und findet viel Beifall, obgleich auch das wirklich Schöne und Geniale immer wieder mit Stellen untermischt ist, die durch die sonderbare Lebendigkeit des Ausdrucks mißfallen können. Ueberhaupt ist zu bedauern, daß sich mit der wahren und schönen Originalität so manche Züge wunderlicher Launen vermischen. Ueber Goethes Mutter enthält das Buch viele und überaus hübsche Details. Diese war, wie es scheint, nicht gerade sehr bedeutend von Geist und Charakter; aber ihre Lebendigkeit, ihre Lust an Menschen und selbst an Vergnügungen, besonders eine gewisse originelle Stimmung mögen doch auf den Sohn eingewirkt haben. Das Arnimsche Buch liefert recht lebensfrische Briefe von ihr. Eine durch Tiefe des Gefühls höchst interessante Erzählung in den Briefen der Frau von Arnim ist die Erzählung des Todes eines Fräuleins von Günderrode, von der Sie gewiß schon gehört haben. Sie brachte sich selbst ums Leben. Eine unglückliche Liebe führte sie zu diesem gewaltsamen Entschluß.

Den 28. März.

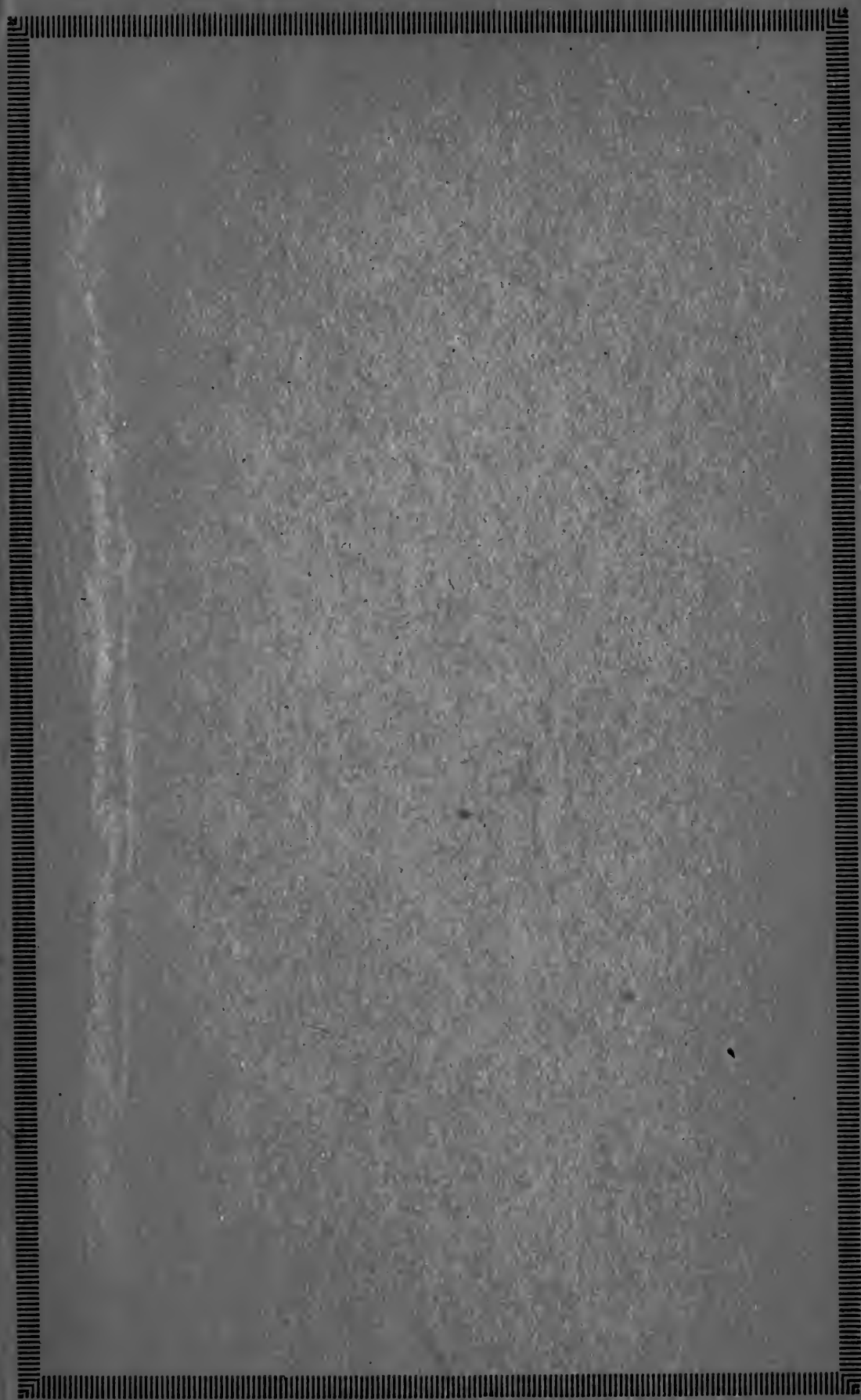
(Elf Tage vor dem Tode Wilhelm v. Humboldts.)

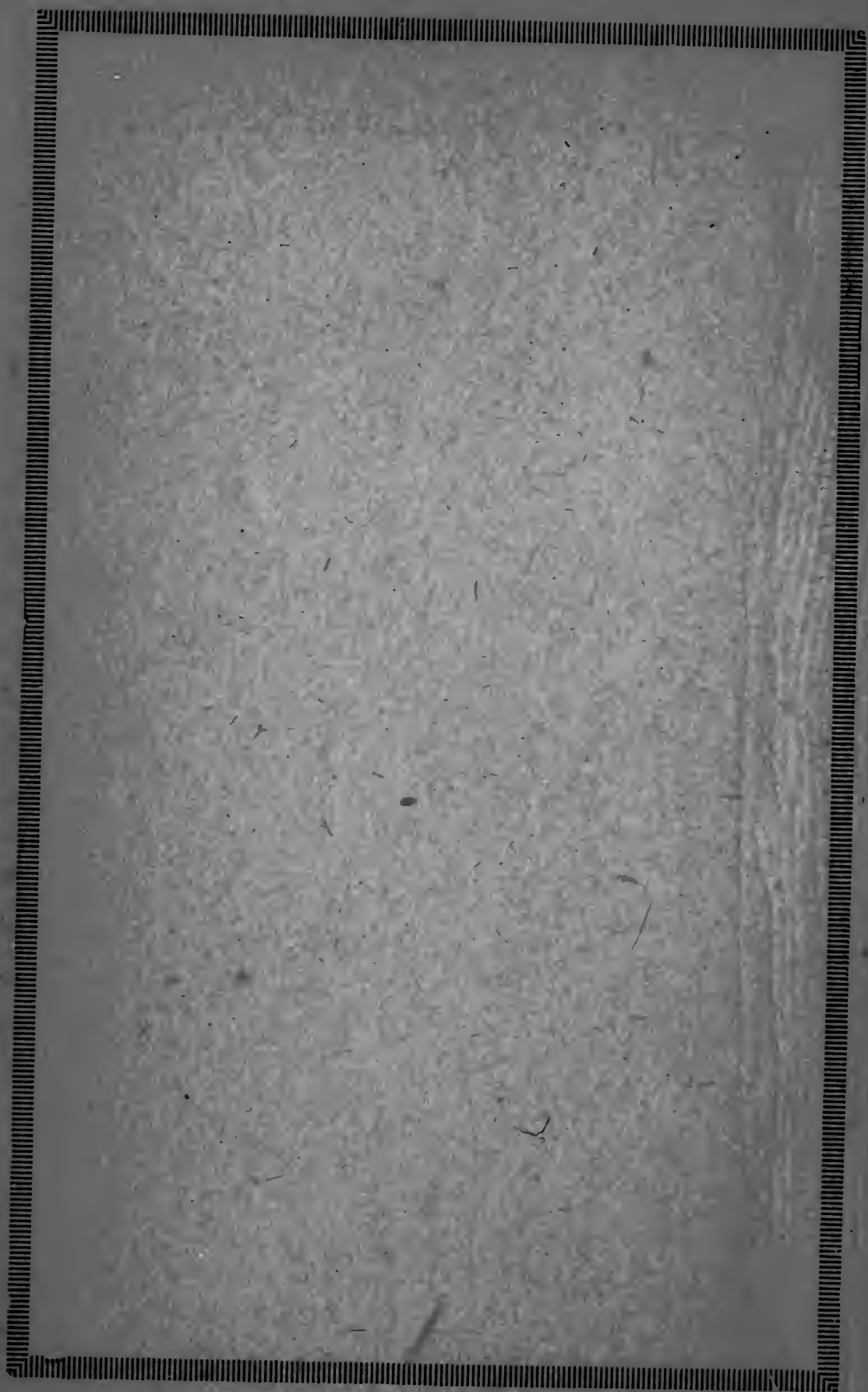
Ich besitze seit dem 23. Ihren Brief vom 18., liebe Charlotte, habe ihn aber noch nicht ganz gelesen, da ich meinen Augen wenig zutrauen darf, und mir andere Beschäftigungen dazwischen kamen. Mit unveränderlicher, inniger Teilnahme der Ihrige. H.

(Empfangen den 4. April 1835.)



Druck der Spamerschen Buchdruckerei, Leipzig





BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY



3 1197 22467 3332

